

150.

Karl Friedrich Beckers

# Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Vierter Theil.





Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1829.


LIBRARY
AUG 1 0 1976
UNIVERSITY OF TORONTO





# Privilegium
## von der freien Stadt Frankfurt.

---

Wir Bürgermeister und Rath der freien Stadt Frankfurt thun Kund hiermit:

Nachdem die Herren Duncker und Humblot, Buchhändler in Berlin, darum nachgesucht haben, daß ihnen gegen den Nachdruck des Werks: Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte, sechste Ausgabe. Neu bearbeitet von Johann Wilhelm Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel, 14 Bände, welches in ihrem Verlage erscheint, ein Privilegium verliehen werde, diesem Gesuch auch statt gegeben worden, als ertheilen Wir hiermit gedachter Buchhandlung der Herren Duncker und Humblot, ihren Erben und Erbnehmern das gebetene Privileg, auf den Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren, von untersetztem dato an, in der Maße, daß das obenbemerkte Werk in dem angegebenen Zeitraum in dieser freien Stadt und deren Gebiet, bei Strafe der

Confiscation und einer angemessenen Geldbuße, so wie Verurtheilung in den verursachten Schaden im Ganzen und Einzelnen, weder ganz noch theilweise, noch auch unter sonstigem Namen nachgedruckt, noch irgend ein Nachdruck verkauft werde, und daß die Herren Bittsteller und deren Erben und Erbnehmer bey diesem Privileg von den hiesigen Behörden stets geschützt werden sollen: wohingegen dieselben Ein Exemplar des gedachten Werks auf Median Papier, an die hiesige Stadtbibliothek kostenfrei abzuliefern haben.

Urkundlich gewöhnlicher Unterschrift und Beidruckung des größern Stadt-Insiegels.

Gegeben am drei und zwanzigsten Dezember ein Tausend, acht hundert acht und zwanzig.

Bürgermeister und Rath der freyen Stadt Frankfurt

(gez.) **D. Stark.**

(L. S.)

(gez.) vt. **D. Harnier.**

# Vorrede zur fünften Ausgabe.

Der vierte und fünfte Band des Becker'schen Werkes, welche gegenwärtig erscheinen, enthalten die Geschichte des Mittelalters. Die drei ersten Zeiträume desselben bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren bisher nur in der Gestalt vorhanden, die ihnen Becker gegeben hatte, und bedurften, so manche gelungene Darstellung des Einzelnen sie auch enthielten, einer durchgängig neuen Bearbeitung alles dessen, was Staat, Kirche und die inneren Verhältnisse überhaupt betrifft, wenn das Mittelalter in dem Zusammenhange seiner eigenen Entwickelung erscheinen sollte, und nicht in einer der falschen Färbungen, die ihm ungerechte Abneigung oder unbegründete Vorliebe geliehen haben. Wer hier unter andern die Schilderung des Papstthums im elften Jahrhundert lies't, den muß ich bitten, auch einen Blick auf die Würdigung desselben im dreizehnten und funfzehnten zu werfen. In unseren Tagen, wo man die Ansichten eines historischen Schriftstellers lieber einer politischen oder sonstigen Parteiung, von

der man ihn befangen wähnt, zuschreibt, als den Ergebnissen ruhiger Forschung, ist diese Bemerkung nicht überflüßig. Außer den von jenen Verhältnissen berichtenden Abschnitten haben auch andere ansehnliche Erweiterungen erfahren, wenn sie, wie der erste Kreuzzug z. B., gegen die sonstige Ausführlichkeit allzu dürftig erschienen. Überhaupt darf ich sagen, daß in diesen Zeiträumen wenige Seiten ohne Zusätze oder Berichtigungen geblieben sind. Anders verhält es sich dagegen mit dem vierten Zeitraum, welcher den größten Theil des fünften Bandes einnimmt. Dieser rührte fast ganz von Woltmann her, und die Veränderungen beziehen sich hier meistens auf den Ausdruck. Doch bedurften auch einige Abschnitte dieser Periode der Erweiterung, wie die von den großen Concilien des funfzehnten Jahrhunderts. Daß noch Manches zu thun übrig bleibt, weiß ich sehr wohl. Billige Richter werden aber nicht die Frage nach Dem, was überhaupt noch Alles hätte geleistet werden können, zum Maßstabe ihrer Beurtheilung machen, sondern die, ob das Neue Verbesserung und zweckmäßige Erweiterung sey.

Berlin, im März 1825.

J. W. Loebell.

# Vorrede zur sechsten Ausgabe.

In diesem neuen Drucke der das Mittelalter betreffenden Bände habe ich, wie in der Alten Geschichte, die Aufgabe, das Werk nicht bloß wie ein fremdes hier und da zu verbessern, sondern vermittelst durchgreifenderer Mittel seinem Ziele nach meinen besten Kräften immer näher zu führen, nie aus den Augen verloren. Vieles in dem alten Gebäude erschien dem ersten Blicke noch tauglich, was sich jetzt neben so manchen neu eingesetzten Werkstücken nicht mehr wohl ausnehmen würde; Anderes mußte auch aus Mangel an Zeit in meiner ersten Bearbeitung noch unberührt gelassen werden. Die Ergebnisse schärferer Prüfung und besserer Muße, so wie die Benutzung mancher neuen Hülfsmittel, haben nun vielfache Berichtigungen und Erweiterungen, auch die völlige Umschmelzung einer Reihe von Abschnitten, in den gegenwärtig erscheinenden Bänden veranlaßt. Da ich es für zweckmäßiger gehalten, die Mittlere Geschichte nicht, wie in den früheren Auflagen, bis zur Eroberung von Constantinopel, son-

dern bis zur Entdeckung von America zu führen, so wird der sechste Band, in den dieser Zeitabschnitt gehört, in einer noch bedeutender veränderten Gestalt erscheinen.

Berlin, im Februar 1829.

J. W. Loebell.

# Inhalt des vierten Bandes.



## Mittlere Geschichte.



### Erster Zeitraum.

Von der Auflösung des Weströmischen Reiches bis auf den Tod Karls des Großen (476—814).

---

## Mittlere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

### Von Karl dem Großen bis auf Gregor VII. (814—1085).

## Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

### Von Gregor VII. bis auf Rudolf von Habsburg (1085—1273).



(Der Schluß dieses Zeitraums im fünften Bande.)

# Mittlere Geschichte.

---

# Einleitung.

Wir haben am Schlusse des vorigen Zeitraums das südliche Europa, diesen bis dahin erleuchtetsten Theil der Erde, in einem allgemeinen Verfall, und die meisten Länder desselben in einer gänzlichen Auflösung ihrer bisherigen bürgerlichen Ordnung verlassen. In den unaufhörlichen Kriegen lag eine halbe Welt geschlachtet; viele große Städte standen verödet, oder waren gänzlich zerstört. Besonders war Italiens Zustand traurig, wo schon seit den letzten Zeiten der Römischen Republik Landbau und Bevölkerung mit der Kraft und dem bessern Sinne des Volkes immer mehr abgenommen hatten. Der Römische Bischof Gelasius (st. 496) sagt in einem Briefe, in Tuscien und den benachbarten Provinzen sey fast kein Mensch mehr zu sehen. So viel rhetorische Übertreibung in dieser Äußerung auch liegen mag, so bedeutsam ist sie doch für den Zustand jener Zeit. Nicht anders war es in Oberitalien. In den Städten wankte ein ausgehungertes und doch noch liederliches und freches Gesindel umher; wer Kraft hatte, ergriff die Waffen, und schlug sich zu den Bedrängern. Die Äcker lagen unangebaut, die Wiesen waren zu Sümpfen

geworden, und viele sonst blühende Gegenden Italiens, Ungerns und Galliens verwuchsen mit wildem Gesträuch, und verwandelten sich in Wüsteneien. Große Summen des vorher dagewesenen baaren Geldes verschwanden von der Erde durch vieles Vergraben in jenen Zeiten der Unsicherheit, und von daher stammen so manche zufällig entdeckte kostbare Urnen, welche unsere Münzsammlungen bereichert haben und noch immer bereichern.

Wir haben noch Schriften aus jenen traurigen Zeiten übrig, in welchen denkende und gefühlvolle Beobachter ihre Betrachtungen über dies grenzenlose Elend wehmüthig niedergelegt haben. Diese edlen Männer blicken in den jammervollen Umsturz etwa mit der Empfindung, wie man vor den Trümmern eines ehemals prächtigen Marmortempels steht, und in dem Schmerze über das viele Große und Herrliche, das nun zerstört vor ihnen liegt, sind sie geneigt, den Verlust für unersetzlich zu halten, die ganze Menschheit auf immer verloren zu geben, im Vertrauen auf die Verheißungen des Christenthums kein anderes Heil als in einer andern Welt zu hoffen, und den unbezweifelt nahen Untergang der gegenwärtigen mit Zittern und Gebet zu erwarten. Und diese Männer, wenn sie jetzt, nach dreizehn Jahrhunderten wieder erwachen könnten, würden die Bildung, deren gänzlichen Untergang sie schon betrauern zu müssen glaubten, auf eigenthümliche Weise wieder hergestellt und belebt, ja das nördliche Europa, zu ihrer Zeit noch der finstre Wohnsitz von Barbaren, im Besitz einer in vielem Betracht höhern und ausgebreitetern Cultur sehen, als der alten Welt je bekannt gewesen.

Zu zeigen, wie diese Ordnung aus jener Verwirrung hervorgegangen sey, ist es, was dem Geschichtschreiber obliegt. Abermals wird uns also eine Reihe anziehender

Entwickelungen in den nächsten Perioden der Weltgeschichte begegnen. Neue Völker treten auf, und neue Verfassungen bilden sich allmählig aus den neuen, zum Theil auf den Trümmern der alten Welt ausgesäeten Keimen. Das Christenthum legt um die getrennten Völker und Staaten ein Band der Vereinigung, und Rom erringt abermals die Weltherrschaft; aber nicht mit den Waffen, sondern durch die Gewalt religiöser Empfindungen und Bedürfnisse wird diese seine neue Herrschaft gegründet. Bald geräth sie in einen heftigen Kampf mit der weltlichen Macht, und dieser bildet den Mittelpunkt der merkwürdigen Begebenheiten jener großen Periode bis dahin, wo durch die beginnende Glaubensverbesserung auch dies zweite Gebäude Römischer Herrschaft in seinen Grundfesten erschüttert wird, und zum Theil in Trümmer fällt. Und da sich gegen dieselbe Zeit zugleich in den anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, im Staate, im Kriege, in den Wissenschaften und Künsten, große und folgenreiche Veränderungen zutragen, und neue Bahnen eröffnet werden, so schließt sich jene große Periode der Europäischen Geschichte, die mit dem Umsturze des Weströmischen Reiches beginnt, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts von selbst ab.

Der Name, welchen diese Hauptmasse der Weltgeschichte führt, der des **Mittelalters**, ist kein ganz schicklich gewählter, weil er eine bloße Beziehung auf die alte Zeit, die dem Mittelalter vorangegangen, und die neue, die ihm folgt, andeutet. Auch ist er zu einer Zeit entstanden, wo die herrschende Ansicht vom Mittelalter keine unbefangene und richtige war. Da die Periode, die ihm folgte, mit unbegrenzter Verehrung des classischen Alterthums begann, so sollte Alles, was sich von den

Formen desselben entfernte, reine Barbarei seyn; und da die besonderen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte, die Fortschritte derselben im Wissen wie in der Gesittung, große Veränderungen in allen Lebensverhältnissen herbeiführten, so erblickte man in dem Zeitraume, wo über Staat und Kirche, ja fast über alle Verhältnisse des Lebens ganz andere Begriffe vorwalteten, nichts als Rohheit, Unvollkommenheit und gänzlichen Mangel an Bildung. So verhält es sich aber keinesweges. So viel das Mittelalter auch von der höhern Geistes- und Lebenscultur des Alterthums verloren hatte, so sehr es auch von den folgenden Jahrhunderten an Erfindungen und in der Entwickelung des menschlichen Daseyns überflügelt worden ist: es war darum keinesweges eine Zeit allgemeiner Verfinsterung und Verwilderung, auf welche die künftigen Geschlechter vornehm herabsehen dürften. Vielmehr schuf sich das Mittelalter Formen, die seiner Denkungsart und Handlungsweise höchst angemessen waren, und sprach seine Gefühle und Anschauungen in Kunstwerken aus, deren Größe und Bedeutung nur ein verderbter, irregeleiteter Geschmack verkennen kann. Nur aus sich selbst und in Beziehung auf sich selbst muß das Mittelalter von seinem Geschichtschreiber behandelt werden, keinesweges aber danach, daß seine Formen für andere Zeiten und deren gänzlich veränderte Richtung mit Recht ganz unpassend gefunden werden.

Das Mittelalter theilt sich am natürlichsten in vier Perioden, welche den Stufengang seiner Bildung und Entwickelung bezeichnen.

I. Von der Auflösung des Weströmischen Reiches (476) bis auf den Tod Karls des Großen (814). Ein Zeitraum, während dessen die begonnene Völkerwanderung erst ihr völliges Ende erreicht, und die neugegrün-

deten Staaten noch um ihr oft schnell wieder vorüberge-
hendes Daseyn kämpfen.

II. Bis auf Gregor VII. (1085). Die Zeit, wo die Staaten sich befestigen und die Ideen, welche das Mittelalter lenken, sich immer mehr ausbilden.

III. Bis auf Rudolph von Habsburg (1273). Zeit der Kreuzzüge und Gipfel der Hierarchie, wo jene Ideen und ihre Wirkung am vollständigsten zur Erscheinung kommen. Eigentliche Blüthezeit des Mittelalters.

IV. Bis zur Entdeckung von America (1492). Die Zeit, wo die Formen und Ansichten des Mittelalters schon zu verfallen und zu verschwinden beginnen, und allmählig denen der neuern Zeit Platz machen.

---

# Mittlere Geschichte.

## Erster Zeitraum.

### Von der Auflösung des Weströmischen Reiches bis auf den Tod Karls des Großen.

(476—814.)

### 1. Theoderich, König der Ostgothen.

(Reg. in Italien 493—526.)

Wie der Deutsche Odoacer auch dem Namen des Kaiserthums im Westen ein Ende gemacht, und Italien gewonnen, hat der vorige Band (S. 511.) gelehrt. Er war schon zum Christen getauft, und dem Arianischen Glauben zugethan, doch ohne Haß gegen die katholische Partei. Vielmehr leitete ihn sein Christenthum zu allgemeiner Schonung und zu einer lobenswerthen Milde und Behutsamkeit. Er achtete die alten Römischen Einrichtungen, stellte sogar nach siebenjähriger Unterbrechung das Consulat wieder her, und besetzte es mit den würdigsten Römern. Er behielt die Gesetze der Kaiser bei, und ließ sogar die Civilverwaltung Italiens in den Händen des prätorischen Präfecten (Th. III. S. 463.) und seiner Unterbeamten. Über das Adriatische Meer und über die

Alpen that er Kriegszüge, um Dalmatien und Noricum als Grenzländer zu gewinnen. Dem Westgothenkönig Eurich überließ er, was dieser im südlichen Gallien erworben hatte, und so schien seine Regierung gesichert.

Allein auch er sollte von einem Stärkern verdrängt werden. Die Ostgothen hatten, als sie, nach dem Tode Attila's, von der Herrschaft der Hunnen frei geworden waren, vom Kaiser Marcian Pannonien (das westliche Ungern) zum Wohnsitz erhalten, und drei Brüder aus dem Geschlechte der Amaler (Th. III. S. 477.) theilten sich darein. Doch mußten ihnen die Griechischen Kaiser jährlich eine Geldsumme zahlen, um von den Plünderungen des beutelustigen Volkes verschont zu bleiben. Zu mehrerer Sicherung jener darüber geschlossenen Verträge sandte Theodemir, einer jener drei Brüder, seinen siebenjährigen Sohn Theoderich als Geisel nach Constantinopel (zwischen 459 und 462). Dieser erhielt dort im kaiserlichen Palast eine anständige Erziehung, und ohne eigentlich den Wissenschaften obzuliegen, faßte er doch die Kenntnisse und Einrichtungen der Byzantinischen Griechen, die ihnen fortwährend große Vorzüge über die umwohnenden Barbaren gewährten, mit regem Sinne auf. Achtzehn Jahr alt, kehrte er unverderbt an Seele und Leib zu seinem Vater zurück, welchem damals auch die Herrschaft seiner Brüder zugefallen war, und als Theodemir bald nachher starb, wurde der Sohn einstimmig als Nachfolger anerkannt. Der Oströmische Kaiser Zeno (unten Abschn. 9.), welcher den Werth des Jünglings wohl erkannte, bemühte sich aus allen Kräften, ihn durch Gunstbezeugungen, unter andern durch die ihm für das Jahr 484 ertheilte Consulwürde, dann auch durch Einräumung eines Gebietes in Mösien, an sich zu fesseln, und sich

seiner gegen andere in Thracien aufgenommene Ostgothen zu bedienen. Aber Theoderich durchschaute diese hinterlistigen Absichten, und beschloß endlich, nach mehreren Zwistigkeiten und wiederholten Einfällen in das Byzantinische Gebiet, sich diesem zweideutigen Verhältniß zu entziehen, und einen größern Schauplatz für seine Thatkraft zu suchen, womit er den Wünschen seiner Gothen nur entgegen kam. Er machte daher dem Kaiser Zeno den Antrag, mit allen seinen Gothen nach Italien zu ziehen, und den Anmaßer Odoacer (denn als solchen betrachtete ihn der Byzantinische Hof) aus diesem schönen Lande zu vertreiben. Nach einer andern Nachricht schlug der Kaiser dem Könige, der eben im Begriff war feindselig gegen Constantinopel vorzudringen, die Besitzergreifung Italiens vor. Man kann diese scheinbar widersprechenden Nachrichten sehr wohl mit einander vereinigen, wenn man annimmt, daß die Wünsche beider Fürsten einander entgegenkamen, und daß der Byzantinische Stolz den Ostgothenkönig vermochte, öffentlich das als eine Vergünstigung zu erbitten, was ihm vom Kaiser vorher an die Hand gegeben war. So brach denn das Volk der Ostgothen, mit Weibern, Kindern, Vieh und aller Habe aus Mösien auf (488), und wanderte, ein gewaltiger Strom, durch das Land der Gepiden, die, da sie den Durchgang wehren wollten, geschlagen wurden, den Julischen Alpen zu, ein Weg von drittehalbhundert Deutschen Meilen. Auf die Nachricht eilte Odoacer mit seinem Heere herbei. Er stieß auf den furchtbaren Schwarm in der Gegend des zerstörten Aquileja (489), wurde geschlagen, und setzte sich fliehend an der Etsch in der Nähe von Verona. Zum zweiten Male verlor er hier eine Schlacht, und mußte hinter den Mauern Ravenna's Sicherheit suchen.

Doch ein Feldherr des Besiegten, der zu Theoderich übergegangen war, und sich dann zu seinem alten Herrn zurückwandte, gab durch diese doppelte Verrätherei dem Letztern wieder auf einige Zeit die Oberhand, bis Theoderich, durch herzueilende Westgothen verstärkt, eine dritte Schlacht an der Adda (490) gewann, und Odoacer sich zum zweiten Male in das feste Ravenna zurückziehen mußte. Theoderich durchzog ganz Italien, unterwarf es sich völlig, erhielt von den Vandalen den Besitz Siciliens, und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoacers ein Ende zu machen. Aber drei Jahre lang vertheidigte sich der tapfere Mann in der belagerten Stadt, bis zuletzt das Murren der Einwohner ihn zwang, des Eroberers Vergleichsvorschläge anzuhören. Er übergab die Stadt auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle (26. Febr. 493). Die ersten Tage der neuen Freundschaft wurden mit Gastmählern und Spielen gefeiert, aber noch mitten unter den Lustgelagen ward plötzlich der böser Entwürfe verdächtige Odoacer ermordet, und kurz darauf sein ganzer Anhang ausgerottet, Theoderich dagegen von seinen Ostgothen zum einzigen König von Italien ausgerufen.

Ein ganz neues Geschlecht ward also jetzt auf den entarteten Stamm der alten Römer gepfropft. Gegen 200,000 streitbare Männer sollen die Gothen gezählt haben, welche den dritten Theil aller Ländereien für sich in Anspruch nahmen. Theoderich nahm, wie schon die letzten Abendländischen Kaiser gethan, seinen Wohnsitz meist in Ravenna, und ordnete von hier aus mit durchdringendem Herrscherblick die Verwaltung seiner weitläufigen Staaten. Denn ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inseln, sondern auch ein Theil des südlichen

Galliens, die Länder zwischen den Alpen und der Donau, und ein großer Theil von Pannonien und Dalmatien. Nordwärts sicherte er seine Grenzen durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbarn. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm. Allemannen und Baiern lehnten sich an ihn an; sein Ansehen und seine Macht zeichneten selbst den Franken in ihren Eroberungen gegen die Westgothen Grenzen vor; und unter den Geschenken fremder Fürsten, die von Zeit zu Zeit in Ravenna einliefen, befand sich auch Schwedisches Pelzwerk und Preußischer Bernstein. Der Byzantinische Hof, welcher nach dem Erlöschen des westlichen Kaiserthums die Oberhoheit über Italien wenigstens durch Anerkennung oder Verwerfung der dortigen Regierung üben wollte, bestätigte, wiewol ungern und zögernd, Theoderichs Herrschaft, und dieser ließ sich einen solchen Schein gefallen, weil er dadurch in den Augen der Italiener Weihe und Rechtmäßigkeit erhielt. Es waren aber bloß unbedeutende Achtungsbeweise, welche Theoderich dem Oströmischen Kaiser zollte; in der That machte er seine völlige Unabhängigkeit gegen denselben geltend, bei zweimaligem Anlaß auch mit den Waffen.

Während er so seine Lage von außen sicherte, traf er mit gleichem Eifer die weisesten Maaßregeln zur Befestigung seiner Macht von innen. Theoderich war weit davon entfernt, die Römische Verfassung umzustürzen; die Staatsverfassung blieb fast ganz so, wie er sie vorfand; den Senat, die Statthalter der Provinzen, die Behörden, welche Constantin der Große eingeführt hatte, behielt er bei, und besetzte sie in der Regel mit Römern; es veränderte sich in Italien fast nichts, als daß jetzt ein Gothischer König die Stelle in dem Staatsgebäude ein-

nahm, die für einen Römischen Kaiser bestimmt war. Eben so verhielt es sich mit den Gesetzen und der Rechtspflege; nicht bloß die Römer behielten ihr Recht bei, sondern, mit einer merkwürdigen Ausnahme von dem Grundsatze aller anderen Deutschen Völker, sollte dasselbe fortan auch für die Gothen gelten. Es scheint dabei die Absicht Theoderichs gewesen zu seyn, durch die Gewöhnung der Gothen an das Römische Gesetz beide Völker einander näher zu bringen, da die Gleichheit des Rechts einen bedeutenden Punkt der Vermittelung zwischen ihnen bilden mußte *). In Einer Hinsicht hielt Theoderich jedoch eine strenge Trennung zwischen Gothen und Italienern fest. Den Ersteren nämlich wies er den Wehrstand und unabläßige kriegerische Übungen als ihren Beruf an. Die bürgerlichen Gewerbe sollten dagegen den Eingebornen überlassen bleiben. Ja der König soll (was indeß nicht sehr glaublich scheint) die Gothen sogar abgehalten haben, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, weil „diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die jung schon vor der Ruthe gezittert hätten." Er selbst hatte nicht einmal seinen Namen aus freier Hand schreiben gelernt, sondern mußte die vier Anfangsbuchstaben desselben durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren, zeichnen. Doch besaß er regen Sinn für feinere Bildung, und zog die kenntnißreichen Römer mit Achtung hervor. Unter diesen nahm Cassiodorus die erste Stelle ein, ein Mann aus einer alten Römischen Familie entsprossen, von großer Gelehrsamkeit und Einsicht, und in den öffentlichen Geschäften wohl erfahren. Er genoß

*) S. Manso Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien S. 94.

Theoderichs Zutrauen im höchsten Grade, und wurde von ihm zu den höchsten Staatswürden befördert. Er war der erste Minister des Gothischen Königs, dessen meiste Verfügungen aus seiner Feder flossen. Eine uns noch übriggebliebene Sammlung dieser Verordnungen ist die Hauptquelle für Theoderichs Geschichte, aber in einer schlechten Schreibart abgefaßt, weitschweifig, dunkel und voll unnützen Prunks, ein trauriger Beweis für den tiefgesunkenen Geschmack jener Zeit unter den gebornen Römern, und daß es nicht die Germanischen Barbaren waren, von denen er ausging.

Wie sein ganzes Volk war Theoderich dem Arianischen Glauben zugethan, aber er übte gegen Andersdenkende eine für jene Zeiten bewundernswürdige Duldung und Milde. Die Katholiken wurden weder verfolgt, noch irgend in ihren Rechten gekränkt; in ihre Kirchenangelegenheiten mischte sich Theoderich nur mit großer Behutsamkeit, und nur so weit, als es durchaus nöthig war. Auch die Juden nahm er gegen Verfolgungen in Schutz.

Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte Theoderich eine Reise nach Rom, und hielt daselbst einen Triumph im Römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm im feierlichen Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden pflegten. Er selbst hielt eine Rede an das Volk, und verweilte ein halbes Jahr in Rom, um die Meisterwerke dieser noch immer prächtigen Stadt recht bewundern zu können. Gerührt von so viel Majestät und Herrlichkeit setzte er große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus, und zeigte sich dadurch des Besitzes dieser heiligen Erde würdig.

Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung drei und dreißig Jahre währte, mußte dem durch so

lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher fast erstorben gelegen, blühten nun fröhlich wieder auf, und die allgemeine Sicherheit war so groß, daß man im Sprichwort sagte, man könne in Italien unbesorgt seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach allem, und war in allen Dingen thätig. In Zeiten feindlicher Bedrohung zog er nach Verona, außerdem war, wie schon erwähnt ist, sein gewöhnlicher Aufenthalt Ravenna.

Dies ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach Römischem und Griechischem Sprachgebrauch ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern allein, sondern auch das Erhalten, nicht das Herrschen, sondern das Regieren und Ordnen, nicht das Umstürzen, auch das Beruhigen am Herzen lag. Nur kurz vor seinem Ende sehen wir den trefflichen Mann von der Milde, die seine ganze übrige Regierung bezeichnet, abweichen, und zu Handlungen gereizt, die man aus seiner Geschichte wegwünschen möchte. Die Veranlassung dazu war folgende. Im Jahre 523, unter der Regierung des Kaisers Justin I., ergingen von Constantinopel aus die härtesten Verbote gegen den Arianismus. Theoderich, der darin noch etwas mehr als religiösen Verfolgungsgeist sah, und in dem Neffen des Kaisers, dem unternehmenden Justinian, viel bösen Willen gegen sich argwohnte, fertigte deshalb eine Gesandtschaft nach Constantinopel ab, und einmal zu Mißtrauen gereizt, lieh er einer Anklage sein Ohr, welche einen Römischen Senator, Albinus, als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft verdächtig machte. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Recht-

schaffenheit gleich ehrwürdig, ward, weil er in der Vertheidigungsrede für seinen Freund die Worte gebraucht, er selbst und der ganze Senat seyen des Verraths gerade eben so schuldig als Albinus, gleichfalls ins Gefängniß geworfen, und wurde einige Zeit nachher unter Martern hingerichtet. Bald darauf traf dasselbe Schicksal auch Boethius Schwiegervater, den greisen Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohns zu laut gemurrt (525). So sehr man auch geneigt seyn möchte, den großen Theoderich hier übereilter Härte und Grausamkeit zu zeihen, da die Geschichte von erwiesenen Verbrechen der Angeklagten nicht spricht, so sehr dient doch die ganze Lage der Verhältnisse, wo nicht zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, doch zu seiner Entschuldigung. So viele Wohlthaten Theoderich den Italienern auch erzeigt hatte, so beneidenswerth sie ihre Lage auch finden mußten, wenn sie dieselbe mit ihrer frühern, so wie mit der ihrer meisten Nachbarn verglichen; sie konnten es doch nicht vergessen, daß ihr Fürst ein Barbar und ein Ketzer war. Von einem solchen regiert zu werden, galt ihren eingewurzelten Vorurtheilen für eine Schmach, und da an dem Byzantinischen Kaiser keiner von beiden Flecken haftete, so entstand bei Vielen das Verlangen, unter die Herrschaft desselben zu kommen; den Druck und das Elend, welche ihrer dann unausbleiblich warteten, vergaßen sie. Einmal mit diesen geheimen Wünschen bekannt, und voll von dem bittern Gefühle, seine großen Wohlthaten nicht anerkannt zu sehen, glaubte Theoderich, in einem dringenden Falle von der strengen Form des Gesetzes abweichen zu dürfen, und die geheime Verbindung der Angeklagten mit dem Byzantinischen Hofe mag, wo nicht unwiderleglich dargethan, doch sehr wahrscheinlich gemacht worden seyn. Nicht lange

nach diesen Begebenheiten starb Theoderich am 26. August 526, und hinterließ das Ostgothische Reich (Söhne hatte er nicht) seinem Enkel Athalarich, dem Sohne seiner Tochter Amalasuntha. Schon bei seinem Leben hatte er sich ein großes Grabmal erbauen lassen.

---

## 2. Chlodwig, König der Franken.

(481—511.)

Um dieselbe Zeit gründete der Franke Chlodwig einen Staat, welcher, den Namen dieses Volkes tragend, nach mannigfaltigen Veränderungen fortdauert bis auf den heutigen Tag, während der Ostgothische bald nach dem großen Theoderich wieder unterging. Die Franken standen damals noch unter mehreren Fürsten, und waren in Salische und Ripuarische getheilt. Die Salischen Franken saßen im nördlichen Gallien, die Ripuarischen oder Uferfranken an den Ufern des Niederrheins. Den südwestlichen Theil Galliens hatten um diese Zeit, wie in der Alten Geschichte erzählt ist, die Westgothen inne; an der Saone und Rhone hatten sich die Burgunder ausgebreitet; Armorica (Bretagne) war unabhängig, und zwischen der Loire und Seine behauptete sich noch Syagrius, ein Römischer Feldherr.

Chlodwig (Ludwig), Sohn des Frankenkönigs Childerich, und Enkel des Merovåus, folgte seinem 481 in seiner Hauptstadt Tournay verstorbenen Vater schon als funfzehnjähriger Jüngling in der Regierung über einen Theil der Salischen Franken. Aber sein Erbe war ihm viel zu beschränkt, und bald beschloß er einen Angriff auf Syagrius. Er forderte ihn heraus, Ort und Zeit des

Kampfes zu bestimmen, und Beide rüsteten sich. Chlodwig verband sich mit zwei anderen Fränkischen Fürsten und schlug mit ihrer Hülfe den Syagrius bei Soissons (486). Der Geschlagene floh nach Toulouse zu Alarich II., König der Westgothen, der seinem Vater Eurich (Th. III. S. 511.) in der Herrschaft gefolgt war. Chlodwig forderte den Flüchtling vom Alarich; dieser war feig genug, ihn auszuliefern, und Chlodwig ließ ihn hinrichten. In Kurzem war alles Land bis an die Loire Fränkisch.

Dieser Sieg und diese Eroberungen sind als die Gründung des eigentlichen Frankenreichs zu betrachten, welches sich nachmals, wie der Verfolg der Geschichte zeigen wird, über ganz Gallien und ganz Deutschland erstreckte. Als das letztere wieder davon getrennt ward, ist der Name Frankreich nur dem ehemaligen Gallien geblieben.

Das durch Fruchtbarkeit und Anbau ausgezeichnete Burgundische Reich war etwa um das Jahr 470 unter vier Brüder getheilt worden, die, dem Willen ihres verstorbenen Vaters Gundioch zufolge, Chilperich in Genf, Godemar in Vienne, Godegisel in Besançon und Gundobald (Th. III. S. 510.) in Lyon, wohnen sollten. Allein die Brüder bekämpften sich unter einander selbst; in einem Kriege wider den Mächtigsten, Gundobald, unterlagen Chilperich und Godemar. Der Erstere ward gefangen und auf Befehl des Siegers mit zwei Söhnen enthauptet, seine Gemahlin in die Rhone gestürzt; Godemar gab sich selbst den Tod; dem Godegisel überließ Gundobald das Gebiet von Genf. Noch waren zwei Töchter des ermordeten Chilperich am Leben. Schlau begehrte Chlodwig eine von diesen, die kühne Chlotilde, zur Ehe (493). So hatte er einen trefflichen Vorwand, entweder ihr väterliches Erbgut zu fordern, oder über ihre Verweigerung zu zürnen. Gun=

dobald willigte nach langer Wahl in die Ehe, und seine Nichte empfing von ihrem Bräutigam den kostbaren Brautring, auch nach altdeutscher Sitte, nach welcher die Töchter erkauft wurden, einen Goldgulden als Mahlschatz. Voller Freuden über ihre Erlösung aus der Haft des brudermörderischen Oheims, bat sie auf der Reise zum Chlodwig ihre Fränkischen Begleiter, sie gleich jetzt schon durch Abbrennung der Burgundischen Weiler an jenem Tyrannen zu rächen. Es geschah, und mit herzlicher Freude, ja sogar mit Dank gegen Gott blickte sie von Zeit zu Zeit in die weitleuchtende Landschaft zurück. Nach Empfang der Braut ließ Chlodwig auch ihre Schätze fordern. Gundobald schickte sie zornig, und nur auf Zureden seiner Burgundischen Räthe, nach, hatte aber diesmal noch Friede vor Chlodwig, weil dieser auf einer andern Seite beschäftigt war.

Deutschland war damals von mehreren unabhängigen, unter einander nicht verbundenen, und, wie die Franken, noch heidnischen Völkern bewohnt. Es waren dies die Allemannen, von der Lahn bis nach der Schweiz an beiden Rheinufern und in Schwaben bis zum Lech; östlich von ihnen bis zur Ens die Bajoarier oder Baiern, eine aus den Resten der Rugier, Turcilinger und anderer Deutschen Stämme erwachsene Völkerschaft*); die Thüringer von dem Harz bis zur Donau, und westlich bis zu den Grenzen der Franken und Allemannen; die Sachsen im größten Theile von Norddeutschland bis zur Elbe und zur Eider; die Friesen im äußersten Nordwesten. Die Allemannen überzogen 496 den Fürsten der Ripuarischen Franken, Siegebert, der in Köln saß, mit Krieg. Chlodwig

---

*) Mannert Geschichte Bayerns, Th. I. S. 10 fg.

eilte seinem Vetter gegen sie zu Hülfe, und schlug sie bei Zülpich, in der Nähe von Bonn, völlig aufs Haupt. Die Besiegten gehörten nun zum Frankenreiche, behielten aber ihre herkömmlichen Gesetze und Einrichtungen, ja sogar eigne Herzöge. Es ist noch ein Schreiben des großen Theoderich an Chlodwig aus dieser Zeit vorhanden, in welchem er ihm zu seinem Siege Glück wünscht, und ihn ermahnt, sich die bezwungenen Völker durch Mäßigung und Milde zu verbinden, und einen Theil der Allemannen, der sich in Ostgothischen Schutz geflüchtet, nicht weiter zu verfolgen. Auch scheinen die Allemannen in den oberen Rheingegenden erst nach Chlodwigs Zeiten unter Fränkische Herrschaft gekommen zu seyn.

Nach vielen oft zurückgewiesenen Vorstellungen Chlotildens nahm Chlodwig jetzt das Christenthum an. In dem hartnäckigen Treffen bei Zülpich hatte er das Gelübde gethan, wofern ihm Gott den Sieg gäbe, ein Christ zu werden. So geschah denn die Taufe am Weihnachtstage 496 zu Rheims von dem dasigen Bischof Remigius, mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes. Mit ihm empfingen dreitausend seiner Franken das heilige Bad, desgleichen seine Schwester Audoflede, die nachherige Gemahlin Theoderichs des Großen. Der damalige Papst Anastasius bezeugte ihm als einem zweiten Constantin seine Freude über diese Begebenheit, und nannte ihn den allerchristlichsten König, in so fern er nämlich im katholischen Glauben getauft worden war, während alle übrigen Abendländischen Fürsten Arianer waren, und selbst der Oströmische Kaiser Anastasius sich zu den als ketzerisch verdammten Lehren des Eutyches (Th. III. S. 527.) bekannte. Auf Chlodwigs Handlungsweise hatte sein Übertritt zum Christenthum freilich keinen Einfluß; es wäre indeß eben so

ungerecht wie bei Constantin, diesen Schritt darum für ein Heuchelspiel und lediglich aus Staatsgründen zu erklären, obschon Chlodwig dadurch in den Augen seiner Römisch-Gallischen Unterthanen allerdings außerordentlich gewann.

Jetzt gedachte Chlodwig des Burgundischen Gundobald, und achtete es nicht, daß der Sohn desselben, Sigismund, eine Tochter des mächtigen Theoderich zur Ehe hatte. Er verband sich heimlich mit dessen Bruder Godegisel in Genf, und zog nun gegen Gundobald. Dieser forderte alsbald seinen Bruder zur Hülfe auf; Godegisel erschien wirklich, und stellte sich zu ihm; als es aber bei Dijon zum Treffen kam, trat er plötzlich zu den Franken über und der bestürzte und geschlagene Gundobald floh nach Avignon. Hier hielt er sich tapfer gegen den belagernden Chlodwig, und ermüdete ihn so sehr, daß ihm derselbe gegen einen Tribut den Frieden bewilligte. Nachmals fiel Gundobald über seinen treulosen Bruder Godegisel her, überraschte ihn in Vienne, und machte ihn in einer Kirche nieder, wo der Flüchtige vergebens eine Freistatt gesucht hatte. Seitdem behauptete Gundobald das ganze Burgundische Reich bis an sein Ende (516), führte die Regierung mit Ruhm, und gab seinem Volke ein eigenes Gesetzbuch.

Nach dem Burgundischen Kriege unterwarfen sich die Britten in Armorica (unten Abschn. 8.) dem Chlodwig. Einige Jahre nachher kam der Krieg mit dem Westgothenkönige Alarich zum Ausbruch, nach dessen Ländern Chlodwig schon lange lüstern war. Vergebens suchte Theoderich durch ermahnende und drohende Briefe Chlodwig und seinen Schwiegersohn Alarich auszusöhnen und den Sturm zu beschwichtigen; Chlodwig behauptete, er müsse angreifen,

um nicht angegriffen zu werden. Die Stimmung der Katholiken im Westgothischen Reiche gegen den Arianischen König, die sogar in Aufstände ausbrach, kam dem Chlodwig trefflich zu Statten, und den katholischen Eifer seiner neubekehrten Franken zu gewinnen, sprach er in der Versammlung: „Es ärgert mich gewaltig, daß diese Arianer einen Theil von Gallien besitzen sollen! Laßt uns mit göttlicher Hülfe gehen, und uns das Land zueignen.“ Gundobald von Burgund und Siegebert von Köln ließen ihre Völker zu ihm stoßen, und so ward 507 aufgebrochen. Noch zu Paris, seinem Königssitze, versprach er, nach glücklicher Rückkehr den zwölf Aposteln eine Kirche zu erbauen, da, wohin seine jetzt ausgeworfene Streitaxt fallen würde. Dem heiligen Martin *) gelobte er, als er durch Tours kam, sein Streitroß.

Alarich II. erwartete ihn mit seinen Gothen zu Poitiers. Nicht weit von dieser Stadt, auf der Ebene von Vivonne, kam es zur Schlacht. Die Westgothen unterlagen, Alarich ward von Chlodwig selbst getödtet. Dieser verfolgte seinen Sieg bis Bordeaux, wo er den Winter blieb, nahm 508 den reichen königlichen Schatz zu Toulouse in Besitz, und ließ seinen Sohn Theoderich dort zurück, um mit den Burgundern die Westgothen völlig aus Gallien zu treiben. Er selber kehrte über Tours nach Paris zurück. Vor dem Kloster des heiligen Martin wollte er sein ihm werthes Streitroß mit hundert Goldstücken lösen, allein man sagte ihm, das Pferd sey gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Goldstücke zu, und nun ging es, worauf Chlodwig sagte, der heilige

*) Der im dritten Theile (S. 523.) erwähnte Martinus, Bischof von Tours, der auch nach seinem Tode eine besonders große Verehrung genoß, und als ein Wunderthäter betrachtet ward.

Martin sey gut in der Noth, aber theuer im Handel *). Dort kamen Gesandte von dem Griechischen Kaiser Anastasius zu ihm, und brachten ihm die Ehrenzeicheu des Patriciats, wodurch man in Constantinopel den mächtigen Nebenbuhler Theoderichs zu gewinnen, und zugleich den Schein einer Oberhoheit über Gallien zu erhalten dachte. Chlodwig empfing das Geschenk mit Dank, schmückte sich in der Abtei des heiligen Martin mit Purpurmantel und Krone, und ritt so bis zur Stadt, mit beiden Händen Geld unter die begleitende Menge ausstreuend.

Damit aber Chlodwig nicht das ganze Westgothische Reich an sich reißen möchte, stand jetzt Theoderich gegen ihn auf. Sein Feldherr Ibbas zwang an der Spitze eines großen Ostgothischen Heeres die vereinigten Franken und Burgunder die Belagerung von Arles aufzuheben, und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Doch behielt Chlodwig alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen. Den Westgothen blieb in Gallien nichts, als die später Languedoc genannte Provinz. Amalarich, Alarichs Sohn und Theoderichs Enkel, wurde erst nach dem Tode des Letztern König. Bis dahin ließ Theoderich das Westgothische Reich durch Statthalter in seinem eignen Namen verwalten.

Um nun auch alle Franken unter seine Herrschaft zu vereinigen, fehlten dem Chlodwig noch die Gebiete seiner vier Vettern, Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignomer, gegen die er sich empörender, höchst schändlicher Kunstgriffe bediente. Siegebert in Köln war alt und lahm, und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesem Letztern zeigte

*) Bei einer andern Gelegenheit, als er die Leidensgeschichte Jesu erzählen hörte, rief er aus: „Wäre ich nur mit meinen Franken da gewesen, ich hätte es ihnen vergelten wollen!“

Chlodwig die Aussicht auf ein Bündniß mit ihm und auf die Herrschaft seines Vaters, wenn dieser erst todt seyn würde. Der unmenschliche Sohn ließ hierauf seinen Vater im Schlafe ermorden, und gab sogleich dem Chlodwig davon Nachricht. Dieser schickte Gesandte an ihn ab, deren einer ihn selber meuchlings niederhieb. Und nun erschien Chlodwig, und fragte die Häupter der Ripuarischen Franken, ob sie sich seinem großen Reiche anschließen wollten. Sie offenbarten ihren Beifall durch Klatschen und Schreien, setzten ihn nach Deutscher Sitte auf einen Schild, und hoben ihn jubelnd als ihren König in die Höhe. „So fällete Gott täglich, sagt hierbei der Bischof Gregorius von Tours *); seine Feinde unter seiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte, und that, was seinen Augen wohlgefiel." Ein Ausspruch, den man unbegreiflich finden muß, wenn man ihn nicht auf Chlodwigs Bekehrung bezieht, die in den Augen des Bischofs, als eine That, die ein ganzes Volk zum Christenthume brachte, jegliches Andere überwog.

Chararich, in einer nicht genau mehr auszumittelnden Gegend, mußte angeblich dafür büßen, daß er bei Chlodwigs erstem Zuge gegen den Syagrius neutral geblieben. Er ward nebst seinem Sohne mit List aufgegriffen und zum Geistlichen geschoren, sein Land mit dem Frankenreich vereinigt. Auf einen Verdacht ließ der Tyrann jedoch bald darauf Vater und Sohn ermorden.

Jetzt war an Ragnachar in Cambray die Reihe. Dieser war seinen Unterthanen wegen seiner Schwelgerei verhaßt. Chlodwig brachte einige seiner Großen durch

*) Er lebte im sechsten Jahrhundert, und schrieb eine in barbarischem Latein abgefaßte, aber sehr wichtige Geschichte der Franken bis zum Jahre 591.

vergoldete Kupfergeschirre, die er für goldene ausgab, auf seine Seite, daß sie ihren rechtmäßigen Herrn, als Chlodwig öffentlich gegen ihn auszog, treulos verließen, ihn auf der Flucht ergriffen, und nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. „Pfui! rief ihm der Sieger mit erheucheltem Zorn entgegen, wie hast du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, dich binden zu lassen?" Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Zum Bruder aber fuhr er fort: „Und du, Elender, wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre sicher nicht gebunden worden." So hieb er auch diesen mit der Streitaxt zu Boden. Denen aber, die er mit den unechten Geschenken betrogen hatte, erwiederte er auf ihre Beschwerde: wer seinen Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold, und sie hätten es mit Dank zu erkennen, daß er ihnen noch das Leben lasse. Ein dritter Bruder, Rignomer, ward gleichfalls aus dem Wege geräumt, und nach ihm alle Vettern, welche noch Ansprüche auf Herrschaft hätten machen können. Ja um zu erforschen, ob noch jemand übrig sey, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen oft betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe, der im Nothfall ihm helfen könne. Ihm selber war es nicht beschieden, die Früchte seiner Grausamkeit lange zu genießen. Er starb schon im fünf und vierzigsten Lebensjahre (511) zu Paris, und hinterließ seine Gemahlin Chlotilde nebst vier Söhnen, Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar. Trotz seiner der Herrschaft willen begangenen Verbrechen, bleibt ihm der Ruhm, den Franken durch die Kraft und Kühnheit seines Geistes einen heroischen Schwung, die Bedingung künftiger Veredlung, gegeben zu haben.

---

## 3. Chlodwigs Nachfolger bis auf Brunehilds Untergang.

(511—613.)

Nach der unweisen Sitte jener Völker ward das kaum vereinigte große Frankenreich gleich nach Chlodwigs Tode in vier Theile, nach den vier Söhnen, getheilt. Theoderich bekam Alles, was die Franken in Germanien besaßen, nebst einem Theile des östlichen Galliens. Den westlichen und südlichen Theil der Monarchie theilten die anderen drei Brüder. Theoderich nahm seinen Königssitz zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Chlotar zu Soissons. Theoderichs Reich hieß Austrasien, Childeberts Antheil Neustrien; doch führte späterhin die gesammte westliche Ländermasse im Gegensatz zu dem östlichen, völlig Deutschen Austrasien, diesen Namen. Zum Glück für das Ganze kehrten die Brüder nicht, wie man nach dem sonstigen Geiste des Merovingischen Geschlechts erwarten möchte, die Waffen gegen sich selbst, sondern suchten sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern. Die drei letzten vereinigten sich 523 zur Eroberung des Burgundischen Reichs, das ihr Vater vergebens bekämpft hatte. Sie überwanden den König Sigismund, Gundobalds Sohn, und brachten ihn gefangen nach Orleans, wo ihn Chlodomir im folgenden Jahre (524) sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern in einen Brunnen stürzen ließ, um dessen Bruder Godomar, der nach ihm die Burgundische Herrschaft übernommen, sicherer bekriegen zu können. Der unmenschlichen That folgte die Rache auf dem Fuße. Chlodomir ward von den Burgundern in einem Treffen bei Vienne niedergehauen, und sein Kopf, auf eine Stange

gesteckt, umhergetragen. Sein Bruder Chlotar heirathete die Wittwe, Guntheuge, und theilte mit den beiden anderen Brüdern Chlodomirs Reich. Die Burgunder hatten nun noch einige Jahre Ruhe.

Über die Thüringer führten damals drei Brüder die getheilte Herrschaft. Der eine derselben, Hermannfried, mit einer Schwestertochter Theoderichs des Großen vermählt, strebte Herr des Ganzen zu werden. Einen Bruder ermordete er, gegen den andern suchte er des Fränkischen Theoderich Bündniß. Mit dessen Hülfe überwand er ihn auch, und eignete sich sein Land zu, da der Bruder selbst in der Schlacht geblieben war. Aber auch ihm sollte der ungerechte Erwerb nicht frommen. Nach Theoderichs des Großen Tode überfielen ihn die Fränkischen Brüder, Theoderich und Chlotar (527), unter dem Vorwande, er habe dem Erstern seine Versprechungen nicht gehalten, schlugen mit Hülfe der Sachsen die Thüringer, und verfolgten sie bis über die Unstrut. Hermannfried entrann diesmal noch, ließ sich aber einige Zeit nachher durch den trügerischen Theoderich zu einer Zusammenkunft nach Zülpich verlocken, und hier ward er, auf der Mauer im Gespräch mit jenem begriffen, meuchlings von einem wahrscheinlich durch Theoderich dazu bestellten Franken hinabgestürzt (530). Seitdem fügten sich die hauptlosen Thüringer der Fränkischen Herrschaft. Also gelang den Franken, was den Römern in der höchsten Blüthe nicht gelungen war, vom Rheine her einen großen Theil des mittlern Deutschland zu erwerben. Aber sie brachten auch nicht Knechtschaft wie die Römer, sondern ein Verhältniß, mehr Verbindung zu nennen, als Unterwerfung, zu welcher der Deutsche Freiheitsgeist seinen Nacken nicht gebeugt hätte. Den Sachsen ward für ihren Beistand der nördliche Theil

von Thüringen zu Theil. Hermannfrieds Wittwe, Amalaberg, floh zu ihrem Verwandten, dem Gothenkönig Theodat, nach Italien, und sein Sohn nahm Dienste im Heere des Griechischen Kaisers Justinian.

Gleich nach dem Thüringischen Reiche ging nun auch das so lange bedrohete Burgundische in dem gewaltigen Frankenreich unter. Die Söhne Chlodwigs brachen noch einmal ein (534), bezwangen das Heer des Godomar, und führten ihn selbst gefangen hinweg. Auch diese Neueinverleibten wurden, wie alle andere, bei ihren herkömmlichen Freiheiten und Gesetzen gelassen, ohne daß sie sich den Fränkischen Einrichtungen weiter fügen durften.

Chlotar, der jüngste der vier Söhne Chlodwigs, überlebte seine Brüder und deren Nachkommenschaft, und vereinigte so das ganze große Reich wieder (558), welches sich jetzt von dem Atlantischen Meere und den Pyrenäen bis zur Unstrut erstreckte. Die Provence war von des Ostgothischen Theoderichs Nachfolgern gleichfalls abgetreten worden, und späterhin verpflichteten sich auch die Erbherzoge der Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger zur Abhängigkeit von den Merovingischen Königen. Doch war diese Abhängigkeit lange Zeit fast nur dem Namen nach vorhanden.

So sehen wir das Reich der Merovinger nach außen heranwachsen zum mächtigsten des Abendlandes. Nach innen wird die Geschichte dieser Fürsten nun eine fast ununterbrochene Kette von Lastern und Tyrannei und von Unthaten blutdürstiger Grausamkeit und Rachgier, die sie, von Ehrgeiz und Herrschsucht verblendet, gegen einander selbst üben, wie das Haus des Pelops in der Dichtersage, so daß man sich beim Lesen dieser Frevelthaten entsetzt fragt, was aus jener Sittenreinheit geworden ist, welche die Römer an den Deutschen so rühmten.

Als Chlotar 561 starb, ward das Reich abermals unter seine vier Söhne, Charibert, Guntram, Chilperich und Siegebert zerstückelt. Wir sehen jetzt ein Chaos von Bruderkriegen und Gräuelthaten, bis endlich, nachdem Dolch, Gift und Schwert lange genug gewüthet haben, 613 das ganze Reich zum zweiten Mal unter Chlotar II., Chilperichs Sohn, vereinigt wird. Die ausführliche Erzählung dieser Merovingischen Gräuelgeschichten ist eben so widerwärtig als ermüdend. Den Charakter jener Herrscher kennen zu lernen, mögen hier nur einige Züge aus der Geschichte der beiden berüchtigten Königinnen Fredegunde und Brunehild stehen.

Siegebert in Austrasien und Chilperich in Soissons heiratheten zwei schöne und kluge Schwestern, Töchter des Westgothischen Königs Athanagild. Siegebert blieb seiner Gemahlin Brunehild treu, aber Chilperich ergab sich einer gemeinen Frankin, Namens Fredegunde, und verachtete seine königliche Gemahlin Galeswintha, die eines Morgens todt im Bette gefunden wurde. Aller Verdacht fiel auf Fredegunden, zumal da sie bald darauf selbst Gemahlin und Königin ward. Dies legte den Grund zu einem tödtlichen Hasse zwischen Brunehild und Fredegunde, der den ohnehin schon bestehenden Zwist der Brüder aufs Höchste steigerte, und das ganze Reich in Flammen setzte. Chariberts Tod (567) hatte Kriege über den Besitz seiner Länder unter den Königen veranlaßt. Siegebert war glücklich, vertrieb seinen Bruder Chilperich aus seinem Lande und seinen Eroberungen, und nahm Besitz von Paris. Chilperichs Große erhoben den viel würdigern Siegebert im Lager bei Vitry auf dem Schilde zu ihrem König; da ließ Fredegunde ihn während der Feierlichkeit durch erkaufte Meuchelmörder umbringen (575). Brunehild wurde

mit ihren Kindern zu Paris von Chilperich gefangen, und streng bewacht. Aber sie fand in Fredegundens Stiefsohn, Meroveus, einen unerwarteten Freund, der sie sogar heirathete. Dafür ward er bald nachher auf Fredegundens Anstiften ermordet. Ihr unversöhnlicher Haß verfolgte auch seine Freunde, deren Einen, den Bischof Prätextatus von Rouen, sie am Altare ermorden ließ. Dasselbe Schicksal hatte ihr Stiefsohn Chlodwig, den sie beschuldigte, drei Söhne, welche sie damals an einer Krankheit verloren hatte, durch böse Zauberkünste aus der Welt geschafft zu haben. Auch die Königin Audovera, Chlodwigs verstoßene Mutter, ließ das unmenschliche Weib umbringen.

Bald nachher ward König Chilperich, als er von der Jagd zurückkam, mit zwei Dolchstichen getödtet (584), nach einer Nachricht auf Fredegundens, nach einer andern auf Brunehilds Anstiften. Brunehild leitete für ihren Sohn Childebert in Austrasien die Regierung, und Fredegunde führte über ihren erst viermonatlichen Sohn Chlotar II. die Vormundschaft. So standen sich denn die beiden Feindinnen mit Herrschergewalt gegenüber, und strebten sich gegenseitig zu verderben. Fredegunde sandte ihrer Nebenbuhlerin zuerst einen Geistlichen zu, der sie ermorden sollte, und da dieser unverrichteter Sache zurückkam, ließ sie ihm zur Strafe Hände und Füße abhauen. Einige Zeit nachher sandte sie zwei andere Mörder, und abermals Geistliche, mit vergifteten Messern zum jungen Childebert, aber diese wurden entdeckt und nach grausamen Martern hingerichtet. Sodann regte sie mehrere Austrasische Große zu einer Verschwörung gegen ihren Herrscher an, die aber entdeckt und vereitelt ward, und gegen König Guntram sandte sie zweimal Meuchelmörder. Auch im

Innern ihres Reiches regierte Fredegunde wie ein Nero. Sie ließ Hohe und Niedrige, die ihr im Wege standen, martern, blenden, hinrichten. Mit ihrer Stieftochter, der gleichfalls lasterhaften Rigunthis lebte sie in ewigem Zwiste. Es kam oft zwischen beiden zu Schimpfworten und Faustschlägen. Einmal nach solch einem Auftritte sagte die Mutter: „Was bist du mir länger beschwerlich? Nimm deines Vaters Sachen und bediene dich ihrer nach Wohlgefallen." Sie führte sie darauf zu einer großen Truhe, hob den Deckel auf, lehnte ihn an die Wand, und beugte sich dann hinüber, die Kostbarkeiten herauszuholen. „Ei nimm dir selbst, sprach sie nach einer Weile, ich bin schon müde." Rigunthis hatte kaum den Kopf hineingesteckt, als Jene den schweren Deckel der Truhe ihr auf den Nacken fallen ließ. Das Geschrei einer Magd zog zum Glück schnell genug Helfer herbei, und die Unglückliche ward noch gerettet. Aber ihr Zustand war entsetzlich, die Augen waren ihr weit aus dem Kopfe hervorgequollen.

Brunehild in Austrasien ließ indeß die Großen dieses Landes ihre harte Herrschaft fühlen, und that Alles, um die königliche Gewalt zu stärken. Auch wurde Austrasien, als Guntram starb, durch Burgund, welches dieser besessen, vergrößert. Childebert starb indeß schon 596 im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Reich ward unter zwei Söhne getheilt. Diesen Augenblick benutzte Fredegunde zum Kriege gegen ihre Feindin. Ihr Heer gewann eine große Schlacht, aber sie erfreute sich des Sieges nicht lange, indem sie schon im folgenden Jahre (597) starb. Der Haß der Austrasischen Großen vertrieb Brunehild zu ihrem jüngern Enkel Theoderich II. von Burgund, welcher nach einiger Zeit zu ihrer großen Freude

mit seinem Bruder Theodebert von Austrasien in Krieg gerieth. Zwei große Siege der Burgunder sättigten Brunehilds Rache an den Austrasiern. Theodebert ward gefangen, und mit seinen Söhnen getödtet (612). Als aber Brunehild nun auch das Geschlecht Fredegundens ihre Macht fühlen lassen wollte, starb Theoderich an der Ruhr (613). Jetzt in ihrem achtzigsten Jahre stand sie mit vier kleinen Urenkeln, Theoderichs Söhnen, allein da, und wollte im Namen des ältesten die Regierung führen. Aber die Franken waren ihrer, der minderjährigen Könige und der vormundschaftlichen Regierungen satt; sie boten Chlotar II. die Herrschaft an. Dieser vereinte nun, wie schon gesagt ist, das gesammte Frankenreich wieder, und Brunehild, die sich von Fredegundens Sohne nichts Gutes versprechen durfte, suchte zu entkommen, ward aber ergriffen. Chlotar ließ zwei von den Knaben ermorden, des dritten schonte er, weil er ihn aus der Taufe gehoben, der vierte rettete sich durch die Flucht, ohne daß man etwas von seinen ferneren Schicksalen weiß. Der alten Königin hielt Chlotar, auf den sich das ganze Gift der Rachsucht seiner Mutter gegen diese Frau vererbt hatte, eine Reihe von Verbrechen vor, an deren größtem Theile wenigstens sie unschuldig war. Aber die versammelten Franken, von heftigem Hasse getrieben, stimmten mit lautem Geschrei in ihr Todesurtheil ein. Drei Tage lang ließ Chlotar die Unglückliche foltern, dann auf einem Kameel im ganzen Heere zur Schau herumführen, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Arme und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen. Bei allem Bösen, welches die Geschichte von dieser Königin meldet, wissen doch Zeitgenossen auch viel Löbliches und Rühmliches von ihr zu sagen, und der vollendeten Verruchtheit

einer Fredegunde sind ihre Thaten gewiß nicht gleich zu stellen *).

---

## 4. Verfassung der Germanischen Staaten.

Es ist eine der Geschichte und dem Gange, welchen die Entwickelung unseres Geschlechts überall genommen, durchaus widersprechende Ansicht, sich die alten Deutschen als rohe Barbaren vorzustellen, oder sie gar mit den Wilden

*) Doch hat selbst Fredegunde einen Vertheidiger gefunden an einem Geschichtschreiber wie Luden, im achten Buche seiner Geschichte des Teutschen Volkes (Bd. III.). Nach seiner Meinung hat den größten Theil der ihr zugeschriebenen Unthaten der lästernde Neid ohne Grund auf sie gebracht, und die Geschichtschreiber haben die falschen Gerüchte unbedachtsam aufgenommen und fortgepflanzt. Eben so urtheilt er von der Hinrichtung der Brunehild, daß die Schriftsteller bei dieser Erzählung dem übertreibenden und gräßlicher machenden Gerüchte gefolgt seyen, weil es „gegen die Natur und darum unmöglich, daß Chlotar es gewagt haben sollte, die königliche Frau, welche mit Allen, die groß und vornehm waren in diesem Reiche, in Verbindung gestanden, in einem Alter, das Ehrfurcht gebeut, öffentlich und vor den Augen der Leute, die ihr gedient und sich ihres Wohlwollens erfreut hatten, auf eine so ausgesucht schandbare und niederträchtige Weise zu entwürdigen, zu quälen, zu morden." (Andere haben dagegen gemeint, daß Brunehilds Andenken von den Fränkischen Geschichtschreibern gegen die Wahrheit mißhandelt worden sey, um eine so unmenschliche Hinrichtung einigermaßen zu entschuldigen.) Luden bemüht sich auch, manche andere Gräuel der Merovinger durch ähnliche Annahmen und Folgerungen aus der Geschichte zu löschen. So die Treulosigkeit und den Verrath Chlodwigs gegen die übrigen Fränkischen Fürsten, als mit der Natur der Verhältnisse im Widerspruch. Man gewänne freilich einige Beruhigung über die Geschichte dieses dem Deutschen Volke, dem solche Schandthaten sonst Gott Lob! fremd sind, der Abstammung nach angehörenden Herrschergeschlechts, wenn man sich dieser Überzeugung hingeben könnte.

anderer Welttheile in Eine Classe zu werfen. Wilde erzeugen nur wieder Wilde, und schreiten in ihrem Zustande nie vorwärts, wenn ihm Einzelne nicht durch äußere Nöthigung entrissen, wenn ihnen fremde Lebensweisen nicht künstlich eingepfropft werden; keinesweges aber vermögen sie jemals, wie die Germanen es gethan, indem sie vorgefundene Trümmer einer zerstörten Welt mit eigenthümlichem Geiste durchdrangen, eine in allen Formen des Lebens neue Bildung hervorzurufen. Auch in den Wohnsitzen, welche die Deutschen Völker einnahmen, ehe sie die Länder besetzten, die bis dahin das Abendländische Reich gebildet hatten, zeigten sie durch hohen und edlen Sinn, durch religiöse und gesetzliche Einrichtungen, wie durch den Ackerbau, den sie trieben, eine über den rohen Zustand wilder Völker weit emporragende Cultur. Nur waren ihre Sitten und Gebräuche, ihre Neigungen und Bedürfnisse, so wie ihre ganze Lebensweise noch durchaus einfach und naturgemäß, und entfernt von der Verfeinerung und Mannigfaltigkeit, zu welcher die Völker erst nach einer geraumen Zeit der Entwickelung gelangen, wenn ihre Cultur nicht überall eine von außen angenommene und angelernte ist. Diesen einfachen Verhältnissen gemäß waren auch die Staatseinrichtungen der Germanen, und daher von denen der Völker des Alterthums, zumal des spätern und verfeinerten, ganz verschieden. Eine dem Orientalischen Despotismus ähnliche Herrschaft konnte bei dem ungemeinen Freiheitssinn der Deutschen nicht aufkommen, und eben so wenig jene aus den Verhältnissen freier Stadtgemeinden hervorgegangenen Verfassungen der Griechen und Römer, da sie das Leben in den engen, ummauerten Städten nicht liebten, ja sich nicht einmal gern in Dorfschaften zusammenthaten, sondern am liebsten auf einzelnen Höfen saßen,

wo sie des Gefühls ihrer Unabhängigkeit am meisten froh wurden. Eine aus solchen einzelnen Wohnern eines Bezirkes bestehende Landgemeinde war ihr Staat, Abwehr wider den äußern Feind und Gewährung des Rechts bei Zwistigkeiten der einzelnen Glieder waren die Hauptangelegenheiten desselben, und die Versammlung der Gemeinde allein im Besitze der höchsten Gewalt. Der zu Krieg und Frieden in jedem Bezirke oder Gau gesetzte oberste Beamte, der Graf, führte den Vorsitz in den Gerichten und leitete das Geschäft, aber das Urtheil selbst sprach er nicht; dies war das ehrenvolle Recht der freien Hausväter des Gaues, in dieser Beziehung Schöffen genannt *). Doch bei weitem nicht alle Bewohner desselben genossen dieser vollkommnen Freiheit, welche Rechtsfähigkeit und Stimme in der Volksgemeinde gewährte; denn außer den eigentlichen Knechten gab es auch andere Unfreie, einem Herrn zinspflichtig und in dessen Schutze stehend, meist durch Eroberung in diesen Stand hinabgedrängt **). Andrerseits waren unter den Freien auch edle Geschlechter, die in besonderem Ansehen standen, aus denen die Könige genommen wurden, bei denjenigen Stämmen, wo diese Würde eingeführt war. Sonst wurden für den Krieg Herzoge als Oberanführer gewählt.

Kampf und Krieg war das Leben der alten Deutschen; hier fand der, der die Geschäfte des Friedens verachtete, seine ganze Spannkraft wieder ***). Doch die

*) v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, Bd. I. S. 157 fg.

**) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. I. §. 15.

***) Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem. Tacit. German. c. 15.

Kriege, die, zur gemeinsamen Abwehr geführt, alle Freien im Stamme zur Theilnahme verpflichteten, aber auch nur in der Volksgemeinde beschlossen werden konnten, ereigneten sich so häufig nicht, als die Kampflust sie herbeiwünschte; daher Viele, der unwillkommnen Muße zu entgehen, sich in das Gefolge eines durch Adel und Kampfruhm ausgezeichneten Führers begaben, und ihm Fehden durchfechten halfen, die ihnen fremd waren, oft bei anderen Stämmen gesucht wurden. Verbindungen zu gemeinsamen Zwecken, Verbrüderungen aus freier Wahl nach der gleichen Lebensweise und Neigung, sind eine durch die ganze Deutsche Geschichte gehende Erscheinung. Dieser Waffendienst galt bei den sonst auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtigen Deutschen für keinen Schimpf, eine leidenschaftliche Anhänglichkeit und Treue gegen den Führer beseelte das Gefolge; Alle wetteiferten, durch tapfere Thaten einen hohen Platz in seiner Gunst zu erwerben, seiner Sicherheit, seines Ruhmes wegen trotzten sie jeder Gefahr. Die ganze spätere Verfassung der Germanen hat ihre Keime in diesen Gefolgschaften; aber auch von der im Ritterthume ausgebildeten Erlernung des Krieges als einer Kunst hat man in dieser steten Waffenübung der Jüngeren unter einem Meister nicht mit Unrecht Spuren gefunden *). Jeder Herzog, jeder König war mit einem solchen Gefolge umgeben, und manche Eroberungskriege, welche die Geschichte als Unternehmungen eines ganzen Volkes aufgezeichnet hat, können nach allen Umständen nur Züge mit dem Gefolge gewesen seyn, welches sich auf diese Weise öfters von seinem Stammvolke ganz trennen mochte.

Ein halbes Jahrtausend verging den Germanen unter

*) Möser Osnabrückische Geschichte, Th. I. Abschn. 1. §. 36.

Reibungen und Kämpfen mit den Römern, sie lernten das Leben von vielen neuen Seiten kennen, und immer mächtiger erwuchs in ihnen der Trieb, auch ihrem Daseyn eine größere Entfaltung zu geben, und in schönen, fruchtbaren, wohlangebauten Ländern mit reichen Städten zu wohnen und zu herrschen. Aber ihre eignen Wohnsitze durch Mühe und Fleiß in solche Landschaften umzuschaffen, war ihrer Natur nicht angemessen; sie wollten einen solchen Besitz unmittelbar und schon fertig; von alten Zeiten her dünkte den Germanen, daß die Schärfe des Schwerts das beste Mittel sey, ein gewünschtes Ziel zu erreichen *). Daher sie sich nun in den Ländern, die lange nur das Ziel der Plünderungs- und Beutezüge gewesen waren, förmlich niederließen. Die entarteten Nachkommen der ehemaligen Welteroberer vermochten den tapfern Männern nicht zu widerstehen, die nun da friedlich herrschen wollten, wo ihr bloßer Name schon lange Schrecken und Zittern verbreitet hatte. In den Provinzen war jede vaterländische und volksthümliche Gesinnung, die dem Kampfe ein würdiges Ziel gegeben hätte, in der Form des Kaiserreichs längst untergegangen, und der Verlauf dieser Geschichte hat uns schon gezeigt, wie ganz Westeuropa sich unter die Herrschaft der Germanen beugen mußte. Wenn auch nicht von allen diesen Eroberern, wie von dem großen Theoderich, gerühmt werden kann, daß sie die Lage der Einwohner verbessert und eine höhere Blüthe der eroberten Länder herbeigeführt haben, so ist es doch andrerseits ganz irrig, sie als Zerstörer und Vernichter eines bestehenden ruhigen bürgerlichen Zustandes zu betrachten. Im vollen

*) Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore adquirere, quod possis sanguine parare. Tacit. German. c. 14.

Besitz ihrer Güter konnten die Einwohner allerdings nicht bleiben, denn Landerwerb und Ertrag eines reichen Besitzthums, um sich eines stattlichen Lebens zu erfreuen, war der Zweck der Eroberung; keinesweges aber wurden sie von Haus und Hof gejagt und zu Sklaven gemacht, sondern nur angehalten, mit den Siegern zu theilen. So nahmen die Ostgothen, wie oben schon bemerkt ist, den dritten Theil der liegenden Gründe oder einen verhältnißmäßigen Theil vom Ertrage; die Burgunder von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile, Wälder blieben gemeinschaftlich; die Westgothen in Spanien nahmen auch zwei Dritttheile. Von den Franken sind dergleichen Bestimmungen nicht aufgezeichnet; roher als jene, mögen sie mehr nach dem augenblicklichen Bedürfniß als nach einer bestimmten Regel genommen haben.

So bedeutend nun auch die Macht der Deutschen Könige in den eroberten Ländern vergrößert worden war, indem sie hier nicht bloß Haupt und Führer eines stets auf seine Freiheit trotzenden Volkes, sondern auch, in der nächsten Zeit nach der Eroberung wenigstens, unumschränkte Gebieter der in der Gewohnheit des Gehorsams eingelebten alten Einwohner waren, so fehlte doch viel, daß sie ihre Macht jetzt allein auf diese Grundlage hätten bauen können. Bei dem anfänglich noch höchst unsichern und schwankenden Besitz dieser Eroberungen blieb das Gefolge ihre vornehmste und nothwendigste Stütze, die sie nicht ungestraft vernachlässigen durften. Deswegen suchten sie die Krieger noch mehr an sich zu ziehen und sich enger zu verknüpfen. Dazu bot sich ihnen aber kein besseres und bequemeres Mittel dar, als die Verleihung von Grundstücken, deren sie sehr viele besaßen, da ihnen alle kaiserlichen Privatgüter zugefallen waren. Die Waffengefährten des Königs, deren

vielleicht manche, als zu dessen Person gehörig, bei der Landvertheilung nicht bedacht worden waren, erhielten auf diese Weise, was der Deutsche damals am eifrigsten wünschte, Besitz von Ländereien, und leisteten dagegen das Beste, was der Mann nach ihren Begriffen zu gewähren vermochte, Kriegsdienst. Anfangs erschien das, was der König gab, noch nicht als Ersatz für das Geleistete, sondern als bloße Gunst, da ja das Gefolge ohnehin verbunden war, die Kriege seines Fürsten zu führen. Als aber, gelockt durch diese großen Vortheile und durch die Bahn des Ruhmes, die jetzt allein hier offen stand, sich immer Mehrere und die Edelsten und Besten der Nation in den Dienst und das Gefolge des Königs drängten, und sich dem natürlichen Durste nach Thätigkeit gemäß drängen mußten, wurde bald die Verpflichtung zum Kriegsdienst als eng verbunden mit dem Besitze des verliehenen Gutes betrachtet. Ein solches Gut hieß beneficium, später feudum, Deutsch Lehen, im Gegensatz der Allode, des eigenthümlichen Besitzes; die das Lehen empfingen, Getreue, Mannen, Vasallen *). Daß die Könige sich anfangs für ermächtigt hielten, das, was ihre freie Gunst gewährt hatte, auch wieder zurückzunehmen, geht aus mehreren Bei-

---

*) Bei den Franken in der Merovingischen Zeit kommen als Benennung dieses Dienstadels die Ausdrücke Leudes und Antrustionen vor, nach der gewöhnlichen Ansicht (auch Eichhorns, a. a. O. Th. I. §. 47.) als gleichbedeutend, nach Luden, Geschichte des teutschen Volkes, Bd. III. S. 263, hingegen waren die Antrustionen (von trauen, die Betrauten des Königs) ursprünglich Befehlshaber der Leudes eines Gaues. Ob Vasse, welche Benennung gleichfalls oft für Lehnsmann gebraucht wird, und Vasall ganz einerlei sind oder nicht, ist streitig. Nach Eichhorn, §. 194. waren Vassen diejenigen, welche vermöge ihrer Geburt in keiner Dienstpflicht standen, aber in den Dienst eines Herrn getreten waren, um ein Beneficium zu erwerben.

spielen hervor; je mehr man aber anfing, das Gut als Ersatz für den Kriegsdienst zu betrachten, je fester wurde auch der Besitz, zuletzt ward er erblich. Und so bildete sich ein neuer Stand im Staate, der bald der mächtigste und bedeutendste wurde, oder in dem sich vielmehr neben der Geistlichkeit alle Macht und Bedeutung vereinigte, ein Stand, welcher dem hohen Adel der heutigen Europäischen Staaten seinen Ursprung gegeben hat. Im völligen Gegensatz mit der ursprünglichen Germanischen Verfassung traten die vollkommen freien Männer derselben in den Hintergrund, da die Könige es viel bequemer fanden, ihre Kriege, wo es irgend thunlich war, durch das bloße Aufgebot der Vasallen zu führen, als sie erst der Berathung in der Versammlung des Volks zu unterwerfen. Die heimathliche Staatseinrichtung, die der Natur und ungekünstelten Lebensweise des alten Germaniens trefflich zusagte, aber auch nur den einfachen Verhältnissen zusagen konnte, mußte bei den mannigfaltigeren Richtungen und der Entwickelung eines reichern Lebens, welche die Besitznahme der vordem Römischen Provinzen herbeigeführt hatte, ungenügend gefunden werden, und statt ihrer trat jetzt, wo die gegenseitige Stellung des Königs und der Vasallen die Angel war, um die sich Alles drehte, die Lehnsverfassung hervor. Damals wurden die Könige durch diese Umwandlung nicht unumschränkter als sie früher gewesen waren, vielmehr traten ihnen die Vasallen, der frühern Abhängigkeit, der sie doch ihre Erhebung verdankten, ganz vergessend, bald noch trotziger gegenüber, als vormals die Freien. Die Merovinger bedurften ihrer besonders in den unaufhörlichen Bruderkriegen; je mehr sie aber Jene durch verschwenderische Vergebung von Beneficien zu gewinnen trachteten, je höher stieg mit ihrer Verarmung

ihre eigne Ohnmacht, je abhängiger wurden sie von den Leudes. Auch die Hof- und Staatsbeamten erscheinen als ein Theil dieses mächtigen Kriegsadels, und um so bedeutender, als es ihnen am leichtesten wurde, große Beneficien an sich zu reißen. In so fern sie dem Könige zu Diensten verpflichtet waren, hießen sie Ministerialen, ein in mehrfachem Sinne gebrauchter Name, den auch die geringeren unfreien Dienstleute des Königs sowol als die Leudes führten. Der Erste jener Hofbeamten war der Hausmeier (Major domus), der an der Spitze der Leudes stand und daher durch ihre wachsende Macht immer mehr emporgehoben ward. Wir werden bald sehen, welch eine Rolle diese Hausmeier im Verfolge der Fränkischen Geschichte spielen. Übrigens waren es nicht die Könige allein, welche Beneficien vergaben, sondern auch die Kirche und weltliche Große verliehen Güter und Rechte zu bedingtem Besitz, und standen dann, wie die Könige, im Verhältnisse des Lehnsherrn (senior) zu dem Lehnsmann, welcher dafür eine Dienstpflicht übernahm.

---

## 5. Gesetze und Sprachen der Germanischen Völker.

In der Geschichte Theoderichs des Großen ist erwähnt worden, daß seine Einrichtung, welcher zufolge für Römer und Gothen dasselbe Recht gelten sollte, eine Ausnahme von der Regel der übrigen Germanischen Völker machte. Es ließen diese nämlich die Römer bei ihren Gesetzen, und lebten fortwährend, wiewol unter Jenen und mit ihnen vermischt, nach ihren väterlichen Rechten *). Diese waren

*) „Daraus ist der Zustand des bürgerlichen Rechts hervor-

auf Gewohnheit und Herkommen gegründet, wurden aber schon früh, bald nach der Gründung der neuen Staaten niedergeschrieben. Die älteste dieser Sammlungen scheint die Westgothische, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, zu seyn; nächstdem haben wir noch die Salischen, Burgundischen, Ripuarischen, Allemannischen, Bairischen, Friesischen, Sächsischen und Thüringischen Gesetze. Sie sind sämmtlich in Lateinischer, als der damals allein amtlichen Sprache verfaßt. Der Hauptinhalt dieser Sammlungen ist Bestimmung der Geldstrafen, durch welche Verletzungen an Leib, Leben und Eigenthum eines Andern gebüßt werden mußten. Daß die richterliche Gewalt das Recht habe, Verbrecher gegen eine Privatperson, selbst Mörder, am Leben oder am Leibe zu strafen, war ein den alten Germanen fremder Gedanke. Nur über Diejenigen, die sich durch Verrath oder Feigheit an dem Gemeinwesen vergangen hatten, konnte Todesstrafe verhängt werden, und zwar nur von der Volksgemeinde. Ursprünglich lag es den Verwandten eines Erschlagenen ob, seinen Mord an dem Thäter zu rächen; das Friesische und Sächsische Gesetz erkennen sogar eine solche Selbstrache unter dem Namen der Fehde ausdrücklich an; aber schon im Tacitus ist

---

gegangen, welchen wir mit dem Ausdruck der persönlichen Rechte oder persönlichen Gesetze bezeichnen. Wir Neueren nämlich gehen von dem Grundsatze aus, daß die Art des Rechts durch das Territorium bestimmt werde; wer in demselben lebt, muß nach dessen Recht sein Eigenthum und seine Verträge beurtheilen lassen, die nationale Abstammung ist ganz ohne Einfluß. Nicht so im Mittelalter, wo in demselben Lande, ja in derselben Stadt der Lombarde nach Lombardischem, der Römer nach Römischem Rechte lebte. Ja dieselbe Verschiedenheit des Rechts galt auch für die Germanen verschiedener Stämme; der Franke, Burgunder, Gothe, lebten an demselben Orte, jeder nach anderem Rechte." v. Savigny, a. a. O. Th. I. S. 91.

von Genugthuung der Familie des Erschlagenen durch eine Zahlung, die damals noch in Vieh geleistet wurde, die Rede. Diese Genugthuung (Wehrgeld, compositio) wurde bei steigender Cultur in Geld ausgedrückt, und der Unterschied des Standes kam dabei besonders in Betracht. So ist in den Salischen Gesetzen das Wehrgeld des Antrustionen auf sechshundert, das des freien Franken auf zweihundert, das des Litus (Unfreien) auf hundert, des zinsbaren Römers auf fünf und vierzig, des Leibeigenen auf fünf und dreißig Goldgulden (solidi) bestimmt. Und eine Buße von fünf und vierzig Solidi stand, wie auf das Leben des zinsbaren Römers, auf den Diebstahl eines Leithundes, eines Habichts, eines eingehegten Bienenstocks, eines zahmen Hirsches, eines Hengstes, einer trächtigen Stute, eines Fuder Grases und einer Menge Weintrauben, die zu Wagen fortgeschafft werden mußten. Es werfen diese Bestimmungen ein merkwürdiges Licht auf das Werthverhältniß der Dinge bei den damaligen Franken. Überall sieht man das Bestreben, der richterlichen Willkühr so wenig Spielraum als möglich zu lassen, daher über jede Art von körperlichen Verletzungen eine genaue Taxe gegeben ist. Da ist ausgemacht, wie viel für ein Auge, Ohr, Zahn, für den zweiten, dritten, vierten Finger, für einen Hieb, nach welchem Blut geflossen, für einen andern, wo die Knochen gebrochen und sichtbar geworden sind, gezahlt werden soll. Zu dem Wehrgelde oder der Buße kam noch die Erstattung des Schadens, und eine Strafe an das gemeine Wesen, welche Fredum genannt ward, und einem Drittel des Wehrgeldes gleich zu seyn pflegte. Wer das Wehrgeld nicht aufzubringen vermochte, verfiel in Dienstbarkeit. Daß indeß, trotz der Bestimmtheit dieser Gesetze, von den freien und stets bewaffneten Deutschen

die Entscheidung ihrer Streitigkeiten nicht häufig bei den Richtern gesucht worden seyn mag, läßt sich aus ihrer Sinnesart schließen, und die Geschichte ist voll von Beispielen der Selbsthülfe, die schwere Verwickelungen nach sich ziehen.

Der Beweis durch den Eid ward nach einer eigenthümlichen Germanischen Sitte durch Eidhelfer verstärkt, deren Zahl nach der geringern oder größern Wichtigkeit der Sache von Einem bis auf zwei und siebzig steigen konnte, die gleichfalls durch einen Eid versicherten, daß der Schwörende die Wahrheit gesagt. Der Sinn davon war, daß sie durch ihren Eid erklärten, sie glaubten an die Wahrheit des seinigen, und hielten ihn nach ihrem Wissen eines falschen Schwures nicht fähig. Wo die Wahrheit auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu ermitteln war, schritt man zum Ordale oder Gottesurtheil. Von diesem kommen in jener frühern Periode drei Arten vor, der Zweikampf, der Kesselfang und die Feuerprobe. Wer im Zweikampfe den Sieg davon trug, hatte als Kläger die Schuld des Gegners dargethan, als Beklagter die eigne Unschuld erwiesen. Beim Kesselfang mußte der Beschuldigte aus einem mit siedendem Wasser angefüllten Kessel etwas heraufholen; bei der Feuerprobe ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, oder darüber hinweggehen. Wer unverletzt blieb, ward als unschuldig erkannt. Diese Beweise gründeten sich auf den Wahnglauben der Zeit, daß die Gottheit Schuld und Unschuld jedesmal auf unmittelbare und sichtbare Weise an den Tag bringen werde.

---

Das älteste Deutsche Sprachdenkmal, welches auf uns gekommen, ist ein Theil der Übersetzung des Neuen Testaments vom Bischof Ulphilas (Th. III. S. 478.) für seine

Gothen in ihrer Mundart verfaßt. Als Probe mag hier das Vaterunser stehen. Es lautet wie folgt:

Atta unsar, thu in himinam,
Weihnai namo thein.
Quimai thiudinassus theins.
Wairthai uuilja theins, swe in himina jah ana airthai.
Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga.
Jah aflet uns thatei skulans sijaima swa swe jah uucis afletam thaim skulam unsaraim.
Jah ni briggais uns in fraistubnjai,
Ak lausei uns af thamma ubilin.
Unte theina ist thiudangardi, jah mahts, jah wulttus, in aiwins, Amen!

Mit einem viel weichern Organ, und uns verständlicher, beteten die Allemannen dasselbe Gebet folgendermaßen:

Fatter unser, thu pist in himile
Wihi *) namun dinan.
Queme rihi din.
Werde uuillo din so in himile, so sa in erdu.
Prooth unseer emezhic kip uns hiutu.
Oblaz uns sculdi unseero, so wir oblazen uns sculdiken.
Enti ni unsih firletti in khorunka,
Uz erlosi unsih fona ubili.

Dasselbe Gebet lautete in der Sprache der Angelsachsen, welche im fünften Jahrhundert aus Niederdeutschland nach England hinübergingen, also:

Fæder ure, thu the eart on heofenum. Si thin nama gehalgod. To-becume thin rice. Gewurthe thin willa on eorthan swa swa on heofenum. Urne dæghwanlican hlaf syle us to dæg. And forgyf us ure gyltas, swa swa we forgifa the urum gyltendum. And ne gelædde thu us on costnunge, ac alys us of yfele.

Noch eine Probe mag der Anfang einer Übersetzung

*) Weide, d. i. Heilig, davon Weihnachten, d. i. heilige Nacht.

des Ambrosianischen Lobgesangs in hochdeutscher Mundart seyn, welche etwa in die Zeit Karls des Großen zu setzen ist:

Thih cot lopemes,
Thih truthinan gehemes
Thih ewigan fater
Eokiwelih erda wirdit.
Thir alle engila, thir himila
Inti alle Kiwaltido
Thir Cherubim inti Seraphim
Unbilihanlichero stimmo foraharent:
Wiher, wiher, wiher!
Truhtin cot herro,
Foliu sint himila inti erda
Thera meginchrefti tiurda thinera, u. s. w.

Das heißt:

Dich Gott loben wir (te deum laudamus)
Dich Herrn bekennen wir:
Dich ewigen Vater
Die ganze Erde verehrt,
Dir alle Engel, dir die Himmel,
Und alle Gewalten,
Dir die Cherubim und Seraphim
Mit unablässiger Stimme rufen:
Heilig, heilig, heilig!
Herr, Gott Herr!
Voll sind die Himmel und die Erden
Der Großkraft deiner Ehre, u. s. w.

---

Bald aber hatten alle Deutschen Stämme, bis auf die im eigentlichen Deutschland gebliebenen und die in Britannien eingewanderten, ihre Sprache eingebüßt, und die der Eingebornen in den von ihnen eroberten Ländern, als der Gebildeteren, angenommen. Es war dies eben nicht zu ihrem Vortheil, denn des Menschen Sinnesart steht mit seiner Sprache in einem innigen Zusammenhang; je ursprünglicher die Sprache, je reiner und ungetrübter

ist der Strom, der in ihr fließt, je natürlicher und unverfälschter sind die Vorstellungen; je abgeleiteter und von ihrem Urquell entfernter die Sprache, je mehr geht auch von der Stärke und Reinheit des Begriffs verloren, und die Anschauung trübt sich, da ihr die Unmittelbarkeit mangelt. Dadurch entstand denn jener große Gegensatz in der Geschichte des neueren Europa zwischen den rein Germanischen Völkern und den Neulateinischen oder Romanischen, ein Gegensatz, der schon in dem Verhältnisse der Deutschen Austrasier und der allmählig zu Franzosen werdenden Neustrier hervorzutreten beginnt. In dem Leben der romanisirten Germanen strömt zwar noch fortwährend eine Deutsche Ader, ihre Sitten und Neigungen weisen vielfach auf die Wurzel hin, der sie entsprossen, und mehr als einmal erkennt sich im Mittelalter das ganze Germanische Europa als zu Einem Stamme gehörig; andrerseits aber leben sich die Menschen, nachdem sie Sprache und Himmelsstrich vertauscht, auch in die fremde Sinnesart hinein, die Deutsche Redlichkeit und Geradheit geht in abgeglätteter Gewandtheit verloren, und nicht lange, so beginnt jene bedauernde Verachtung, mit welcher der lebenskluge Neulateiner bis auf den heutigen Tag auf den Deutschen herabsieht, den er plump und rauh schilt, und sich der barbarischen Abkunft, die er doch nicht ganz von sich weisen kann, fast schämt. Die vorzüglichsten dieser Neulateinischen Sprachen sind die Italienische, Spanische, Portugiesische und Französische, die sich aus der Vermischung des von den Eroberern vorgefundenen Volksdialekts, eines verderbten, immer mehr entartenden Lateins, mit Germanischen Wurzeln, zu denen auch noch fremdartige Bestandtheile flossen, gebildet haben.

---

## 6. Das Christenthum in Westeuropa.

Wenn die Germanen von der Natur mit vielen Anlagen ausgerüstet waren, einen großen Platz in der Geschichte und Entwickelung unseres Geschlechts einzunehmen; so war es das Christenthum, welches sie am meisten zu dieser Bildung erzog. Ohne von der in die geschichtliche Betrachtung nicht gehörenden beseligenden Wirkung des Christenthums auf die Einzelnen zu sprechen, war es ein großes, unberechenbares Glück für sie, daß sie an der Hand desselben von der Rohheit zur Bildung geleitet wurden, da die Religion der Liebe und Wahrheit jedem geistigen Ringen und Bestreben der Menschen ein höheres Siegel aufdrückt, und ihm sein Ziel in einem reinern und erhabenern Lichte zeigt. Allerdings wurde bei der ersten Bekehrung der Deutschen mehr die Saat zur künftigen Ernte ausgestreut, als daß die Früchte schon sichtbar geworden wären. Die Allermeisten drangen nicht zum Kern des Christenthums hindurch; viele dieser rohen Gemüther fühlten gewiß mehr Scheu vor dem Geheimnißvollen der neuen Religion, welches ihnen wie eine unbekannte Macht Ehrfurcht abnöthigte, als daß es bis zur sittlichen Besserung durchgedrungen wäre; sie ließen ihre Sinne und Einbildungskraft mehr von dem Pompe des glänzenden Gottesdienstes fortreißen, als daß sie nach der Bedeutung und dem Verständniß geforscht hätten. Die Geschichte der Merovingischen Könige liefert einen leider nur zu klaren Beweis, wie wenig ihr Christenthum ihre wilden Leidenschaften zu zähmen vermochte. Nichts desto weniger ist auch jene Zeit schon voll von den heilsamsten Einflüssen der neuen Religion. Die Kirche brachte allmählig mehr

Festigkeit in die Verbindung der neuen Staaten und mehr Menschlichkeit in ihre Gesetze. Oft nahm sie die geringeren Volksclassen in Schutz gegen mächtige Unterdrücker *).

Der Sturm der Völkerwanderung hatte das vordem so mächtige Kaiserreich des Abendlandes zu Boden geworfen, aber die auf einen unsichtbaren und geistigen Grund gebaute Regierung der Kirche, die Hierarchie, war mitten unter den Trümmern unwandelbar stehen geblieben. Von diesem wohlgefugten Gebäude ging das Christenthum der Germanen aus, und in dieses ward es aufgenommen; so verpflanzte sich seine Form ohne Störung und Verrückung aus dem alten Staat in den neuen. Daß innerhalb der Kirchengemeinschaft die Laien von den Geistlichen regiert werden müßten, blieb ein unbestrittener Grundsatz. Aber der Einfluß der Geistlichen erstreckte sich auch über die Kirchenverhältnisse hinaus, und wurde bald von der größten Bedeutung im Staate. Zu der Achtung, welche die Neubekehrten vor den Priestern ihrer Religion hegten, kam noch die vor ihren Kenntnissen, deren Besitz sich damals fast allein auf die Geistlichen zu beschränken anfing, und der steigende Reichthum der Kirche, da fromme Seelen viele Kirchen und Klöster stifteten und ausstatteten und den Besitz der schon vorhandenen durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse, besonders an liegenden Gründen, außerordentlich vermehrten. Auch Beneficien empfingen die Bischöfe, und kamen dadurch ganz in die Verhältnisse der Reichsvasallen. Wenn daher ihr Ansehen und ihre geistliche Würde nicht hingereicht hätte, ihnen den Platz, den sie in den Staatsversammlungen der Letzteren einnahmen,

---

*) Planck Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Bd. II. Abth. 2. Abschn. 2. Cap. 14.

zu sichern, so würde es schon durch ihren großen Güterbesitz geschehen seyn. Andrerseits wurde die Kirche in den neuen Staaten auch wiederum in mancher Rücksicht von den Regenten abhängiger als sie es im Römischen Reiche gewesen war *). Besonders wichtig war es, daß der Staat auf die Bischofswahlen einen großen Einfluß gewann, und dies im Fränkischen und Westgothischen Reiche von den Bischöfen selbst als ordnungsmäßiger Gang anerkannt wurde. Die Schlüsse und Decrete der Synoden mußten dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden, und wurden nicht für gültig gehalten, bis sie diese erlangt hatten. Von den Leuten der Kirche ward die Heeresfolge gefordert; ja die Bischöfe zogen in ihrer Stellung als Vasallen der Krone sogar in Person zu Felde. Dieses gegenseitige Übergreifen der kirchlichen und der Staatsgewalt legte den Grund zu dem großen Kampfe, in welchen beide in den folgenden Zeiträumen gegen einander geriethen, der alle Beziehungen des Mittelalters ergreift und durchdringt, und einen Haupttheil seiner Geschichte ausmacht.

Wie das Mönchswesen aus dem Orient in die Abendländer kam, ist schon in der alten Geschichte (Th. III. S. 519.) erzählt. Es würde aber hier niemals die bedeutenden Fortschritte gemacht und die großen Wirkungen gehabt haben, die es als ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse erscheinen lassen, wenn es nicht eine ganz neue Einrichtung und Ordnung bekommen hätte. Der merkwürdige Mann, der ihm diese gab, war der heilige Benedict von Nursia (geb. 480, gest. 543), indem er, als Abt von Monte Cassino und zwölf anderen Klöstern im Neapolitanischen, die ersten schriftlichen Statuten für seine

---

*) Planck, a. a. O. Bd. II. Abth. 2. Abschn. 1. Cap. 1. u. f.

Mönche aufsetzte, die sein Ansehen in kurzem zu einer allgemeinen Richtschnur für alle andere Mönchsklöster heiligte. Man nannte sie die Regel des heiligen Benedict. Zu ihnen mußte sich jeder Aufgenommene durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten. Diese Regel band jeden Mönch auf Lebenszeit; er ward „Gott geopfert", wie der Ausdruck war, und konnte nicht wieder in die Welt zurück. Allen Freuden des Lebens mußte er entsagen, um ganz für den Himmel zu leben. Die Benedictiner — so nannte man die nach Benedicts Regel lebenden Mönche — waren, wie alle Schüler eines kräftigen Meisters, emsig bemüht, den Geist desselben so weit als möglich zu verbreiten, und dies glückte ihnen so wohl, daß nach einigen Jahrhunderten fast alle Mönche im Abendlande Benedictiner waren.

Benedict hatte seinen Mönchen außer dem Beten, auch Handarbeit, Studiren und Kindererziehung zur Pflicht gemacht. Dadurch kam in das Abendländische Mönchswesen ein ganz anderer Geist, als in dem Orientalischen herrschte. An die Stelle der Beschaulichkeit und des steten Grübelns trat hier eine thätige, praktische Richtung, wodurch die Klöster den Westeuropäischen Ländern höchst wohlthätig wurden. Aus ihnen gingen die heldenmüthigen Glaubensboten hervor, die von Liebe und Eifer getrieben, sich unter die Heiden wagten, das Evangelium zu predigen, die mit Aufopferung aller Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, mit Verleugnung des Hungers und Frostes, Hunderte von Meilen weit unbetretene Wüsten durchirrten, und barbarische Sprachen erlernten, die keine Beschwerde, keine Gefahr achteten, und ihr Leben für ihren großen Zweck mit freudigem Muthe hingaben. Oft legten sie in noch unangebauten Gegenden wieder Klöster an, und da entwilderte

sich dann mit dem innern Leben auch das äußere. Öde Striche wurden urbar gemacht, Moräste ausgetrocknet, Wälder gelichtet, das wüste Land gewann in kurzem ein fruchtbares, blühendes Ansehen. Die große Selbstverleugnung, mit welcher die Mönche, so lange noch der bessere Geist in ihnen lebte, sich ihrem schweren Berufe unterzogen, ihr anhaltender Fleiß, ihre bedachtsame Ordnung, wurde den Landeseinwohnern ein großes, folgenreiches Beispiel. In jenen von wildem Kriegsgetümmel geängsteten Zeiten wurden die Klöster ein sicherer Zufluchtsort für die Bedrängten; stille Seelen, die dem Geräusche und den Leidenschaften der Welt entgehen wollten, flüchteten in ihren Schooß. Damals, wo der Sinn für Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei den entarteten Abkömmlingen der alten Welt ganz erstorben war, bei dem frischen Geschlechte aber noch keine Wurzeln geschlagen hatte, waren die Klöster im Abendlande die einzigen Örter, welche das völlige Abreißen des Fadens verhüteten und ihn aus der alten Welt in die neue hinüberleiteten.

---

## 7. Das Reich der Westgothen in Spanien.

Nach den Eroberungen Chlodwigs war die Herrschaft der Westgothen, wie eben erzählt ist, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs in Gallien, auf die Pyrenäische Halbinsel beschränkt, wo daneben auch noch ein Suevenreich bestand. Von Theudes, dem Nachfolger Amalarichs (oben S. 23.) an, war der Westgothische Staat ein Wahlreich, wodurch dem Ehrgeiz der Großen ein weiter Spielraum eröffnet ward, und bald die inneren Unruhen, Zerrüttungen

und Aufstände eintraten, welche diese Regierungsform fast immer hervorruft. Einer der kräftigsten Könige war Leovigild (569—586). Als er zur Regierung gelangte, war das Land in Parteien getheilt; die Griechen, die sich von dem damals eroberten Africa aus (unten Abschn. 11.) mehrerer Spanischer Seestädte bemächtiget hatten, waren auch in das Innere des Landes vorgedrungen; die Gebirgsbewohner des heutigen Navarra und Biscaja wollten sich von der Herrschaft Arianischer Könige losreißen. Aller dieser Feinde und Schwierigkeiten ward der unerschrockene Leovigild Meister. Wo die Waffen nicht hinreichten, nahm er zu List und Bestechungen seine Zuflucht, aber auch die Treue war ihm nicht heilig, wenn ihm dies der kürzeste Weg schien, Gegner zu unterdrücken. Er besiegte die Griechen und die Aufrührer im Norden, und erfüllte durch seine Schnelligkeit seine Feinde mit Furcht und Schrecken. Frohlockend sah er zu, wie Eurich, ein schwacher Suevenkönig, von seinem Schwager Audeca entthront und in ein Kloster gesteckt ward, fiel dann unter dem Titel des Rächers über Audeca her, vergalt ihm Gleiches mit Gleichem, und vereinigte hierauf das Gebiet der Sueven mit seinem Westgothischen Reiche (585). Sein Eifer für den Arianischen Glauben war so groß, daß sein eigener Sohn Hermenegild ein Opfer desselben ward. Dieser war zum katholischen Glauben übergetreten, und hatte sich, vom Vater schon früher zum Mitregenten angenommen, wider diesen empört. Leovigild bekam ihn in seine Gewalt, und behielt ihn wider sein gegebenes Wort gefangen, und als Hermenegild sich standhaft weigerte, als Preis der Freiheit und der Wiedereinsetzung in seinen vorigen Stand, das Abendmahl von den Händen eines Arianischen Geistlichen zu empfangen, ließ er ihn hinrichten. Ein so heftiger Zwiespalt

der Gemüther wegen der Glaubensverschiedenheit war aber unter den Gothen keinesweges allgemein, denn als Leovigilds gleich kraftvoller Sohn Reccared, der ihm in der Regierung folgte (586—601), sich zum Katholicismus bekannte, thaten es mit ihm die meisten Arianischen Bischöfe, so wie ein großer Theil des Westgothischen Volkes. Dadurch war das größte Hinderniß enger Vereinigung zwischen der Gothischen und der frühern Bevölkerung des Landes gehoben; aber durch die nun erfolgende Verschmelzung ward auch die Volksthümlichkeit der Westgothen sehr verändert, ihre Sprache von der Lateinischen verdrängt.

Unter der Regierung des milden und weisen Reccared erfreute sich Spanien eines durch innere und äußere Unruhen wenig gestörten Friedens, wie er damals fast nirgends anzutreffen war. Andere Lichtpunkte in der Geschichte des Westgothischen Reiches sind die Regierungen des Königs Sisebut (612—620), der im Kriege tapfer, im Frieden für das Wohl seiner Unterthanen emsig bemüht, Freund der Wissenschaften und Künste, selbst gegen besiegte Feinde menschenfreundlich und mild, nur aus Religionseifer gegen die schon seit ihrer Zerstreuung unter Kaiser Hadrian in Spanien zahlreichen Juden grausam war; ferner des Königs Reccesuinth (649—672), des liebenswürdigsten und uneigennützigsten Fürsten, der auf dem Westgothischen Throne gesessen, der ohne Geräusch und Aufsehen, wie Antonin der Fromme, das Glück seiner Unterthanen begründete *). Auch die Bildung der Westgothen war nicht vernachlässigt; ihr Gesetzbuch übertrifft alle übrigen Germanischen in Form und Ausdruck.

Aber alle diese Keime des Guten, aus denen sich eine

*) Aschbach Geschichte der Westgothen S. 255.

höhere Veredelung hätte entwickeln können, wurden zertreten durch den Übermuth der Großen, welcher sich nicht lange nach Reccesuinth furchtbarer als je erhob, da das Wahlrecht stets Gelegenheit zum Aufruhr gab. Andrerseits wurde die königliche Gewalt durch die Bischöfe, welche hier noch mehr Bedeutung und Macht hatten, als in den übrigen Germanischen Staaten, zu sehr beschränkt. Schon Reccared hatte in seinem Eifer für den katholischen Glauben das Ansehen der Geistlichen sehr gehoben. Die Concilien zu Toledo, auf welchen die Staatsangelegenheiten verhandelt wurden, bildeten die gesetzgebenden Versammlungen des Staats, und von König Sisenand (631—636) lesen wir, daß er vor einer solchen Versammlung mit den Zeichen der größten Unterwürfigkeit erschien, knieend und unter Seufzern und Thränen redete. Reccesuinth zog zwar Herzoge und Grafen zu den Kirchenversammlungen, so daß diese nun wahrhafte Land= und Reichstage wurden, aber die Zahl der anwesenden Bischöfe war immer weit größer, als die der weltlichen Großen. Es suchten nun zwar die Bischöfe die Könige gegen die Anmaßungen des Adels zu schützen, und die Herrschaft der Gesetzlichkeit und Ordnung aufrecht zu erhalten *), aber es war dies doch weder ein naturgemäßes, noch ein hinreichendes Mittel, im Staate die Einheit und durch die Einheit die Kraft nach Innen und Außen aufrecht zu erhalten.

---

*) Dies bemerkt selbst Gibbon Vol. VI. p. 296: The regular discipline of the church introduced peace, order and stability into the government of the state.

## 8. Die Angelsachsen.

Von der ersten Niederlassung der Sachsen in Britannien ist in der alten Geschichte (Th. III. S. 512.) Erwähnung geschehen. Es kamen aus den heimathlichen Sitzen immer mehr Schaaren dieses Volkes und der ihnen stammverwandten Jüten, Angeln und Friesen herüber, welche man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Angelsachsen begreift, woher späterhin auch das Land England genannt worden ist. Von den alten Bewohnern der Insel unterwarfen sich manche den kühnen Eroberern beim ersten Angriff, andere erst nach langer hartnäckiger Gegenwehr, und diejenigen, welche sich in die westlichen Gebirgsgegenden von Wales und Cornwales gezogen hatten, vertheidigten dort bis ins zehnte und dreizehnte Jahrhundert ihre Freiheit und ihre alte Sitte. Große Schaaren flohen auch über das Meer nach Armorica, wo schon früher Briten vor den Picten und Schotten Zuflucht gesucht hatten, so daß die nachmals mit dem Frankenreiche vereinigte Landschaft von dieser Bevölkerung fortan den Namen Bretagne führte. Der größte Theil des heutigen England wurde nach und nach von den neuen Ankömmlingen besetzt, welche dort sieben kleine Staaten (daher Heptarchie oder Siebenreich genannt) stifteten, nämlich außer Kent die Königreiche Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia und Northumberland. Häufig hatte einer der Könige in diesen Reichen eine Oberhoheit über die übrigen. Die harten Kämpfe mit den Briten hatten die Folge, daß hier die Römische Sprache und Verfassung ganz vertilgt wurden, und an deren Stelle ein rein Germanisches Wesen trat, kein Romanisches oder Neulateinisches. Außer jenen fortgesetzten

Kriegen gegen die Briten bietet die Geschichte der Insel lange Zeit nichts dar, als Fehden der Sächsischen Königreiche gegen einander und Unruhen innerhalb derselben.

Die Sachsen waren, als sie das Land eroberten, noch Heiden, und das Christenthum fand anfangs keinen Eingang bei ihnen, weil es die Religion ihrer Feinde war, gegen die sie einen Vernichtungskrieg führten. Als aber Ethelbert, König von Kent (560—616) und Oberkönig, Bertha, die Tochter des oben erwähnten Frankenkönigs Charibert, heirathete, brachte diese Geistliche und christlichen Gottesdienst mit, und gewann durch ihre Tugenden der neuen Religion Freunde unter den Sachsen, so wie auch in den übrigen Reichen das Christenthum den Sachsen nachher besonders durch ihre Königinnen angenehm wurde. Dies bahnte den Bemühungen des Papstes Gregors des Großen (unten Abschn. 15.) für die Bekehrung der Angelsachsen den Weg. Er hatte sich für diesen Gedanken, schon ehe er Papst geworden war, begeistert, als er einst auf dem Sklavenmarkte zu Rom Jünglinge zum Verkauf ausgestellt sah, die sich durch einen außerordentlichen Wuchs, so wie durch Schönheit des Gesichts und der Haare auszeichneten, und auf seine Nachfrage vernahm, daß sie zum Volke der Angelsachsen gehörten. Als er nun den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, sandte er (596) den Römischen Abt Augustin mit vierzig anderen Geistlichen nach Britannien. Sie reis'ten durch Gallien, mit Empfehlungsschreiben des Papstes an die Königin Brunehild und deren Enkel, die Könige von Austrasien und Burgund, desgleichen an einige Gallische Bischöfe versehen, und erhielten überall Unterstützung, auch einige Fränkische Gefährten, die sich den Angelsachsen leicht verständlich machen konnten. So landeten sie an der Küste von Kent, wurden von der Königin

Bertha auf alle Weise unterstützt, und predigten mit so vielem Glück, daß sich der König bald taufen ließ, und zu Weihnachten 597 zehntausend Sachsen seinem Beispiele folgten. Gregors weise Vorschriften, die Gewohnheiten des Volkes anfangs, so viel als thunlich, zu schonen, ihre heiligen Örter nicht zu zerstören, sondern für die christliche Gottesverehrung zu weihen, trugen nicht wenig zu diesem Erfolge bei. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, der Hauptstadt von Kent; andere Bisthümer, diesem untergeordnet, entstanden schnell, und bis zum Jahre 681, wo Sussex, zuletzt unter den Reichen der Heptarchie, zum Christenthum übertrat, war die Bekehrung der Angelsachsen vollendet. Für den Norden Englands wurde ein zweites Erzbisthum zu York errichtet. Eine vorzüglich feste Ordnung erhielt die Angelsächsische Kirche durch Theodor von Tarsus, welcher in einem sehr hohen Alter nach Britannien kam, und 668 den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg. Besonders machte er sich um die Bildung der Geistlichen sehr verdient, und verbreitete sogar Kenntniß und Liebe der Griechischen Litteratur. Mit dem Christenthum begann auch die schriftliche Gesetzgebung der Angelsachsen, deren Urheber jener König Ethelbert von Kent ist, und wie sich das bürgerliche Leben ausbildete zeigt die größere Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse desselben in den Gesetzen der folgenden Könige.

Im nördlichen Theile der Insel wohnten die beiden in der alten Geschichte öfters erwähnten Völker, die Picten und Scoten oder Schotten, von welchen letzteren Land und Volk den Namen behalten haben. Die Schotten sind Celtischen Ursprungs, ob dagegen die Picten ursprünglich zu den Germanen gehörten, ist zweifelhaft und streitig. Der berühmte Ossian war ein Barde oder Sänger unter den

Schotten, den Einige ins dritte, Andere erst ins neunte Jahrhundert setzen*). Nach Südschottland war das Christenthum schon zu den Zeiten der Römer gekommen, nach dem nördlichen Theile des Landes brachten es im fünften Jahrhundert der Britische Presbyter Gildas und im sechsten Columba, ein Irländer, in dessen Vaterlande sich um diese Zeit die Lehre des Evangeliums gleichfalls schon verbreitet hatte.

---

## 9. Das Oströmische Reich.

(474—527.)

Von den sechs Reichen, welche die Germanen in Spanien, Gallien, Italien und Africa gestiftet hatten, dem Westgothischen, Suevischen, Fränkischen, Burgundischen, Ostgothischen und Vandalischen, haben wir schon zwei, das Suevische und Burgundische, von den mächtigeren Nachbarn verschlingen sehen. Wie diese wurden im sechsten Jahrhundert zwei andere, das Vandalische und das Ostgothische, auch schon wieder zerstört und zwar durch die Waffen des Oströmischen Reiches, zu dessen Geschichte wir uns daher jetzt wenden müssen. Constantinopel war noch immer der Mittelpunkt der damaligen Welt, wenigstens hatten die Kaiser den Stolz, ihren Herrschersitz so zu betrachten. Aber diese Kaiser waren meistens die Geschöpfe ihrer Leibwache oder der Hofränke; an die Feststellung einer gesetzlichen Erbfolge war nicht zu denken, und so stürzte jede neue Wahl das Reich in neue Verwirrung.

Auf Leo I. (Th. III. S. 509.), welcher im Jahre 474

---

*) Fr. Schlegel Deutsches Museum, Bd. I. S. 173.

starb, folgte sein Enkel Leo II., der noch ein Kind war, und als Mitregent dessen Vater, der Isaurier Zeno, ein feiger, den Lüsten fröhnender Regent, der sogar in den Verdacht gerieth, seinen eignen Sohn, welcher noch in demselben Jahre starb, durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Seine Schwiegermutter Verina, die ehrgeizige Wittwe Leo's I., beschloß ihn zu stürzen, und ihrem Bruder Basiliskus die Krone zu verschaffen. Kaum hörte Zeno, was gegen ihn im Werke sey, als er furchtsam nach Isaurien entfloh und seinem Gegner den Thron überließ (475). Um seiner Herrschaft eine Stütze zu verschaffen, suchte dieser die Monophysiten (Th. III. S. 529.) für sich zu gewinnen, indem er die Chalcedonischen Schlüsse aufhob, aber dadurch wurden alle Anhänger derselben seine Widersacher, an ihrer Spitze der Patriarch von Constantinopel, Akatius, welcher in der Kirche gegen Basiliskus predigte und das Volk wider ihn aufhetzte. Daniel, ein Säulenheiliger, stieg sogar von seiner seltsamen Wohnung herab, kam nach der Hauptstadt, und unterstützte durch sein großes Ansehen beim Volke den Patriarchen. Da nun Zeno zu gleicher Zeit bei den Isauriern Unterstützung fand, und sich ein Heer derselben um ihn sammelte, so nahm der erschrockene Basiliskus jetzt Alles zurück, aber es war zu spät; einer seiner Feldherren ging zu Zeno über, und in kurzer Zeit saß der vertriebene Kaiser wieder auf dem Throne (477). Er dachte grausam genug, seinen Gegner mit Weib und Kind den Hungertod sterben zu lassen. Von Zeno's Schwäche wider die Ostgothen und von den Künsten, die er in Bewegung setzte, um sich dieser Feinde zu entledigen, ist schon in der Geschichte Theoderichs des Großen die Rede gewesen. Auch innere Gährungen erschütterten seinen Thron, doch gelang es ihm, sich wider zwei später auftretende Anmaßer

zu behaupten. Um den politischen Gefahren der Religionshändel zu begegnen, machte er den Versuch, die Parteien durch eine Vereinigungsformel (Henotikon), welche er im J. 482, mit dem Rathe des Akatius, erließ, zu versöhnen. Es waren darin nur diejenigen Bestimmungen aufgenommen, über welche die Anhänger der Chalcedonischen Synode mit den Monophysiten gleich dachten, alle streitigen Punkte aber mit Stillschweigen übergangen. Aber auch das Henotikon erreichte seinen Zweck nicht, denn die Eiferer auf beiden Seiten waren mit dieser Umgehung der Streitpunkte nicht zufrieden, sondern forderten völlige Verdammung der Gegner; besonders erklärten sich die Römischen Päpste heftig gegen eine Verordnung, welche das Ansehen der Chalcedonischen Schlüsse wieder erschütterte, und gewannen auch im Oströmischen Reiche eine zahlreiche Partei.

Nach Zeno's Tode wurde Anastasius I. Kaiser (491—518), indem sich Ariadne, die Wittwe des Verstorbenen, mit ihm vermählte. Er war ein alter schwacher Mann, der sich von Verschnittenen leiten ließ, und dessen Regierung durch äußere Kriege, innere Aufstände und die heftigsten Religionsstreitigkeiten nicht weniger unruhig war, als die seines Vorgängers. Um den Kirchenfrieden zu erhalten, wollte er, daß alle Parteien in Ruhe leben, keine die andere mit Heftigkeit bekämpfen sollte. Freunde und Feinde der Chalcedonischen Synode wurden bestraft, sobald sie die Ruhe störten. Doch ist er darum der Beschuldigung der Ketzerei und Verfolgung nicht entgangen, denn theils begriff man in den Zeiten so heftiger Gährungen die Gerechtigkeit solcher Maaßregeln nicht, theils ließ sich der von Altersschwäche niedergedrückte Kaiser gegen das Ende seiner Regierung zu einigen nicht ganz unpar-

teiischen Schritten gegen die Chalcedonische Partei verleiten, in welchen er die entschiedensten Gegner des Henotikon sah. Dadurch gab er Veranlassung zu furchtbaren Auftritten. Schon früher (Th. III. S. 526.) ist bemerkt worden, daß die Monophysiten absichtlich Ausdrücke suchten, wodurch die Einheit beider Naturen in Christo recht stark bezeichnet wurde. So hatte Peter der Gerber, Patriarch von Antiochia, im J. 471 in einen damals gewöhnlichen Kirchengesang, das Trishagion (Dreimal heilig): „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser" die Worte aufgenommen „der Du für uns gekreuzigt bist." Anastasius befahl im Jahre 512 das Trishagion mit diesem Zusatze in der Hauptstadt zu singen, und darüber entstand eine so wüthende Empörung, daß sie vielen Menschen das Leben kostete, den Kaiser beinah um den Thron gebracht hätte. Als dieser hierauf dennoch einen heftigen monophysitischen Mönch, Severus, zum Patriarchen von Antiochia machte, und mehrere Bischöfe von der Chalcedonischen Partei absetzte, ergriff der Feldherr Vitalianus diesen Anlaß die Fahne der Empörung zu erheben, indem er als Beschützer der Katholiken auftrat. An der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann ging er, unter furchtbaren Verwüstungen Thraciens, auf die Hauptstadt los, und nöthigte den Kaiser zu einem Vergleiche, in welchem dieser die Zurückberufung der katholischen Bischöfe und die Wiederherstellung der Chalcedonischen Schlüsse verhieß.

Als Anastasius gestorben war, wurde der Befehlshaber der Leibwache, Justin, durch die Soldaten zum Kaiser erhoben (518—527). Dieser damals schon im acht und sechzigsten Lebensjahre stehende Mann war aus Dardanien (einem Theile der heutigen Bulgarei) von barbarischer Ab-

stammung, niederer Herkunft und ohne Kenntnisse. Doch wußte er sich geschickter und kluger Männer zur Führung der Regierungsangelegenheiten zu bedienen. Er strebte nach dem Ruhme strenger Rechtgläubigkeit, stellte den lange unterbrochenen Kirchenfrieden mit den Römischen Päpsten und dem Abendlande wieder her, und erließ strenge Anordnungen wider die Ketzer aller Art. Sein Neffe Justinian, von gleicher Herkunft, wurde von ihm mit der höchsten Würde bekleidet, und vier Monate vor seinem Tode, unter großem Jubel des Volks und mit allgemeiner Zustimmung, zum Mitregenten erhoben und zum Nachfolger bestimmt.

---

## 10. Justinian I.

(527—565.)

Nach dem Tode Justins (1. Aug. 527) war Justinian Alleinherrscher. Er täuschte die Erwartungen nicht, die man von ihm gefaßt hatte. Seine Gedanken waren auf nichts Geringeres, als auf die Wiederherstellung des alten Kaiserreichs, wie es Constantin besessen, gerichtet. Zwar war er kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer herauszufinden, und die Geschicklichkeit, sich ihrer für seine Zwecke zu bedienen. Was ihm an persönlichem, Furcht gebietendem Ansehen und Entschlossenheit abging, ersetzte seine Gemahlin Theodora, ein kühnes, leidenschaftliches Weib, die sich durch Schönheit und Geist vom Theater und aus den Winkeln gemeiner Unsittlichkeit einen seltenen Weg zum Kaiserthrone gebahnt, und selbst auf diesem Throne so wohl befestigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemahls auf allen Gesetzen, Verordnungen und öf-

fentlichen Denkmälern mit erwähnt werden mußte, wie denn auch der Patriarch von Constantinopel bei der Krönung Justinians auch ihr die Krone aufsetzte.

Auch ein größerer Geist, als der Justinians, hätte dem Byzantinischen Staate schwerlich wieder ein neues, frisches Leben einhauchen können; das Volk war allzu erschlafft und herabgesunken; aber wie es ihm gelang, dem Reiche auf einige Zeit wieder eine größere Ausdehnung zu verschaffen, als es unter seinen Vorgängern gehabt, so ist er der Nachwelt auch durch manche nützliche Einrichtung für das Innere bekannter geblieben, als alle seine Nachfolger. Vorzüglich hat das, was er für die Gesetzgebung that, oder durch Kundige thun ließ, seinen Namen unsterblich gemacht. Die Seele dieser Unternehmung war Tribonianus, sein Minister und Günstling. Unter dessen Aufsicht und thätiger Mitwirkung erschienen nach und nach: eine Sammlung der Verordnungen früherer Kaiser (codex Justinianeus), ein wissenschaftliches Lehrbuch des Rechts (institutiones), und eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen berühmter Rechtslehrer (pandectae, digesta). Dazu kamen in der Folge noch neue Verordnungen Justinians (novellae). Das Ganze, die Frucht der alten, und die Grundlage aller neuen Gesetzgeberweisheit, wird bekanntlich das corpus juris genannt. Sodann wurden die Künstler durch würdige Werke beschäftigt und geehrt. Bloß in Constantinopel wurden fünf und zwanzig neue Kirchen gebaut, unter ihnen die vorher schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, ein erhabenes Prachtgebäude, an welchem zehntausend Menschen fast sechs Jahre lang arbeiteten, und deren Kosten auf sieben Millionen Thaler nach unserm Gelde geschätzt wurden. Außerdem viele Krankenhäuser, Brücken und Wasserleitungen, und vor allen

Dingen eine ungemeine Anzahl von Festungen und Castellen zur Beschützung des Reichs. Von Belgrad bis zum Schwarzen Meere lief eine Kette von mehr als achtzig festen Plätzen an der Donau hin. Von der Propontis bis zum Schwarzen Meere hatte schon der Kaiser Anastasius eine zwölf Meilen lange Mauer gegen die Barbaren erbaut, die Justinian noch verstärkte. Gegen Persien hin, wo sich die Grenze hinter Palmyra, Dara und Nisibis hinzog, wurde besonders Dara stark befestigt. Alle diese Bauten zu Pracht und Nutzen erhöhten allerdings den Glanz der Regierung Justinians; andrerseits vermehrten aber auch die Summen, die dazu erfordert wurden, den Abgabendruck, der im Byzantinischen Reiche ohnehin schon sehr groß war.

Ein Zweig des Handels und des Manufacturwesens erhielt durch ein Ereigniß unter Justinians Regierung eine ganz neue Gestalt. Seit den Zeiten des Augustus kannten die Römer seidene Gewänder; als sie zuerst in das Abendland kamen, gefielen sie so außerordentlich, daß man sie bei der anfänglichen Seltenheit mit Golde aufwog. Die Kaufleute, welche sie brachten, wußten, daß die Seide Product eines Landes im äußersten Orient sey, Serika genannt. Es war ein Theil von China; und in der That ist das östliche Asien, und besonders China, das Vaterland des Seidenwurms und der Seidencultur, und dort kannte man lange Zeit allein die Geheimnisse derselben. Jetzt hatten sich die Perser in den Besitz dieses Handels gesetzt, und Constantinopel war mit seinem Bedarf an Gewändern, deren Gebrauch der Luxus nicht mehr entbehren konnte, von einer Macht abhängig, die immer als Feindin oder als Nebenbuhlerin dastand. Mit der dem Alleinhandel gewöhnlichen Raubgier erhöhten die Perser den Preis der Seide übermäßig. Unter diesen Umständen war es sehr

willkommen, daß zwei Persische Mönche, die auf ihren Bekehrungsreisen in Asien den Seidenspinnern zugesehen hatten, dem Justinian nicht bloß das Geheimniß verriethen, sondern auch, nach reichlich erhaltener Unterstützung, eine zweite geheime Reise nach einem Lande, Serinda genannt*), unternahmen (552). In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten die Listigen von dorther eine Menge Sameneierchen glücklich nach Europa, wo nun der Seidenbau, besonders in Griechenland, mit großem Eifer betrieben ward, und zahlreiche Manufacturen seidner Stoffe entstanden. Von da verbreitete sich die Seidencultur späterhin nach Sicilien und Italien.

Die Kämpfe im Innern ruhten unter Justinians Regierung nicht, und wenn die Verschiedenheit der politischen Meinungen und Wünsche die Menschen jetzt nicht entzweiten, so gaben außer der Religion die großen Rennspiele im Circus den Stoff dazu her. Die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit waren bei diesen desto gefährlicher, da die ganze Stadt an solchen Tagen in ein einziges großes Theater zusammengedrängt war. Denn die Sucht dergleichen Spiele zu sehen, hatte seit den Zeiten der alten Republik ins Unglaubliche zugenommen (Th. III. S. 384.). Und nicht genug, daß eine Menge der reichsten Jünglinge selbst als Wettkutscher auftraten; auch die Zuschauer nahmen für eine der vier gewöhnlichen Banden Partei; man wettete auf den Sieg der grünen oder der blauen, der rothen oder weißen Bande; jeder erhob die seinige, spöttelte über die andere, und so erregte der Spott die Gallsucht,

---

*) Welches dieses Land gewesen, ist zweifelhaft und wol nicht leicht zu bestimmen. S. Ritter Erdkunde, Th. II. S. 641. Nach Mannert, Geogr. der Griechen und Römer Th. IV. S. 517, war es das heutige Sirhind in Vorderindien.

und das Bravorufen und Zischen endigte sich gewöhnlich mit Prügeln und Messerstichen. Waren die Grünen z. B. bei dem letzten Wettrennen besiegt worden, so betraten sie das nächste Mal den Schauplatz gewiß schon mit Rachsucht im Herzen, und jeder Sieg erhitzte die Gegner immer heftiger. Die Sache ging so weit, daß selbst der Hof für eine der Banden Partei nahm, daß man auch außer den Spielen die unseligen Binden trug, und bei jeder Gelegenheit seine Farbe herrschend zu machen suchte. So wurden aus den Wettspielern und ihren Zuschauern furchtbare Staatsfactionen, welche die schwache Regierung des Kaiserreichs zu erschüttern vermochten.

Zu den Zeiten des Kaisers Anastasius waren einmal dreitausend Blaue in einem solchen Aufruhr ermordet worden. Der Regierung Justinians waren noch ganz andere Schrecken aufbehalten. Zu seiner Zeit waren die Blauen die Partei des Hofes und der Orthodoxen, die Grünen die Übelgesinnten und Ketzer. Jene verübten, im Vertrauen auf des Hofes Gunst, die schreiendsten Gewaltthätigkeiten in der Hauptstadt, und kränkten die Grünen auf alle Weise. Als nun im Jahre 532 im Januar Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feierte, ergriff die grüne Bande die Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Mit unbesonnenem Machtspruch hieß der Kaiser sie schweigen, und schalt sie Lästerer, Juden, Samariter und Manichäer. Diese Ungerechtigkeit erbitterte sie; sie schimpften ihn wieder einen Esel, einen Tyrannen, einen Mörder und Meineidigen. Das war den Blauen genug, um über ihre Erzfeinde, die Grünen, herzufallen und ein allgemeines Blutbad in den Straßen anzurichten. Zwar wurden jetzt einige der Hauptanführer, sowol der Blauen,

als der Grünen hingerichtet, allein das machte auch die Blauen mißvergnügt, und darüber vereinigten sich beide Banden gegen die Regierung. Wer sich ihnen widersetzte, ward niedergehauen. Fünf Tage währte das Morden; die vornehmsten Männer verloren das Leben, ihre Häuser wurden angezündet, und ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf. Die Straßen sahen einem Schlachtfelde gleich. Schon riefen die Grünen den Hypatius, einen Neffen des frühern Kaisers Anastasius, zum Herrscher aus, und Justinian war auf dem Punkte heimlich zu entfliehen, als noch die Geistesgegenwart der Kaiserin ihn rettete. Man gewann durch List die Blauen, zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab, und nun trat plötzlich der Feldherr Belisarius, von dem wir bald mehr hören werden, mit dreitausend Veteranen auf, fiel über die in die Rennbahn zusammengedrängten Grünen her und hieb dreißigtausend derselben nieder. Hypatius und sein Bruder, nebst achtzehn Senatoren, starben durch des Henkers Hand. Von dem Losungsworte der Empörer *νίκα* (siege), heißt dieser Aufruhr in der Byzantinischen Geschichte die Nika.

Eben so dauerten die unseligen theologischen Zänkereien unter dieser Regierung fort. Justinian wollte auch auf diesem Felde glänzen; sein Despotismus zeigte sich in theologischen Verordnungen und Verdammungen, und Kirchenversammlungen und Patriarchen fügten sich mit feiger Geschmeidigkeit seinem Willen. Aber er verstand von der Theologie so wenig, daß er von Personen, denen er sein Zutrauen geschenkt hatte, zu Schritten bewogen ward, welche seinen eigentlichen Absichten ganz entgegengesetzt waren. Er wollte den Ruhm strenger Rechtgläubigkeit behaupten, und setzte seinen Ehrgeiz darein, die Monophysiten zur Kirche zurückzuführen. Hierauf bauten einige

Gönner dieser Partei, und namentlich die Kaiserin Theodora, einen Plan, Begünstigungen für dieselbe zu erhalten. Es war ein besonderer Anstoß, welchen die Monophysiten an der Chalcedonischen Kirchenversammlung nahmen, daß diese drei Kirchenlehrer des fünften Jahrhunderts, welche sie als Nestorianer haßten, als rechtgläubig anerkannt hatte. Man stellte nun dem Kaiser vor, daß er die Monophysiten durch die Verdammung jener Lehrer gewinnen würde, und sogleich erließ Justinian eine Verordnung, welche mehrere Schriften derselben für ketzerisch erklärte. Da dies aber ein versteckter Angriff auf das Chalcedonische Concil schien, so setzten sich viele Bischöfe, besonders im Abendlande, dagegen, und es war ein neuer Streit entbrannt, welchen man den Streit über die drei Hauptpunkte (tria capitula) nennt. Justinian rief endlich eine Synode zu Constantinopel zusammen (553), welche die fünfte ökumenische heißt*), und diese mußte die Aussprüche des Kaisers feierlich bestätigen. Der Römische Bischof Vigilius, welcher zwischen der Furcht, den kaiserlichen Hof, und der, die abendländischen Bischöfe zu beleidigen, lange hin und her schwankte, wurde endlich zur Beistimmung gebracht, und so die Verdammung der drei Hauptpunkte durchgesetzt. Aber die Absicht, in welcher Justinian diesen unnützen Hader erregt hatte, erreichte er dennoch nicht; vielmehr blieben die Monophysiten beharrlich bei ihrem unterscheidenden Lehrsatze, und als sie nun vom Kaiser Verfolgungen erfuhren, trennten sie sich gänzlich von der herrschenden Kirche. In Ägypten, wo sie auch Koptische Christen genannt wur-

*) Das erste ökumenische Concilium ist, wie schon (Th. III. S. 460.) bemerkt ist, das Nicäische; das zweite ein Constantinopolitanisches vom Jahre 381; das dritte das Ephesinische von 431 (Th. III. S. 526.); das vierte das Chalcedonische (Th. III. S. 528.).

den, hatten sie zu Alexandria ihren besondern Patriarchen, und von da aus verbreitete sich ihre Partei über Abyssinien. In Syrien und Mesopotamien wurden sie durch die Thätigkeit eines Mönchs, Jakob Baradai, zu einer festen Kirchengemeinschaft verbunden, und unter ein besonderes Patriarchat zu Antiochia gestellt; in Armenien gewannen sie gleichfalls die Oberhand *). So war denn das Endergebniß dieser langen, traurigen Streitigkeiten die dem Staate höchst verderbliche Trennung der morgenländischen Kirche in die drei Parteien der Nestorianer, Monophysiten, und Rechtgläubigen. Die unnütze Spitzfindigkeit des ganzen Streits wird am anschaulichsten durch die sehr schmale Linie, auf welcher sich, wie am Ende des vorigen Bandes erzählt ist, die rechtgläubige Lehre zwischen jenen beiden als ketzerisch verdammten Parteien allein zu halten vermochte.

Auch gegen die letzten Reste des Heidenthums richtete

---

*) In allen diesen Ländern bestehen die Monophysiten bis auf den heutigen Tag fort. Der Name Jakobiten wird in weiterm Sinne von allen Monophysiten gebraucht, im engern von denen in Syrien, Mesopotamien und Babylonien. Diese letztern sollen sich gegenwärtig nur noch auf dreißig- bis vierzigtausend Familien belaufen. Auch die Kopten in Ägypten, welche in Armuth und Elend leben, sollen nicht zahlreicher seyn. In Abyssinien ist das Christenthum in dieser Form die Landesreligion, doch herrschen dort auch mehrere eigenthümliche Gebräuche, besonders solche, welche Jüdischen Ursprungs sind. Endlich bilden die Armenier eine der Denkart und den Gebräuchen ihrer Väter streng ergebene monophysitische Secte. Viele Armenier leben in anderen Ländern, vornehmlich in der Türkei, aber in dem obersten Vorsteher ihrer Kirche, Katholikos genannt, welcher seinen Sitz zu Etschmiatzin, einem Kloster in der Nähe von Eriwan hat, haben Alle einen Vereinigungspunkt, mit Ausnahme derjenigen, welche sich in den letzten Jahrhunderten an die Römische Kirche angeschlossen haben. Die Armenier besitzen eine Nationallitteratur, und es finden sich mehr wissenschaftliche Kenntnisse und Bildung bei ihnen, als bei allen übrigen monophysitischen Secten.

Justinian scharfe Befehle, und die philosophischen Hörsäle zu Athen, die noch immer von einer dem Christenthum entgegengesetzten Weisheit wiederhallten, ließ er für immer schließen. Die letzten heidnischen Philosophen, unter ihnen der in seinen Schriften noch lebende Simplicius, wanderten nach Persien aus, als sie aber dort die Ideale der Philosophie eben so wenig verwirklicht fanden, als in ihrem Vaterlande, kehrten sie wieder nach Griechenland zurück. Auch das Römische Consulat, welches, nach Gibbons Ausdruck, von einem Schatten zu einem Namen herabgesunken war, wurde nach dem dreizehnten Regierungsjahre Justinians nicht mehr besetzt, und so erlosch das Alterthum allmählig auch in dem letzten Widerschein seiner ehemals lebendigsten und wirkungsreichsten Gestalten.

---

## 11. Das Vandalenreich zerstört.

(533. 534.)

Justinian hatte mit dem großen Persischen Reiche, seinem Grenznachbar in Osten, schon seit seiner Thronbesteigung einen kostspieligen und beschwerlichen Krieg geführt, als es 533 seinen Unterhändlern gelang, mit dem neuen Großherrn Chosroes (Kesra) dem Ersten (531—579), bei den Morgenländischen Schriftstellern unter dem Namen Nuschirwan berühmt, einen Frieden zu schließen, oder vielmehr mit einigen Millionen zu erkaufen. Die in Asien verlorne Ehre wollte er in den beiden anderen Welttheilen wieder erobern, und zwar warf er zuerst auf Africa sein Auge, wo noch immer die Vandalen herrschten, doch nicht jene tapferen, abgehärteten Vandalen, die einst unter Giserich Rom erobert hatten, sondern ein unter dem heißen

Himmelsstrich verweichlichtes, in alle Lüste der Besiegten versunkenes Volk. Mit dem Tode des Stifters Giserich (477) fing die Kraft des Reiches schon zu sinken an. Blutige Verfolgungen der Katholiken stärkten und erhöhten den Haß der alten Einwohner des Landes wider die Arianischen Vandalen, und als Hilderich, ein milder Mann, den Thron bestieg (523), und den Katholiken Ruhe gönnte, erregte er dadurch bei den Vandalen Mißvergnügen. Dadurch gelang es einem Vetter des Hilderich, Namens Gelimer, den schwachen König vom Throne ins Gefängniß zu werfen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen (530). Diesen Anlaß ergreifend, erhob sich Justinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die Wiedereinsetzung Hilderichs, und da dies nicht fruchtete, so trug er seinem wackern Feldherrn Belisarius den Krieg gegen Gelimer auf.

Belisarius, von dunkler Herkunft, war der innern Kraft nach unbezweifelt der erste Mann seiner Zeit. Im Perserkriege hatte er zuerst sein kriegerisches Talent entwickelt; sein ferneres Emporsteigen hatte seine Gattin Antonina, eine Freundin der Kaiserin Theodora, bewirkt. Sein Schreiber Prokopius, der uns seine Geschichte hinterlassen hat, rühmt seine Rechtlichkeit, Mäßigkeit und Milde, die aus seinem edlen, schönen Gesicht, so wie die Tapferkeit aus seinem großen und starken Körper, hervorgeleuchtet habe. Was er uns von des Feldherrn übergroßer Nachsicht gegen sein herrschsüchtiges und verbuhltes Weib erzählt, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, zeigt, wie sehr damals auch das Ansehen des wichtigsten Mannes auf Weibergunst und Hofränke gestützt werden mußte.

Nur mit zehntausend Fußsoldaten und fünftausend Reitern, unter denen vierhundert Heruler unter der Anführung des tapfern Pharas und sechshundert Hunnen

waren, schiffte sich Belisarius im Sommer 533 im Hafen von Constantinopel ein. Die Flotte, sechshundert Schiffe, mit Cilicischen, Ägyptischen und Jonischen Seeleuten bemannt, landete glücklich an der Africanischen Küste. Belisarius, mit unumschränkter Vollmacht versehen, richtete seinen Zug über Leptis und Adrumetum gerade auf Karthago zu, und befreundete sich überall die Eingebornen durch die strengste Mannszucht. Gelimer kam ihm zwar entgegen, aber seine Krieger wurden bald zerstreut, und ihm blieb nichts übrig, als schnelle Flucht nach den Numidischen Wüsten. Karthago stand nun dem Sieger offen; er ließ seine Flotte in den dortigen Hafen segeln und zog mit kriegerischem Spiel in die Stadt ein. Keine Plünderung, nach der wilden Sitte der Zeit, ängstigte die Einwohner; in geschlossenen Gliedern zogen die neuen Beherrscher durch die Straßen, und Belisarius gab in Gelimers Palast seinen Hauptleuten ein fröhliches Gastmahl.

Seine erste Sorge war nun, die Hauptstadt schnell zu befestigen; seine zweite, gegen den Rest von Vandalen auszuziehen, den Gelimer und sein Bruder aus den entfernten Gegenden des Reichs zusammengebracht hatten. Eine Schlacht in den Gefilden von Trikamaro rieb fast das ganze Vandalenheer auf; Belisarius kehrte triumphirend nach Karthago zurück, und konnte den Kaiser benachrichtigen, daß er in drei Monaten die Eroberung des Vandalenreichs vollendet habe. Die entfernteren Landstriche zu unterwerfen, sandte er einzelne Schaaren aus. Sardinien, Korsika, die Balearischen Inseln und in Africa die Küstenstädte bis Ceuta hin, ergaben sich willig den Griechischen Anführern. Gegen den entflohenen König, der sich in ein Numidisches Bergschloß geworfen hatte, ward der Heruler Pharas gesandt. Diesem ergab er sich zuletzt (534) vom

Hunger gezwungen. Belisarius empfing ihn in einer Vorstadt Karthago's, und blieb hierauf noch einige Zeit in Africa, um die Einrichtung der neuen Provinz zu besorgen. Denn der rechtmäßige Throneigenthümer Hilderich war, zur geheimen Freude des Kaisers, schon vor Gelimers Flucht von diesem ermordet worden. Karthago erhielt demnach einen Römischen Statthalter, unter dem Titel eines Exarchen. Ceuta wurde befestigt, und überall der Arianismus ausgerottet.

Im Herbste 534 kehrte Belisarius, ein dritter Scipio, nach Constantinopel zurück, wo ihm der dankbare Kaiser einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. Doch ging er in demselben bescheiden zu Fuße einher, und fiel, als er vor dem kaiserlichen Throne vorbei kam, auf sein Angesicht nieder. Dasselbe that Gelimer, der im Purpur hinter ihm her ging. Dieser vom Schicksal so tief gebeugte Herrscher erhielt vom Kaiser ansehnliche Güter in Galatien, wohin er sich mit seiner Familie und seinen Freunden zurückzog. Von den Vandalen, die nicht fortgeführt wurden, sondern in Africa zurückblieben, hört man nichts mehr; sie scheinen sich dort unter den übrigen Einwohnern verloren zu haben.

---

## 12. Italien erobert.

(536 — 540.)

So leicht wurde ein großes Reich zertrümmert, weil es nicht durch die innere Kraft und Neigung des Volks belebt, sondern von fremden Gewalthabern ohne Weisheit und Liebe zusammengehalten worden war. Ein so rascher und glänzender Erfolg reizte den unternehmenden Justinian,

mit dem Ostgothischen Reich in Italien dasselbe zu versuchen. Seit Theoderichs Tode waren die Eintracht und das Ansehen der Gothen merklich verfallen. Theoderichs Tochter Amalasuntha konnte ihrer schwierigen Stellung als Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalarich (oben S. 17.), so viele Kenntnisse und gute Eigenschaften sie auch besaß, nicht gewachsen seyn, da die Regierung über die Gothen einen Mann und einen Krieger erforderte. Dennoch wollte sie gern die Regierung behalten, als selbst Athalarich gestorben war (534). Sie nahm zu dem Ende einen Vetter, Theodat, zum Mitregenten an. Aber der treulose Vetter entfernte sie bald ganz von Ravenna, und ließ sie zuletzt im Bade erdrosseln.

Günstige Umstände für einen Kaiser, der Italien wieder zu erobern brannte. Den Mord der Königin zu rächen, wie es hieß, ward Belisarius mit siebentausend Mann Isauriern, Hunnen und Mauren auf einer Flotte nach Italien gesandt (535). Er eroberte zuerst das schwach besetzte Sicilien, und hielt am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus. Ganz Italien gerieth in ängstliche Bewegung, und Theodat, der nicht der Mann für einen so gefährlichen Zeitpunkt war, betrug sich zaghaft und unentschlossen. Indeß hatte Italien noch beinahe ein Jahr lang Ruhe. Belisarius mußte im Frühling 536, statt nach Italien, nach Karthago übersetzen, um einen Aufruhr der Truppen gegen den kaiserlichen Statthalter, den Verschnittenen Salomon, zu stillen. Nachdem er die Empörer besiegt, kehrte er, im Herbste 536, nach Sicilien zurück, und setzte von da sogleich nach Rhegium über. Die Städte Unteritaliens ließen ihn ohne Schwertstreich ein, nur Neapel ward mit Sturm erobert und eben deswegen geplündert, anderen Widerstrebern zur Warnung. Der Verlust Neapels

vollendete die Unzufriedenheit der Gothen mit Theodat. Sie erklärten ihn der Regierung unfähig, setzten einen tapfern Mann aus ihrer Mitte, Namens Vitiges, auf einen Schild, und riesen ihn zum König aus. Theodat ward auf der Flucht erschlagen.

Der neue König Vitiges suchte sich vergeblich mit dem Kaiser zu vergleichen. Doch deckte er sich wenigstens vom Norden her durch ein Bündniß mit den Franken, denen er seine Besitzungen im südlichen Frankreich abtrat. Hierauf erwartete er den Feind in Ravenna; in Rom legte er viertausend Gothen unter der Anführung des tapfern Leuderis. Der Papst Sylverius mußte ihm Treue schwören, und die vornehmsten Senatoren wurden als Geiseln nach Ravenna geführt. Dennoch gewann Belisarius diese Stadt, durch Einverständniß mit den Katholiken, ohne Blutvergießen. Am 10. December 536 hielt er seinen Einzug in dieselbe, und sandte die Schlüssel der Stadt, sammt dem gefangenen Leuderis dem Kaiser nach Constantinopel. Die viertausend Gothen zogen sich nach Ravenna zurück.

Vitiges bereute zu spät, Rom nicht kräftiger geschützt zu haben, und kam mit großer Heeresmacht, es zu belagern (März 537). Allein da er keine Flotte hatte, und eine Stadt von solchem Umfange nicht ganz eingeschlossen werden konnte, so ward es dem immer thätigen Belisarius möglich, einer außerordentlich überlegenen Macht länger als ein Jahr zu widerstehen. Hier entwickelte der treffliche Mann seinen ganzen Feldherrngeist. Er that unaufhörliche glückliche Ausfälle auf die Gothen, gesellte den Schildwachen sogar Hunde bei, schoß wol selbst von der Mauer herunter, und gab zuerst die Erfindung der Schiffmühlen auf der Tiber an, da die bisherigen Wassermühlen

in der Stadt durch die Zerstörung der Wasserleitungen unbrauchbar geworden waren. Gegen Verräther verfuhr er mit abschreckender Strenge. Selbst der Papst Sylverius, der in den Verdacht eines geheimen Verständnisses mit den Gothen gekommen war, mußte von der herrischen Gemahlin des Feldherrn eine demüthigende Strafrede anhören, in ihrer Gegenwart seinen päpstlichen Schmuck ablegen, und in eine ferne Verbannung gehen, die Geistlichkeit in Rom aber mußte sich auf kaiserlichen Befehl ein anderes Oberhaupt wählen. Es war der Diakonus Vigilius, welchen die Kaiserin Theodora schon vorher zu dieser Würde bestimmt haben soll, und dessen schon oben erwähnt ist.

Vitiges versuchte alle Wege gütlicher Unterhandlung, aber fruchtlos. Er wollte Sicilien und Unteritalien abtreten. Doch Belisarius bestand auf ganz Italien. Vitiges setzte darauf die Belagerung Roms fort, bis ihn endlich die Nachricht von einer Griechischen Streifpartei in seinem Rücken, die schon Rimini belagere, nach einem Jahre und neun Tagen verlorener Mühe zwang, die Belagerung aufzuheben und seine Hauptstadt Ravenna zu decken (März 538). Während der Belagerung Roms hatte Belisarius, auf heimliches Anstiften des katholischen Bischofs Datius von Mailand, tausend Mann zur See nach Ligurien gesandt, denen sich Mailand, Como, Bergamo, Novara und andere Städte freiwillig ergeben hatten. Sie wieder hinaus zu schlagen, kamen jetzt den bedrängten Gothen zehntausend Burgunder zu Hülfe, die sogleich das schöne, große und feste Mailand belagerten.

Belisarius brach dagegen am Ende des Juni 538 von Rom auf, und rückte vor Rimini. Er hatte unzähligemal den Kaiser um Nachhülfe gebeten. Jetzt landeten wirklich siebentausend Mann, und unter diesen zweitausend

Heruler, in Picenum, aber leider unter der Anführung des Verschnittenen Narses, den Justinian aus Mißtrauen gegen Belisar sandte, und dessen Feldherrnneid einen bösen Zwiespalt erregte. Darüber konnte man dem fast ausgehungerten Mailand nicht zu Hülfe kommen, welches nun, zu Anfang des Jahres 539, den Burgundern die Thore öffnete und ein schreckliches Schicksal erfuhr. Die Barbaren hieben alle männlichen Einwohner, angeblich 300,000 an der Zahl, nieder, schleppten die Weiber als Sklavinnen fort, und sollen, nach Prokops (aber wahrscheinlich übertreibender) Erzählung, diese nächst Rom größte Stadt Italiens bis auf den Grund geschleift haben. Als Justinian diese Kunde erhielt, rief er den Narses zurück, und gab dem Belisar den vollen Oberbefehl wieder.

In demselben Jahre kam noch ein anderes, nicht geringeres Schrecken über das unglückliche Italien. Theodebert, König von Austrasien, wollte auch die Gelegenheit benutzen, sich eine Beute zu holen und seine Krieger zu üben. Gothen und Griechen standen erwartend, wem von Beiden er zum Beistande gekommen seyn möchte, und ließen ihn ruhig über den Po ziehen. Aber auf einmal behandelte er Beide feindlich, zerstörte Genua und andere Städte, plünderte ganz Oberitalien aus, und kehrte zuletzt, vom Hunger besiegt, über die Alpen zurück.

Belisarius, obwol so lästig bezwängt, hatte doch unterdessen noch Urbino erobert, und belagerte Fäsulä und Auximum. Dagegen gelang dem Vitiges ein anderer Versuch. Er bewog nämlich durch eine Gesandtschaft den König Chosroes von Persien zum Friedensbruch mit dem Kaiser, und unterhandelte dann mit Justinian selbst, ohne Belisars Vorwissen. Als nun Belisar vor Ravenna rückte, um dem Kriege ein Ende zu machen, kamen Gesandte mit

Friedensbedingungen aus Constantinopel an, des Inhalts, daß Vitiges die Provinzen nördlich vom Po mit dem königlichen Titel behalten, Alles übrige aber mit der Hälfte seiner Schätze an den Kaiser abtreten solle. Doch Belisar, der sich durch einen solchen Vertrag gekränkt fühlte, und den vollen Lorbeer nicht entgehen lassen wollte, versagte dem Vertrage seine Zustimmung, in der sichern Hoffnung, die Gothen bald zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen.

Die Gothen, an Rettung verzweifelnd, verfielen indeß darauf, dem Belisarius heimlich die Herrschaft und Krone Italiens anzutragen, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Belisar widerstand der starken Versuchung, heuchelte aber listig Untreue, und ward nun ohne Schwertstreich in das ausgehungerte Ravenna eingelassen (Jan. 540). „Als ich, sagt Prokopius, das Römische Heer in die Stadt einziehen sah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menschen über die Begebenheiten entscheide, sondern daß ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Überwindern weit überlegen, auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, indem sie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten."

Vergeblich erwarteten die Gothen jetzt Belisars Abfall. Er blieb seinem Kaiser treu, beruhigte die Stadt, und gab dem Vitiges eine anständige Wache in seinem Schlosse. Schon wollte er noch den letzten Rest der Gothen aus Oberitalien vertreiben, als der mißtrauische Kaiser ihn schnell zurückberief. Mit Unwillen, doch gehorsam, schiffte er sich mit dem gefangenen Könige und den vornehmsten Gothen, auch mit dem königlichen Schatze, in Ravenna ein, und warf sich demuthsvoll dem Kaiser zu Füßen (540).

Einen Triumph erhielt er diesmal nicht, den ausgenommen, den kein Neid ihm rauben konnte, die laute Bewunderung des Volks auf den Straßen, so oft er sich sehen ließ. Vitiges erhielt den Rang eines Senators und Patricius, starb aber schon zwei Jahre nachher in Constantinopel.

---

## 13. Das Reich der Ostgothen zerstört.

(541 — 554.)

Bei allem Glanze der Regierung Justinians I. empfing doch das große Kaiserreich unter ihm sehr empfindliche Stöße. Von Osten her fielen die Perser ein, die Belisar mit Mühe zurücktrieb; nordwärts über die Donau brachen, trotz der vielen Festungen, Bulgaren, Avaren, Longobarden, Gepiden, Slaven und Anten herein, zerstörten eine Menge Schlösser und Städte, streiften bis an die Thore von Constantinopel, führten Menschen und Vieh weg, und verübten an Denen, die sich widersetzten, barbarische Grausamkeiten. Das Spießen auf spitzige Pfähle, das Riemenschneiden aus der Haut lebendiger Menschen, das Füttern der Hunde mit neugebornen Kindern ꝛc. kommt in der Geschichte dieser Völker als etwas Gewöhnliches vor. Nach Prokops unsicheren Behauptungen sollen diese Einbrüche dem Reiche jährlich gegen 200,000 Menschen gekostet haben. Erstaunenswürdig ist es allerdings, daß die Bulgaren ungestraft durch die Pässe von Thermopylä bis nach Korinth vordringen, ja sogar Angesichts der Hauptstadt über den Hellespont setzen, und mit Asiatischer Beute beladen, in ihre Heimath zurückkehren durften. In Africa, wo man den harten Steuerdruck, und die Willkühr der Byzantinischen Regierung unerträglich fand, brachen immer

neue Empörungen der Mauren aus, zu denen sich oft noch die schlechtbesoldeten Soldaten des Exarchen gesellten; so daß der tapfere Salomon einmal nach Sicilien flüchten mußte, und nachher in einem Treffen gegen die Mauren umkam. Die sonst so blühende Küste von Africa verödete ganz unter so langem Kriegeselend.

Der Muth der tapferen Ostgothen in Italien wuchs nach Belisars Entfernung gleichfalls wieder. Auch hier machten sich die Beamten und die nicht besoldeten Truppen durch ihre Erpressungen den Einwohnern bald unerträglich. Dies gab den Gothen Hoffnung. Nachdem des Vitiges Nachfolger, Ildibad, von der Hand eines beleidigten Gothen gefallen war, und der hierauf zum König gewählte Rugier Erarich untauglich gefunden, und gleichfalls aus dem Wege geräumt war (541), riefen die Gothen einmüthig ihren Besten, den jungen Totilas, auf dem Schilde zum König aus, und versuchten von den wenigen Puncten im Norden aus, die noch in ihrem Besitze waren, die Wiedereroberung Italiens. Die armen, zwischen unaufhörlichem Wechsel schwankenden Bewohner dieses verheerten Landes waren jetzt in der That mehr den Gothen, als den ausgelassenen Kaiserlichen geneigt, seitdem sie die strenge Enthaltsamkeit und Gerechtigkeitsliebe des edlen Totilas näher kennen lernten. Ehrfurchtsvoll hörten sie aus seinem Munde Grundsätze, wie diese: daß Sittenlosigkeit und Untergang unzertrennlich, und der Sieg immer nur die Frucht der Aufrichtigkeit, der Eintracht und des Ordnungsgeistes sey. Mit dem kleinen Reste seiner Landsleute eroberte dieser Held in kurzer Zeit die oberen Städte wieder, zog dann mit Übergehung der größeren — Ravenna, Florenz und Rom — nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die Kaiserlichen, selbst aus Neapel.

Wie nöthig auch Belisarius gegen die Perser gebraucht ward, so schickte ihn Justinian doch noch einmal nach Italien, um wo möglich diese wichtige Provinz wiederzugewinnen. Er kam im Frühjahr 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Desto härter mußten die armen Einwohner ausgepreßt werden. Ein schauerlicher Anblick in der That, zwei große Feldherren in den elendesten Umständen um den Besitz eines fast verödeten Landes kämpfen zu sehen. Zwei Jahre lang lagen sie fast ganz unthätig. Vergebens schrieb Belisarius die dringendsten Bittbriefe nach Constantinopel. Totilas warf sich endlich auf Rom und belagerte es. Drinnen lagen 4000 Kaiserliche unter einem Führer, Namens Bessas, dessen niedriger Geiz die Bürger fast erschöpfte. Belisar, zum Entsatz zu schwach, nahm wenigstens eine feste Stellung an der Mündung der Tiber. Lange hielt sich die Stadt, obgleich die ärmeren Bewohner schon Katzen, Mäuse, Gras und Nesseln aßen; endlich verriethen vier Isaurische Schildwachen, mit Bessas unzufrieden, den Gothen eine schwache Stelle, wo in der Nacht zum 17. Dec. 546 das ganze Heer überstieg und in die Stadt drang. Totilas, eine Hinterlist fürchtend, blieb mit seinem Heere in geschlossenen Gliedern bis zum Anbruch des Tages in den Straßen stehen, allein da die Besatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche, als ein guter Christ sein Dankgebet zu verrichten, indeß seine Gothen die Häuser plünderten, um sich für ihre lange Noth ein wenig bezahlt zu machen.

Indeß hörte Totilas von Fortschritten der Griechen in Lucanien, und im Begriff dorthin zu eilen, beschloß er vorher, Rom zu zerstören, damit die Feinde sich darin nicht festsetzen könnten, und hatte in der That schon den dritten

Theil der Mauern niederreißen lassen, als ein Schreiben und Gesandte von Belisar eintrafen, die ihn ermahnten, nicht die größte und sehenswertheste Stadt, welche die Sonne bescheine, von der Erde zu vertilgen. Totilas, keinesweges unempfindlich für die Stimme der Menschlichkeit und Milde, ließ mit dem Zerstörungswerke innehalten, und brach auf, nachdem er vorher alle Einwohner aus der Stadt fortgeschickt hatte. Sogleich rückte nun Belisarius in Rom ein, ließ in größter Geschwindigkeit die Lücken in den Mauern wieder ausfüllen, vollendete binnen fünf und zwanzig Tagen, so gut es gehen mochte, eine Befestigung, und sandte dem Kaiser zum zweiten Male die Schlüssel. Totilas, welcher indeß die Griechen zur Räumung Lucaniens gezwungen hatte, kehrte bestürzt wieder zurück, konnte aber die Stadt mit aller Anstrengung nicht wieder nehmen. Zwei Jahre darauf dauerte der kleine Krieg in Unteritalien noch fort. Belisarius führte ihn verdrossen, weil der Kaiser ihm durchaus keine Hülfe schickte, und bat endlich nach fünf Jahren unrühmlicher Feldzüge um seine Zurückberufung. Er erhielt sie, und kehrte nach Byzanz zurück (549, Anf.), wo ihn der Kaiser zum Obersten der Leibwache machte, und Jeder ihm den nächsten Platz am Throne willig einräumte. In der Folge befreite er die Hauptstadt noch einmal von einer großen Gefahr bei einem Einfalle der Bulgaren.

Nach seinem Abgange fiel Rom abermals in Totilas Hände (549), der es auch diesmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgesetzten Rennspiele wieder erneuerte, in denen er selbst geübt war. Er war jetzt auch im Besitz einer Flotte, durch die er Rom mit Korn versorgte, Rhegium, Tarent, Sardinien und Korsika zum

Gehorsam zurückbrachte und Sicilien brandschatzte, ja sogar über das Ionische Meer setzte, und die Griechischen Küsten heimsuchte. Dabei trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an, und gelobte ihm kriegerischen Beistand. Aber Justinian wollte nichts davon hören. Einige Jahre ward der Krieg aus Mangel an Kräften träge geführt, aber 552 gewann er neues Leben, als der schon erwähnte Narses, des Kaisers Liebling und bisheriger Schatzmeister, mit einem auserlesenen Heere von Longobarden, Hunnen, Herulern und sogar Persern, den Marsch zu Lande nach Italien antrat. Er hatte bedeutende Geldsummen empfangen, und unumschränkte Vollmacht, und war auch außerdem der Mann dazu, das Werk eines Belisarius rühmlich fortzusetzen. In seinem kleinen, schwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die früher zu glänzen verdient hätte, und in seinem Blick lag ein Ernst, der kein Lächeln über seine Mängel aufkommen ließ *). Er wünschte den langen Streit durch eine Schlacht zu entscheiden, und rückte dem Totilas, der mit seinem Heere von Rom herbei kam, entgegen. Bei Taginas, am Fuße der Apenninen, geschah die Schlacht, im Sommer 552. Der überlegenen Kriegskunst des Narses und der größern Zahl seines Heeres ward der Sieg zu Theil; sechstausend Gothen bedeckten das Schlachtfeld, auch Totilas fiel. Narses schickte dessen reichbesetzten Hut und den blutigen Waffenrock als Siegeszeichen nach Constantinopel, ging dann auf Rom los, das er leicht gewann, und sandte dem Kaiser zum dritten Male die Schlüssel.

*) Fulkaris, ein Heruler, den er 553 gegen die Franken hinaufschickte, ward bei Parma von diesen überfallen, wollte aber durchaus nicht mit den übrigen entfliehen, sondern rief bis auf den letzten Augenblick, der Tod sey nicht so schrecklich, als der zornige Blick des Narses.

Diese fünfte Eroberung Roms war die letzte in diesem Gothischen Kriege, und die arme Stadt hatte nun endlich auf einige Jahre Ruhe.

Noch waren einige tausend Gothen in den Städten übrig. Diese sammelten sich noch einmal jenseits des Po, und wählten den Tejas, abermals ihren Besten, zum König. Ihr Schatz lag noch in Cumä, das Narses jetzt belagerte. Ihn zu retten zog Tejas schnell von den Alpen zum Vesuv hinunter (553). Er überfiel den Narses am Lactarischen Berge, die Reiter stiegen von den Pferden, und das wüthendste Morden begann. Tejas trat mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen, und focht von Allen gesehen in der Vorderreihe, wie ein alter Homerischer Held, das feindliche Geschoß mit dem Schilde auffangend und Viele erlegend. Endlich fiel er von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen. Die Feinde trugen seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen umher. Aber die Gothen, dadurch nur mehr erbittert, wehrten sich löwenmüthig noch den ganzen Tag, blieben auch die Nacht noch in den Waffen, und erneuerten am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe, doch seyen sie eher bereit zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abzuziehen, so wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italien suchen. Mit wahrer Achtung für so tapfere Männer bewilligte der kaiserliche Feldherr den Antrag, und so zogen sie ab. Eine Schaar dieser Gothen, etwa tausend Mann stark, fand indeß den eingegangenen Vertrag so lästig, daß sie, nach Pavia gekom-

men, ihre dortigen Landsleute ermunterte, doch noch nicht ganz zu verzweifeln, sondern nach fremder Hülfe umzuschauen. Sie fanden sie bei den Allemannen. Zwei Herzoge dieses Volks, Leutharis und Buccelin, drangen mit einem Schwarme Franken und Allemannen über die Alpen und den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen zogen sich in die festen Städte zurück, und ließen sie vorüberschwärmen. So fluthete ihr wilder, verheerender Zug, um so wilder, als die Allemannen damals noch nicht zum Christenthume bekehrt waren, bis in die Spitze Calabriens hinunter. Was auf dem platten Lande Italiens noch zu rauben und zu zerstören übrig war, das raubten und verbrannten diese Barbaren, bis Mangel und Krankheiten, an denen selbst Leutharis starb, sie zum Rückzuge nöthigten. Hier lauerte ihnen Narses mit achtzehntausend Mann auf. Es kam zur Schlacht in der Gegend von Capua (554). In dieser blieb auch noch Buccelin mit dem größten Theil der Seinen, und nur ein schwacher Rest der Entronnenen sah das Vaterland wieder.

Bis in den folgenden Frühling hielten sich hierauf noch die letzten Gothen in Conza, einem festen Orte. Endlich ergaben sich auch diese dem Narses auf ehrenvolle Bedingungen (555). Sie wurden nach Constantinopel geschickt; andere Haufen hatten sich jenseit der Alpen in Rhätien und Noricum niedergelassen. So ging nach neunzehnjährigem Kampfe das Ostgothische Reich in Italien, nicht unrühmlicher als einst Karthago, zu Grunde. Italien war nun wieder Römische Provinz, und Ravenna ward der Sitz des kaiserlichen Statthalters (später Exarch genannt), der wieder seine Duces unter sich hatte. Die Einkünfte aus dem so fürchterlich mitgenommenen Lande können nicht groß gewesen seyn, denn Ackerbau, Gewerbe

und Handel lagen ganz vernichtet, und wenn von Prokops Angabe, daß schon im vierten Jahre des Krieges, selbst unter Belisars strenger Mannszucht, in der einzigen Landschaft Picenum 50,000 Landleute Hungers gestorben, auch nur ein sehr kleiner Theil wahr ist, welch einen schrecklichen Schluß dürfen wir dann nicht erst auf die Zahl der Verhungerten in ganz Italien am Schlusse des neunzehnten Kriegsjahrs machen! Und unter einer Regierung, wie die Byzantinische, wären die tiefen Wunden dieses Landes auch sicher nicht geheilt worden, wenn sie auch länger im Besitz desselben geblieben wäre.

Der Norden und Osten blieben fortwährend die schwache Seite des Reiches. Justinian mußte den Persern und fast allen nordwärts wohnenden Barbaren den Frieden mit einem jährlichen Tribut abkaufen; der Kaiserstaat büßte dadurch immer mehr an Würde und Ansehen *) ein; die inneren Kräfte wurden aufgezehrt, und die Unterthanen selbst noch in des Kaisers letzten Lebensjahren unzufrieden und aufrührisch gegen ihn. Eine Verschwörung, nach deren Entdeckung einer der Gefolterten in der Angst auch auf Belisar aussagte, brachte diesen um seinen Kaiser so hoch verdienten Mann unschuldig in Verhaft (Dec. 563), aus dem er erst im Julius 564 wieder befreit ward.

---

*) Im Jahre 561 wurde mit den Persern ein funfzigjähriger Friede auf die Bedingung geschlossen, daß der Kaiser einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldstücken zahlen sollte. Als die Römer bei der Berathung bemerkten, die Perser spannten ihre Forderungen deshalb so hoch, weil die Eroberung von Antiochien sie übermüthig gemacht habe, antwortete der Persische Wortführer: „Der König der Könige und Herr der Menschheit (Chosroes) blickt auf solche unbedeutende Erwerbungen mit Verachtung herab, und von zehn Nationen, die sein unwiderstehlicher Arm besiegt hat, achtet er die Römer als die am wenigsten furchtbare.“

Daß er zuletzt blind und hülflos in den Straßen von Constantinopel habe betteln müssen, ist ein spätes Mährchen. Das Jahr darauf starb er; acht Monate nach ihm auch Justinian, am 14. November 565, in einem Alter von drei und achtzig Jahren. Theodora war schon 548 gestorben.

---

## 14. Die Longobarden.

Narses war der erste Byzantinische Statthalter von Italien, und stand der Verwaltung dieses Landes mit Einsicht und Strenge über funfzehn Jahre lang vor. Doch mußte er unter der folgenden Regierung seine Stelle niederlegen, worauf er bald nachher zu Rom gestorben ist. Einige erzählen, die Kaiserin Sophia, die Gemahlin Justins II. (unten Abschn. 16.), habe spöttisch geäußert, er könne nun wieder zu seinem eigentlichen Beruf in die Weiberstuben und zum Spinnrocken zurückkehren, worauf er gesagt haben soll, er wolle ihr einen Faden spinnen, an dem der Kaiser etwas abzuwickeln bekommen werde. Und nun habe er die Longobarden nach Italien eingeladen.

Dies kriegerische Volk war während der Jahrhunderte der Völkerwanderung aus Norddeutschland bis in das heutige Ungern in die Nachbarschaft der Gepiden und Avaren gezogen, und hatte dem Narses auch schon einmal bei seiner Bezwingung der Ostgothen Hülfe geleistet. Jetzt hatten sie in dem jungen Alboin, dessen Name noch lange nachher in Deutschen Volksliedern geglänzt hat, einen König bekommen, in dem der kühne Muth eines Attila oder Chlodwig wohnte. Er machte ein Bündniß mit den Avaren, ging mit ihnen vereint auf die Gepiden los, und

vernichtete dies Volk dergestalt, daß seitdem der Name desselben aus der Geschichte verschwindet (556). Die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Kühnemund, die schöne Rosemunde, nahm er zum Weibe, und den Schädel desselben nach alter Germanensitte zum Trinkgeschirr.

Die Avaren wurden jetzt das Hauptvolk in Ungern, und beunruhigten durch ihre Räuberzüge bald das schwache Kaiserreich, bald die kräftiger widerstehenden Franken. Alboin aber wandte den Blick nach Italien. An seine Longobarden schloß sich noch ein Haufe Avaren, Gepiden und Slaven an, ja es wird sogar einer Schaar Sachsen erwähnt, die nachher wieder durch Gallien zurückgegangen seyn sollen. Im Jahr 568 überstieg er die Julischen Alpen, und eroberte die Städte Oberitaliens mit leichter Mühe. Das kaum wieder aufgebaute Mailand ward nun abermals geplündert (570). Pavia widerstand drei Jahre*). Der wilde Eroberer schwur, wenn er hinein komme, keines Geschlechts noch Alters zu schonen. Aber er nahm sein Wort zurück, als beim Einzuge sein Pferd niederfiel, und einer seiner Begleiter geschickt genug war, daraus sogleich ein Gotteszeichen zu machen. Während der Belagerung waren andere seiner Schaaren über den Po gegangen,

---

*) In diesen Jahren sollen sich die erst in unseren Tagen gebändigten mörderischen Kinderpocken in Italien, so wie überhaupt in den Abendländern, zuerst gezeigt und furchtbare Verwüstungen angerichtet haben. Man glaubt, daß sie durch die Griechischen Heere verbreitet worden seyen, doch scheinen sie auch im Morgenlande nicht früher bekannt gewesen zu seyn, da Ahrun, ein Ägypter, der im siebenten Jahrhundert lebte, der erste ist, welcher eine medicinische Beschreibung derselben liefert. S. Müller Gesch. Schweiz. Eidgen. Th. I. S. 134, Sprengel Gesch. der Arzneikunde 3te Aufl. Th. II. S. 366. Nach Einigen sind die Kinder Fredegundens (oben S. 80.) an dieser Krankheit gestorben. Vgl. Dictionnaire des sciences médicales, T. LVII. p. 35.

und hatten sich der schwächeren Städte längs den Apenninen bemächtigt. Nach Germanischer Sitte theilte der König das Eroberte in kleinere Ducate oder Herzogthümer, die er den Tapfersten zu Lehn gab.

Der damalige Statthalter in Ravenna, Longinus, war viel zu schwach, um einem solchen Feinde zu widerstehen, und sein Kaiser, Justin II., viel zu sehr mit Persern, Avaren und Slaven beschäftigt, um an Italien denken zu können. Es blieb daher nichts übrig, als daß die großen Städte ihre Thore schlossen, die kleinen sie freiwillig öffneten. Alboins früher Tod war Ursach, daß der Eroberungsgeist der Longobarden so schnell erlosch. Der kühne Held ward schon 573 in seinem Schlafzimmer von seinem Schildträger Helmichis ermordet, auf Anstiften seiner Gemahlin Rosemunde, die er unter andern auf einem Schmause in der Trunkenheit aus ihres Vaters Schädel zu trinken gezwungen haben soll. Der nach ihm erwählte König Kleph ward achtzehn Monate nachher gleichfalls umgebracht, und hierauf lebten die Longobarden zehn Jahre lang ohne König, weil den Großen, die sich nun gleich als Herzöge in die besetzten Städte theilten, die Ungebundenheit besser gefiel.

So sehen wir also Italien theils unter der Herrschaft des Griechischen Kaisers, theils unter der der Longobarden. Von den Letzteren heißt noch heut zu Tage der obere Theil die Lombardei. Zum Exarchat von Ravenna gehörten die heutige Romagna, die Städte Ferrara und Comacchio, und der Küstenstrich von Rimini bis Ancona. Die Ducate Rom und Neapel standen anfangs auch noch unter dem Exarchen, Neapel aber erhielt bald die Freiheit, sich seine eigenen Herzöge zu wählen. Sicilien, Sardinien und Korsika erkannten auch noch des Kaisers Oberherrschaft an.

Wie den Gothen mußten die Einwohner den Longobarden den dritten Theil des Ihrigen abgeben, aber nicht von den Ländereien selbst, sondern von dem Ertrage, da dieser mühelose Erwerb dem viel rohern Zustande des Longobardischen Volkes angemessen war *). Es blieb also auch jetzt eine freie, mit Landeigenthum versehene Römische Nation in Italien, ja sie machte fortwährend den größten Theil der Einwohner aus, da verhältnißmäßig nur wenig Longobarden in das Land gekommen waren. Doch waren die Großen und Reichen durch den Gothisch-Griechischen Krieg sehr zusammengeschmolzen. Die Longobarden standen übrigens etwa mit den Franken auf einerlei Stufe der Bildung. Krieg und Jagd erkannten sie für die einzigen den freien Mann ehrenden Beschäftigungen. Die Kunst, Stoßvögel zur Jagd abzurichten, machten sie zuerst im südlichen Europa bekannt. Ein romantischer Zug aus dem Charakter dieser Zeiten ist folgender. Der junge Autharis, Klephs Sohn, der 584 zum König gewählt ward, suchte die Freundschaft Garibalds, Herzogs der Baiern, und warb unerkannt, als ob er nur der Gesandte wäre, um die Hand seiner Tochter Theudelinde. Er erhielt das Versprechen, Theudelinde erschien auf seinen Wunsch und reichte ihm, als dem vermeinten Gesandten, einen gefüllten Becher. Autharis leerte denselben und gab ihn ihr zurück, wobei er mit dem Finger die Hand der Braut drückte, und ihr mit der andern Hand über das Gesicht fuhr. Er zog darauf unter Baierischem Geleite seiner Heimath wieder zu, an deren Grenze er erst sich näher erklärte. Er hieb mit nervigem Arm seine Streitaxt in einen Baum, und rief: „So sind die Hiebe eines Königs der Longobarden!"

*) v. Savigny a. a. O. Th. I. S. 347.

Man hatte wieder eines Königs bedurft, weil Nachricht einlief, daß der neue Kaiser Mauritius (seit 582) auf die Wiedereroberung Italiens sinne, und zu dem Ende bereits ein Bündniß mit dem Könige der Ostfranken Childebert geschlossen habe. Wirklich machten die Franken fünf Feldzüge nach Italien, sie liefen aber alle schlecht ab, weil es überall an Ernst und gutem Einverständniß fehlte. Autharis starb schon 590, aber die Longobarden hielten seine Wittwe Theudelinde so werth, daß sie sich willig erklärten, Denjenigen als König anzunehmen, den sie zum Gemahl wählen würde. Sie entschied sich für Agilulf, Herzog von Turin, welcher darauf im folgenden Jahre (591) im Mai zu Mailand auf der Versammlung des ganzen Volkes zum König ausgerufen ward.

Dieser Agilulf setzte den Krieg gegen den kaiserlichen Exarchen muthig fort, und würde sich gewiß auch Rom bald unterworfen haben, wenn nicht ein so kluger und gewichtvoller Mann wie Gregor I. eben auf dem päpstlichen Stuhl gesessen hätte. Dieser thätige und gewandte Bischof, dessen noch vorhandene Briefe uns den besten Aufschluß über die Ereignisse jener Zeiten geben, that mehr als der Kaiser und sein Exarch zur Beschützung Italiens. Er unterhielt einen vertrauten Briefwechsel mit der sehr einflußreichen Königin Theudelinde, der er zuweilen seine Schriften oder kleine Geschenke für ihre Kinder übersandte, und kaufte den Longobarden ihren Besuch mit einer schnell zusammengebrachten Geldsumme ab. Dennoch war der Kaiser Mauritius mit seinen Vorkehrungen nicht wohl zufrieden, zumal da der eifersüchtige Patriarch von Constantinopel nichts unterließ, die Handlungen Gregors im schwärzesten Lichte darzustellen.

Die Longobarden waren, als sie Italien eroberten,

Arianer, doch gelang es schon der Theudelinde, Viele zum katholischen Glauben zu bekehren, und obschon noch mehrere der folgenden Könige dem Arianismus zugethan blieben, so wurde doch die Orthodoxie schon so herrschend, daß fast in jeder Stadt neben dem Arianischen Bischofe auch ein katholischer war, bis Grimoald, der vorher Herzog von Benevent gewesen war und sich dann auf den Thron geschwungen hatte (reg. 662—671), den Sieg der katholischen Lehre entschied. Einer seiner Vorgänger, Rotharis, ließ um 644 die Gesetze der Longobarden aufzeichnen.

---

## 15. Papst Gregor I.

Wie sich in den Römischen Bischöfen oder Päpsten *) der Gedanke gebildet hatte, die oberste Stelle in der christlichen Kirche in Anspruch zu nehmen, und welche Umstände ihnen dabei zu Statten kamen, ist schon im vorigen Theile (S. 514.) erörtert. Eine neue Welt eröffnete sich den Päpsten wiederum, als mit den neugestifteten Germanischen Staaten im Abendlande sich auch so viele neue Kirchenverhältnisse bildeten. So lange die Römische, d. i. die christliche und gebildete Welt, ein Ganzes ausgemacht hatte, konnten die Interessen der Kirche und der Religion dem Staate gegenüber auch gemeinschaftlich besorgt werden; jetzt, wo sie in eine Vielheit einzelner Staaten zergangen war, war dies weit schwieriger, und die Gefahr des Zer-

*) Der Name Pápa (Vater), woraus Papst geworden, wurde in den ersten Jahrhunderten des Christenthums allen Bischöfen, später nur den angeseheneren beigelegt, zuletzt auf die Römischen beschränkt.

fallens bei einem entstehenden Kampfe mit der rohen und ungeordneten weltlichen Gewalt nicht gering. Damals that Einheit in der Kirche vor allem andern Noth, und der Gedanke, diese Einheit in der Person eines die kirchlichen Angelegenheiten leitenden Oberhauptes darzustellen, und ihnen dadurch einen Mittelpunkt zu gewähren, ist die gute Seite des Papstthums, für die sich große und starke Seelen wol begeistern konnten. Daß aber auch die Besten unter den Päpsten bei der Durchführung dieser Idee oft zu Mitteln ihre Zuflucht nahmen, mit denen sich der einfache, reine christliche Sinn nicht versöhnen kann, ist die Schattenseite dieser Bestrebungen, welche immer deutlicher hervortrat, je mehr sie in der Folge der Zeiten mit den Fortschritten der Entwickelung in Widerspruch geriethen.

Den Ruhm aller Päpste jener früheren Jahrhunderte hat Gregor I., genannt der Große (590—604), überstrahlt. Er stammte von einem altrömischen Patriciergeschlechte, entsagte aber, obgleich er schon bis zur Würde eines Statthalters von Rom emporgestiegen war, dem weltlichen Leben, und wurde Mönch. Da er nachher seiner Talente wegen zum Papst erwählt wurde, mußte er fast gezwungen werden, sich diesem schwierigen Berufe zu unterziehen. Als er aber einmal Haupt der Römischen Kirche war, zeigte er die regsamste Thätigkeit, und wie wir ihn schon bei der Bekehrung der Angelsachsen kennen gelernt haben, so überall, wo er mit seiner Wirksamkeit nur hinreichen konnte. Wo damals im Abendlande das Evangelium gepredigt ward, wurde durch die Missionarien auch das Ansehen des Papstes verbreitet; auch die entferntesten Völker wurden gewöhnt, ihn als durch Christus zum Oberhaupte der Kirche bestellt, ja als dessen irdisches Abbild zu betrachten. Je weiter von Rom entfernt, desto größer war die Ehr-

furcht für den Papst. Mit dem Patriarchen von Constantinopel gerieth Gregor in einen heftigen Rangstreit, da der erstere den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs annahm. Gregor erklärte sich dagegen auf das entscheidenste, als aber Alles vergeblich blieb, nannte er sich selbst, um jenen Hochmuth durch den stärksten Ausdruck von Demuth zu beschämen, einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei).

Überall, wo seine Ansprüche auf den ersten Rang in der Christenheit nicht hervortraten, zeigte Gregor die Tugenden eines wahrhaft christlichen Bischofs in vollem Maaße. Er hatte keinen leichten Beruf in jenen Zeiten, wo die Longobarden das Römische Gebiet hart bedrängten, wo er die Stadt und das Land umher gegen feindliche Eingriffe und Anmaßungen schützen, und der durch die Kriegsstürme erzeugten vielfachen Noth begegnen sollte. Von den Reichthümern der Römischen Kirche machte er den wohlthätigsten Gebrauch, indem er dafür Kornschiffe für die hungernden Armen aus Sicilien kommen ließ, Hospitäler anlegte, dreitausend Jungfrauen Nahrung und Kleidung, den Kranken des Kirchspiels Kost und Pflege, und vielen tausend Armen Geld, Brot, Wein, Gemüse, Fleisch, Käse und andere Nothwendigkeiten reichen ließ; dabei erbaute er Alle durch seine trostreichen Predigten. Die Zeiten waren so schlecht, daß Alles sich zu den Klöstern drängte, um nur unter Dach zu kommen und nicht auf der Straße zu verhungern. Der Kaiser Mauritius mußte durch ein Edict verbieten, Jemanden, der schon in einer öffentlichen Bedienung gestanden, oder der in der Hand gezeichnet sey (wie alle Soldaten), in Klöster aufzunehmen, gegen welchen Befehl aber der Papst wieder bescheidene Vorstellungen that. In den christlichen Gottesdienst brachte Gregor noch mehr

Cäremonien, und gab ihm eine noch größere Feierlichkeit. Sein Meßkanon *), oder Abendmahlsliturgie, ist nach und nach in der Römischen Kirche der einzig herrschende geworden. Zur Aufnahme der Kirchenmusik stiftete er zu Rom eine eigne Unterrichtsanstalt für dieselbe.

In Gregors zahlreichen Schriften findet sich neben manchem Seltsamen und Abergläubischen auch viel Treffliches, welches von einem schönen christlichen Sinne zeugt. Daß er aus Verdruß über die Bewunderung der Werke der alten Griechen und Römer, in denen er nur Verführungsmittel zu heidnischem Irrthum gesehen, alle diese unschätzbaren Denkmäler des Alterthums, so viel er Macht über sie gehabt, vernichten lassen, ist eine unerwiesene Erzählung. Doch äußert er sich in einem seiner Briefe über das Studium der Alten so, daß man wenigstens keine Anerkennung jener Meisterwerke bei ihm voraussetzen darf.

---

## 16. Die Nachfolger Justinians I.

(565—610.)

Kaiser Justinian hinterließ keine Kinder. Von seinen sieben Neffen folgte ihm derjenige, der mit der Leibwache und den Hofbedienten am vertrautesten war, unter dem

---

*) Diejenigen, welche der Austheilung des Abendmahls nicht beiwohnen wollten, oder als Katechumenen nicht beiwohnen konnten, wurden in den früheren Zeiten des Christenthums am Schlusse des vorausgegangenen Gottesdienstes vom Priester entlassen, mit den Worten: Ite, missa est (scil. concio: geht, die Versammlung ist entlassen). Missa, oder wie die Deutschen sagten, Messe, hieß also ursprünglich Entlassung der Unberechtigten, späterhin die heilige Handlung, welche darauf folgte, endlich der Inbegriff der dabei von dem Priester vor dem Altar gehaltenen Gebete.

Namen Justins II. (565—578). Die Grenzen des Reiches waren damals gegen Osten den Persern Preis gegeben, gegen Norden den Avaren, einem oben (S. 89.) schon erwähnten kriegerischen Volke, Tatarischen Ursprungs, dessen Ursitze nördlich vom Kaukasus und dem Schwarzen Meere zu suchen sind. Von einem andern Tatarenvolke, den Türken, die in den Steppen jenseits des Jaxartes hauseten, erschien eine Gesandtschaft in Constantinopel; der Chan Djesabul ließ seine Hülfe gegen die Perser und Avaren anbieten. Der Kaiser ehrte den neuen Freund aus allen Kräften, schickte Geschenke und Gegengesandtschaften, schloß ein Bündniß, und erhielt wirklich durch ihn gegen die Perser Erleichterung. Damals glaubte man nicht, daß ein Stamm desselben Volkes zur Vernichtung des Oströmischen Kaiserthrons bestimmt sey. Dies Volk war roh, seine Religion heidnisch und abgeschmackt, die Häupter nicht ohne Prachtaufwand. Des Großchans Bettgestell und alle seine Geschirre waren von massivem Golde, seine Zelte, Vorhänge und Kleider von Seide, sein Harem nach Morgenländischer Sitte von den schönsten Jungfrauen des Landes angefüllt.

Selbst schwach, war Justin doch darauf bedacht, die Herrschaft nach seinem Tode in gute Hände zu bringen; darum ernannte er 574 einen trefflichen Mann, Namens Tiberius, zum Cäsar, der diesen verhaßten Namen wieder adelte, indem er mit der Weisheit und Milde eines Titus, aber leider nur vier Jahre (578—582), regierte. Er setzte vor seinem Tode den Feldherrn Mauritius, der sich im Perserkriege ausgezeichnet hatte, zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger ein.

Aber vielleicht eben weil der verstorbene Kaiser so hoch verehrt worden war, konnte der Nachfolger nur wenig

Zutrauen erlangen. Beständig vom Geldmangel gedrückt, konnte er immer nur halbe Schritte unternehmen, und doch erregten die Feinde an den Grenzen stets neue Noth. Die Avaren waren damals unter ihrem kriegerischen Chan Bajan, der ein weites Reich beherrschte, auf der höchsten Stufe ihrer Macht. Schon unter Tiberius war Sirmium an Bajan verloren gegangen; gegen Mauritius stimmte der Chan einen noch übermüthigern Ton an, und behandelte ihn wie seinen Vasallen. Er steigerte nicht nur den dem Kaiser auferlegten jährlichen Zins von 80,000 auf 120,000 Goldstücke, sondern dieser mußte sogar, um sich ihn geneigt zu erhalten, alle seine Launen befriedigen. Der Chan wünschte einen Elephanten zu sehen; es wurde ihm der größte, den der Kaiser besaß, gesandt. Er wünschte sich ein goldnes Bett, seidne Zeuge, Morgenländische Gewürze, und Alles mußte ihm geschenkt werden. Und dennoch fielen die Avaren stets von Neuem in das Reich, so daß das Waffenglück wieder gegen sie versucht werden mußte. Auf einem dieser Feldzüge geschah es, daß die Soldaten, die dem Mauritius Geiz und Härte vorwarfen, sich empörten, einen Hauptmann Namens Phokas zum Kaiser ausriefen, und verlangten, von ihm nach Constantinopel geführt zu werden. Die Hauptstadt ward belagert, auch die Einwohner zeigten sich dem Mauritius wenig geneigt, ja feindselig gegen ihn; die grüne Faction war mit den Rebellen im geheimen Einverständniß; bei einer Procession, welcher der Kaiser barfuß beiwohnte, ward sogar mit Steinen nach ihm geworfen. Es entstand ein nächtlicher Tumult; Mauritius entfloh mit seiner Gemahlin und neun Kindern über den Bosporus, und überließ die Stadt dem Phokas, der bald darauf, von dem gezwungenen Patriarchen gekrönt, seinen Einzug hielt, und dem Heere

seine Untreue durch ein reiches Geschenk vergalt (23. Nov. 602.)

Phokas, nichts als Soldat, unwissend, auch von Person klein, häßlich, rothhaarig, nahm die Einwohner der Hauptstadt früh gegen sich ein. Schon als er zum ersten Male den Rennspielen im Circus beiwohnte, und die grüne Partei unvorsichtig begünstigte, erinnerten ihn laute Stimmen von der Gegenpartei, daß Mauritius noch lebe. Diese Droher glaubte er ernstlich schrecken zu müssen. Er sandte nach Chalcedon hinüber, wo der Flüchtling Schutz gesucht, ließ ihn und seine fünf Söhne aus der Kirche reißen, und sie alle, einen nach dem andern, die Kinder aber zuerst, vor des Vaters Augen hinrichten (27. Nov. 602). Der drei und sechzigjährige Mauritius ertrug den jammervollen Anblick mit stiller Gottergebenheit, und stieß bei jeder Hinrichtung die Worte Davids aus: „Herr, du bist gerecht, und alle deine Gerichte sind recht!" Das jüngste Knäblein zu retten, gab die treue Amme ihr eigenes dafür hin, aber der Vater selbst bemerkte und verhinderte den edlen Betrug. Alle sechs Köpfe ließ der Tyrann nach Constantinopel bringen und dort auf Pfähle spießen; die Rümpfe wurden ins Meer geworfen. Nicht lange nachher wurden, auf ein Gerücht, daß ein Sohn des Mauritius noch lebe, Gemahlin und Töchter des unglücklichen Kaisers auf die Folter gespannt und zuletzt gleichfalls hingerichtet. So etwas fand Phokas nöthig, um mit Ruhe Herr seyn zu können. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Furcht grausam macht, und daß die Herrscher desto ärgere Tyrannen sind, je unsicherer ihre Herrschaft ist. Jetzt hatte er nicht mehr an Todesurtheilen genug; man ersann langsame Todesqualen oder Verstümmelungen, die ein langes aber recht jammervolles Alter zuließen. Und das alles

schon auf einen bloßen Verdacht des mißtrauischen Tyrannen.

Acht Jahre ertrug das Reich das entwürdigende Joch. Jede Provinz war reif zur Empörung. Der alte Heraklius, Exarch von Africa, hatte schon seit zwei Jahren keinen Tribut mehr eingeschickt, und an diesen achtungswürdigen Mann ergingen von Constantinopel aus dringende Aufforderungen das Vaterland zu befreien. Er überließ dies kühne Unternehmen seinem gleichnamigen Sohne und dessen Freunde Nicetas, einem jungen Hauptmann; jener sammelte eine Flotte, dieser führte ein Landheer durch Ägypten und Asien an den Bosporus. Die Flotte stand der Kaiserstadt gegenüber, ehe Phokas an Gegenwehr gedacht, und die Einwohner begrüßten sie mit Jubelgeschrei. Phokas, nun eben so verlassen als ehemals Mauritius, ward in seinem Palast ergriffen, seines kaiserlichen Schmukkes beraubt, und in Ketten auf das Admiralschiff geführt. „Wirst du besser regieren?" fuhr er den Heraklius an, der ihm seine Grausamkeiten vorhielt. Der wüthende Pöbel übte hierauf an ihm seine Rache, hieb ihm Glied für Glied, und zuletzt erst den Kopf ab, und trug blutige Stücke seines Leichnams mit Jubelgeschrei durch die Straßen. Heraklius aber hielt seinen Einzug (5. Oct. 610), und ward von dem Patriarchen gekrönt. Nicetas, der später eintraf, unterwarf sich willig dem Glück seines Freundes, und begnügte sich mit der Ehre, dessen Schwiegersohn zu werden.

---

## 17. Heraklius.

(610—641.)

Heraklius war ein Regent, in dessen Leben kraftlose Unthätigkeit und beherztes Ermannen seltsam neben einander

stehen. Seine zwei und dreißigjährige Regierung stellt einen überraschenden Wechsel von Erniedrigung und Glanz des Reiches dar. In Persien regierte (591—628) Chosroes II., ein Enkel des ersten, ein unersättlicher und glücklicher Eroberer, und der gefährlichste Feind, den das Oströmische Reich bis jetzt gehabt hatte. Er eroberte 611 Syrien, 614 Palästina, 616 Ägypten und Cyrene, und endlich ganz Kleinasien. Über zehn Jahre lang stand ein Persisches Lager an der Asiatischen Küste Constantinopel gegenüber, und hätte Chosroes eine Seemacht gehabt, so wäre es vielleicht schon jetzt um das Oströmische Kaiserreich geschehen gewesen.

So bedrängt, faßte der ganz entkräftete Heraklius schon den Entschluß, seine Residenz nach Karthago zu verlegen, und sich lieber an einer kleinen aber sichern Herrschaft genügen zu lassen. Aber die Beredsamkeit seines Patriarchen hielt ihn zurück. Dieser wackere Mann ließ ihn in der Sophienkirche schwören, mit dem Volke, das Gott in seine Hand gegeben, treu zu leben und zu sterben. So blieb er denn, obgleich fast nichts mehr, als die Hauptstadt noch sein war; denn auch vom Norden her hauseten wilde Feinde. Die Avaren schleppten aus den Vorstädten Constantinopels gegen 270,000 Menschen als Sklaven weg. Mit Mühe ließ sich der stolze Perser endlich Unterhandlungen gefallen, und mit verbissenem Schmerze bewilligte Heraklius die Forderungen despotischen Übermuths. Es ward Friede gemacht, unter der Bedingung, daß der Perser alles eroberte Land behalte, und von dem Kaiser einen jährlichen Tribut von tausend Talenten Goldes, tausend Talenten Silbers, tausend seidenen Kleidern, tausend Pferden und tausend Jungfrauen empfange.

Aber die Griechen unter Heraklius können zu einem

herrlichen Beispiele dienen von dem, was ein schwaches Volk vermag, wenn es von festem Vertrauen zu seinem Oberhaupte beseelt wird. Nach einigen Jahren Erholung rüstete sich der Kaiser (622), dem Eroberer seine Beute wieder abzujagen. Die Kirchen liehen ihm ihre Reichthümer. Die Provinzen fielen ihm von selber zu; die Türken griffen das ungeheure Perserreich von einer andern Seite an, und Heraklius, der über den Tigris setzte und tiefer als selbst Trajan in Persien eindrang, zwang den vorher so stolzen Chosroes 627 nach Ktesiphon zu fliehen, wo derselbe das Jahr darauf von einem seiner neunzehn Söhne, Namens Siroes, ermordet ward. Siroes schwang sich nun auf den Thron, ermordete noch siebzehn seiner Brüder, und schloß mit Heraklius Frieden. Das Oströmische Reich erhielt alle seine Provinzen wieder, und sogar das angebliche Kreuz Christi, das die Perser bei der Eroberung Jerusalems aus der Kirche des heiligen Grabes mit weggeschleppt hatten. Im Innern des Persischen Reiches begann jetzt eine Reihe von Verwirrungen und Empörungen, welche es schnell fremden Eroberern in die Hände lieferten.

Mit unmäßiger Freude begrüßten die Einwohner Constantinopels den wiederkehrenden Sieger. Die Kirchen ertönten von freudigen Lobgesängen und Dankgebeten, und Heraklius selbst unternahm wenige Monate darauf eine Reise nach Jerusalem, um dort im feierlichsten Pompe das heilige Kreuz wieder aufzurichten. Ehe er den heiligen Boden betrat, legte er Diadem und Purpur ab; kein irdischer Glanz, sagte der Patriarch, dürfe vor Gott geltend gemacht werden. Der Tag wurde für so heilig geachtet, daß er seitdem jährlich unter dem Namen des Kreuzerhöhungsfestes gefeiert worden ist.

Der Ruf von Heraklius Siegen erstreckte sich bis zu den Franken hin, die ihm dazu Glück wünschen ließen. Allein demselben Kaiser war es bestimmt, an ein bisher ganz ungeachtetes Volk einen großen Theil von dem wieder zu verlieren, was er kaum nach so langer Arbeit den Persern entrissen hatte.

---

## 18. Mohammed der Prophet.

(Geb. 571, gest. 632.)

Denn um diese Zeit wurden die Völker des Orients durch die Lehren einer neuen Religion zu Thaten erweckt, die ihren Einfluß weiter verbreiteten, als alle früheren politischen Revolutionen und Eroberungspläne der Asiaten. Das Land, von dem diese Religion und diese große Umkehrung ausging, war eines, welches bis dahin auf der großen Weltbühne nur eine unbedeutende Nebenrolle gespielt hatte, nämlich Arabien. In ihrer gewaltigen Halbinsel, viermal so groß als Deutschland, unzugänglich wegen ihrer brennenden Sandwüsten, steilen Gebirge und wasserarmen Steppen, waren die Araber (auch Saracenen, d. i. wahrscheinlich Morgenländer, genannt) noch von keinem Weltstürmer angefochten worden, soviel deren auch seit Jahrtausenden an ihrer Nordgrenze vorbeigezogen waren. Alexander war rasch vorübergegangen, selbst die Römer, die Arabien doch das reiche nannten, hatten sich nicht weit hinein gewagt. Da es auch nur theilweise bewohnt werden kann, und das Reisen darin sehr beschwerlich ist, so hatten sich die Bewohner nie in einen einzigen Staat vereinigen können. Die Natur scheint ihnen auch selbst mehr

ein Hirtenleben und eine leichte Wanderschaft mit Pferden und Kameelen, als einen ernsten stätigen Beruf angewiesen zu haben. Die in Städten wohnen, treiben meistens Handelschaft, und fördern Persische und Indische Waaren in zahlreichen Karavanen nach den westlichen Provinzen Asiens oder nach den Seehäfen hin, wie schon im Alterthum. Dagegen führt der andere Haupttheil des Volkes, die Beduinen oder Söhne der Wüste, ein völlig nomadisches Leben. Man erkennt noch heut zu Tage dieselben in ihnen, die ihre Vorfahren in jenen Jahrhunderten waren. Die Beduinen halten den Ismael, den Sohn Abrahams von der Hagar, für ihren Stammvater, und sich allein für die echten Araber; die Städtebewohner verachten sie als einen später angesiedelten, unedlen Stamm. Sie sind bei ihrer Armuth gastfrei und gutmüthig, nur daß sie nach ihren Begriffen Straßenraub für erlaubt halten. Ihr Ansehen ist offen, ihr Körperbau stark und geschmeidig, und ihr Gemüth, von wenig Sorgen gekränkt, zur Heiterkeit sehr geneigt. Neben einer großen Liebe zur Unabhängigkeit ist Begeisterung für Poesie und poetische Reden ein hervorstechender Zug in ihrem Charakter; sie haben vortreffliche Dichter gehabt, deren Gesänge noch jetzt in Jedermanns Munde sind, und ihre Weisheitssprüche, Fabeln und Mährchen sind eben so schön gedacht als eingekleidet.

Obschon Arabische Stämme in sehr frühen Zeiten ihre Waffen wol auch als Eroberer in fremde Länder getragen haben mögen, wie einige Spuren andeuten; so erscheinen sie doch in der spätern und gewissen Geschichte des Alterthums stets auf die Grenzen ihres Landes beschränkt, bis der Mann unter ihnen aufstand, den sein kühner, tiefer Sinn und die günstigen Umstände zum Reformator seines Volkes und vieler anderen bestimmten.

Mohammed gehörte zu dem edlen Arabischen Stamme Koreïsch, der in der Stadt Mekka die Regierung führte, und über den dortigen berühmten Tempel, die Kaaba, die Aufsicht hatte. Dennoch hinterließ sein Vater Abdallah, den er früh verlor, der Mutter nichts als fünf Kameele und einen Äthiopischen Sklaven, und dieser geringe Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in seinem achten Jahre auch die Mutter verlor. Da nahm ihn ein Oheim, Abu Taleb, der geistliche und weltliche Fürst von Mekka, zu sich, erzog ihn früh zu Handelsgeschäften, und sandte ihn mit seinen Karavanen weithin, nach Syrien, Mesopotamien und Palästina. Mohammed hatte von seiner Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte, und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen ründete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbraunen, eine Adlernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nerviger Bau, nicht allzugroß — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. Aber nicht mit dieser stillen Herrschaft wollte er sich begnügen; sein kühner Geist strebte zu einer glänzendern Gewalt auf. Sein erster Schritt, sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, war die Heirath mit einer edlen reichen Wittwe, gleichfalls aus dem Stamme Koreïsch, Chadidscha, deren große Handelsgeschäfte er schon vorher geführt hatte. Anfangs machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmählig in ein beschauliches Leben zurück, und sein feierliches, ge-

heimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen.

In dieser Seelenstimmung brütete er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menschen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er fast jede Art von Gottesdienst, Judenthum, Christenthum, die Religion der Persischen Magier und Abgötterei. Aber mit keiner derselben konnte und wollte er sich befreunden. Das Thörichte und Abergläubische des Götzendienstes sprang in die Augen; der Jüdische Glaube war feindselig und engherzig, und das Christenthum richtete in den Griechischen Staaten so viel Streit und Unfug an, daß die Heiden, die den Kern nach der Hülle, die ihn verdunkelte, beurtheilten, es als eine Quelle alles Bösen verabscheuten. Aber im Judenthum, wie im Christenthum lag doch etwas das Gemüth Ansprechendes, und dies alles in ein neues Bild zu vereinigen und der Phantasie des Morgenländers gefällig darzustellen, war ein Unternehmen, welches ganz Arabien zu vereinigen und dem entschlummerten Volke einen neuen Schwung zu geben versprach, und eben darum der Ruhmbegierde eines Ehrgeizigen außerordentlich schmeicheln mußte. Die Ausführung dieses Werkes wurde das lange, stille Dichten des tiefsinnigen Mannes, der, wie alle Begeisterte seiner Art, allmählig von den Schöpfungen seiner Dichtungskraft so hingerissen ward, daß er nicht mehr sein eigenes Ich, sondern die Gottheit selbst in seinem Innern wirkend fühlte. Daher wir gar nicht zweifeln dürfen an den Wundern, mit denen der feurige Araber sich überall umringt gesehen

haben soll. In seiner langen Einsamkeit boten sich nämlich seiner aufgeregten Phantasie die seltsamsten Erscheinungen dar, die er bei seiner Rückkehr nach der Stadt seinen Hausgenossen wiedererzählte, welche er dadurch mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr mit Sicherheit ausgemittelt werden; nach seinem Tode aber wurden so viel Wunderdinge von ihm erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch mit abgeschmackten Mährchen verbrämt worden ist.

Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet; dies war der Hauptsatz und die Grundlage der neuen Lehre. Des Propheten Weib Chadidscha, sein Sklave Zeid, sein Vetter Ali, sein nachmaliger Schwiegervater Abu-Bekr, gehörten unter die ersten Gläubigen, deren lange Zeit nur sehr wenige waren. Diese Bekehrungen waren noch nicht aus der Stille des häuslichen Kreises hervorgeschritten; als Mohammed zuerst öffentlich auftrat und die ihm gewordenen Offenbarungen verkündete, ward er verlacht. Da aber seine näheren Verwandten, und besonders der sehr geachtete Abu-Bekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, da ward doch Einer nach dem Andern aufmerksam, und drängte sich, die neuen Lehren zu hören. Als dies die Lacher sahen, wurden sie besorgt, Mohammed möchte sich durch seinen Anhang wol über sie erheben wollen, und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Er mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen, und als bei seiner Wiederkehr sein Zulauf sich vermehrte, als man ihn schon an der Spitze einer beträchtlichen Religionsgesellschaft sah, die er durch einen Eid an sich knüpfte, und aus der er nach Christus Beispiel zwölf Apostel in die umliegenden Gegenden aussandte, da hielten seine Feinde aus dem Stamme

Koreïsch, besonders die Omijaden *) sich für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Seine Feinde verschworen sich sogar, daß aus jeder Familie Einer die Pflicht auf sich nehmen wolle, ihn, wo er ihn träfe, zu ermorden.

Mit vieler Mühe entging Mohammed dieser allgemeinen Nachstellung durch eine schnelle Flucht aus seiner Vaterstadt. Er floh nach Medina, wohin der Ruf seiner Offenbarungen längst gedrungen war, und wurde schon deswegen hier willig aufgenommen, weil die Einwohner einen erblichen Haß gegen Mekka hatten. Er führte sie alsbald in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde an, und erscheint also nun bereits als Feldherr eines kleinen Heeres, das aus Achtung für seine Tapferkeit seinen Lehren und Predigten, mit denen er immer fortfuhr, ein desto geneigteres Ohr lieh. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deshalb haben seine Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen sie nach Jahren der Flucht (Arabisch Hedschra), wie wir nach Jahren von Christi Geburt. Diese Jahre der Hedschra sind Mondjahre von 354 Tagen.

Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein Arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Völker dieser Art finden nichts angenehmer als plündernd umherzustreifen, wenn nur der Anführer ein tüchtiger Mann ist. Und das war Mohammed gewiß. Er theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, war dabei

*) Es war dies eine Unterabtheilung des Geschlechts der Koreïschiten. Haschemiden hieß eigentlich der Zweig desselben, zu welchem Mohammed gehörte.

leutselig, und wußte seine eigene Begeisterung auf seine Schaaren zu übertragen. Daher die raschen Eroberungen, die er jetzt vollbrachte. Mekka fiel unter seinen Streichen, und alle Bezwungene folgten als Freunde seinem Heere. Ganz Arabien ward durchzogen und erobert, und schon im neunten Jahre nach der Flucht rückte er mit dreißigtausend Mann an die Grenze des Byzantinischen Reiches, nachdem er schon vorher den Persischen König und den Kaiser Heraklius eingeladen hatte, seinen allein seligmachenden Glauben anzunehmen. Er starb in seinem drei und sechzigsten oder fünf und sechzigsten Jahre (632), in der Überzeugung, von einer Jüdin, die seine Feinde gewonnen hätten, Gift erhalten zu haben. Sein Sarg wird noch in der Moschee von Medina gezeigt, und von manchem gläubigen Pilger besucht.

---

## 19. Der Islam.

Die Araber nennen ihre Religion Islam (gläubige Ergebung in den göttlichen Willen), und Alle die sich zu derselben bekennen, Moslemen (Gläubige) *). Die schriftliche Urkunde des Islam ist der Koran, (d. i. Anthologie), eine Sammlung derjenigen Aussprüche des Propheten, die als das Wort Gottes gelten. Wie viel von diesem Buche bei Mohammeds Lebzeiten entworfen sey, läßt sich nicht mehr bestimmen. Mohammed selber hatte, so wie die allermeisten Araber seiner Zeit, weder lesen noch schreiben

*) Das Deutsche Muselmann kommt von dem Persischen Worte Musulman her, welches dasselbe bedeutet.

gelernt, und die Moslemen haben eine Tradition, wie der Engel Gabriel ihm zuerst in einer Höhle bei Mekka erschienen sey, und ihm gesagt habe: Gott hat dich zu seinem Propheten erkoren, siehe hier diese Schrift! Er aber habe geantwortet, er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel beim Schopf ergriffen und ihn dreimal zur Erde geworfen, und darnach habe er lesen können. Ob er auch das Schreiben nach dieser Methode gelernt habe, wird nicht berichtet; die Tradition sagt nur, daß derselbe Engel ihm die Lehren des Koran in einzelnen Bruchstücken innerhalb drei und zwanzig Jahren eingegeben habe.

Eine lange Zeit war dieser Koran ein geheimer Schatz in der Familie des Propheten; seine gegenwärtige Gestalt hat er erst später erhalten. Die Moslemen hegen eine heilige Ehrfurcht dafür, und ihr Vertrauen zu seiner Göttlichkeit geht so weit, daß sie häufig einen aufgeschriebenen Spruch daraus als einen Talisman auf dem bloßen Leibe tragen, oder in Gefahren wie eine Zauberformel zwischen den Zähnen murmeln. Unter den Lehren und Aussprüchen des Koran finden sich viele, die aus der Bibel entlehnt sind. Er ist übrigens im besten Arabisch geschrieben, und hat herrliche, wahrhaft poetische Stellen. Diese dichterische Hülle, in welcher der Islam auftrat, trug nicht wenig zu seiner raschen Verbreitung unter den Arabern bei, deren Ohren und Gemüther der Poesie, dem Glanze der Rede, stets offen und zugänglich waren. Der Koran zerfällt in zwei Haupttheile, einen dogmatischen und einen moralischen, und jeder ist dann wieder in Verse (Arabisch Suren), wie unsere Bibel, abgetheilt. In allem soll er 77,639 Wörter und 323,015 Buchstaben enthalten. Eine zweite, obwol dem Koran an Rang nachstehende Quelle der Islamitischen Gesetzgebung, sowol der religiösen als der juri=

dischen, ist die Suna, eine gleichfalls schon früh nieder-geschriebene Überlieferung der Worte und Handlungen des Propheten.

Es war keineswegs Mohammeds Absicht, seine Lehre von der Wurzel der Vorwelt und des Bestehenden gänzlich loszureißen. Um die Christen und Juden für sich zu gewinnen, bezeichnete er den Islam als eine Vollendung dieser Religionen, deren Offenbarungen er nicht verwarf; nur stellte er die seinige als eine höhere und vollkommenere dar. Daher sind ihm Moses und Christus göttliche und große Seher für ihre Zeiten, er aber ist der letzte und größte aller Propheten, den Gott erwählt hat, den alten Glauben Abrahams wieder auf der Erde einzuführen, die bestehenden Religionen aber abzuschaffen. Die äußeren Pflichten, welche der Islam den Gläubigen auflegt, bestehen in Beten, Fasten während des Monats Ramadan (in welchem der Koran zur Erde gekommen) und Almosen geben. „Beten, sagt der Koran in seiner Bildersprache, führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen eröffnen die Thür." Täglich sind fünf Gebete angeordnet, deren jedem eine Reinigung voran gehen muß, und die der Moslem sprechen soll, das Antlitz nach der Himmelsgegend, in der Mekka liegt, gerichtet. Die Zeiten des Gebets verkündet der Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen, in welchen an jedem Freitage (dem heiligen Tage der Mohammedaner) ein gemeinschaftlicher Gottesdienst Statt findet. Außerdem ist es Pflicht jedes Moslem, einmal in seinem Leben nach Mekka zu wallfahren, insofern er dazu vermögend ist, und sich des Weines zu enthalten. Die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches sind vom Judenthume herübergenommene Satzungen. Viel-

weiberei ward nicht verboten, aber auf die Erlaubniß, vier Weiber zu haben, beschränkt.

Die Sittenlehre des Islam schärft Gerechtigkeit als die Haupttugend aller Menschen ein; Mord, Ehebruch, Diebstahl und Betrug werden als verabscheuungswürdige Verbrechen bezeichnet, jeder heftige Ausbruch der Leidenschaften als schädlich untersagt. Die Schicksale der Menschen sind durch einen ewigen Rathschluß, den nichts zu ändern vermag, vorherbestimmt. Nach der dereinstigen Auferstehung der Todten harrt der Guten ewiger Lohn, der Bösen ewige Strafe. Bei der Schilderung der Freuden des Paradieses ist keine der Farben gespart, welche der Sinnlichkeit des Orientalen schmeicheln können. Da sind Gärten voll schattenreicher Bäume, welche die köstlichsten Früchte tragen, von anmuthigen Bächen durchströmt und erfrischenden Winden gekühlt. Zwei und siebzig der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblüht, werden jedem Gläubigen zu Theil. Doch ist auch von einem für die Heiligen und Märtyrer bestimmten Anschauen Gottes die Rede, wogegen jede andere Glückseligkeit weit zurücktreten soll.

Von der Zeit an, wo Mohammed die Koreïschiten mit dem Schwerte bekämpfte, verkündete er, daß der von ihm gelehrte Glaube auf gleiche Weise über den ganzen Erdboden verbreitet werden müsse, und der heilige Krieg ward eine der ersten Pflichten der Gläubigen. Wer sich freiwillig zum Islam bekenne, solle in alle Rechte der Moslemen treten, alle Götzendiener, die dies weigerten, ausgerottet werden; den Christen und Juden, nach Einigen auch den Bekennern der Persischen Religion, sollte jedoch gestattet seyn, bei ihrem Glauben zu verharren, wenn sie die Moslemen als ihre Oberherren erkennen und ihnen

zinspflichtig werden wollten. Um zu jenen Kriegen anzufeuern und zu begeistern, sind der Koran und die anderen Überlieferungen voll von dem Preise der Streiter Gottes und von überschwenglichen Verheißungen für sie. Wir theilen hier einige dieser Aussprüche zur Probe mit*):

„Krieg für das Vaterland ist mehr, als das fünfmalige Beten."

„Er ist nach dem Glauben die verdienstlichste Handlung; mehr als das Aufrufen zum Gebet, mehr als Wasser zu reichen dem Pilgrim; im Auge des Höchsten der Handlungen angenehmste, schönste, des Islams oberste Höhe, zugänglich nur den Vortrefflichen."

„Dem Krieger ist Verdienst, sobald einmal sein Pferd auf der Wiese sich dreht."

„Besser zu führen den heiligen Krieg, als daß ihr siebzig Jahre betet im Hause. Was wollt ihr? Vergebung und Paradies. Das ist der Weg. Wer auch nur so lange kämpft, als das säugende Kameel aussetzt um Athem zu schöpfen, dem ist das Paradies erworben."

„Der Herr zürnt den Kriegern nur, wenn er dem Propheten zürnt und seinen Gesandten; er höret sie, wie er das Flehen des Propheten und seiner Gesandten vernimmt."

„Dessen Füße bestaubt werden in den Schlachten des Herrn, wird am Tage des großen Gerichts weiter seyn von den Orten der Qual, als den Weg, welchen der schnellste Reiter in tausend Jahren zurücklegen könnte."

„Der Staub der Wege Gottes ist am Tage des großen Gerichts die glanzvollste Schminke des Antlitzes."

Diese Vorschriften und Verheißungen waren von einem

*) Die Posaune des heiligen Kriegs aus dem Munde Mohammeds Sohns Abdallah des Propheten, herausgegeben durch Johann v. Müller.

so guten Erfolge begleitet, daß schon im nächsten Jahrhundert nach dem Propheten seine Lehre von den Grenzen Indiens bis an das Atlantische Meer verbreitet war. Die Gründe dieser reißenden Fortschritte sind in dem Anstekkenden religiöser Schwärmerei, in der Gewalt, die das einmal rasch fortströmende Glück auf die Gemüther übt, in den handgreiflich dargebotenen Vortheilen, ferner bei den Heiden in der im Innersten der menschlichen Natur ruhenden Ahnung von der Einheit Gottes, bei vielen Christen in der herrschenden Erschlaffung zu suchen. Auch stießen die Araber weithin auf kein in der Blüthe seiner Kraft stehendes Reich. Bekanntlich zählt der Islam unter seine Anhänger bis auf den heutigen Tag nicht bloß die Araber, sondern auch die Türken, die Perser, die Mongolen, die Mauren und viele andere Völkerschaften in Asien und Africa, gewiß zusammen nicht weniger Menschen, als das Christenthum auf der ganzen Erde Bekenner hat. Man kann nicht läugnen, daß diese große Ausbreitung des Islam auf jene Völker eine gute sittliche Wirkung hervorgebracht habe, indem dieselben dadurch zu dem Begriff eines heiligen, höchst erhabenen, allmächtigen und allgütigen Wesens, zum Glauben an ein künftiges Leben, und zur Beobachtung vieler moralischen Vorschriften geleitet worden sind, die, ohne die Empfehlung einer so phantasiereichen Religion, keine Kraft über ihren Willen gewonnen haben würden. Vergleicht man diesen Einfluß aber mit dem, welchen das Christenthum auf seine Bekenner übt, so zeigt sich bald, welche Religion allein es vermag, den Menschen seiner wahren Bestimmung entgegenzuführen. Zwar scheint es auf den ersten Blick, als sey der Islam der menschlichen Schwäche angemessener, da er kein so hohes, unerreichbares Ideal von Tugend und

Gottseligkeit aufstellt, wie das Christenthum. Aber eben dieses Ideal ist es, welches den Menschen in dem Ringen nach seinem Ziele nie erschlaffen läßt, ihn zur unaufhörlichen, stets regen Thätigkeit ermuntert, und den gefährlichen Wahn von ihm fern hält, er habe seine Bestimmung schon erreicht, und dürfe sich nun der trägen Ruhe überlassen. Nur Selbstverläugnung und Demuth können dieser höchsten Gefahr entgehen, aber diese Tugenden sind dem Geiste des Islam fremd, der Stolz und Selbstzufriedenheit athmet *). Dieser Hochmuth hat ihn denn auch zu einer schnellen Erstarrung geführt; er ist bei dem Puncte, von welchem er ausging, stehen geblieben, ein geisttödtender Despotismus hat seinen unverrückten Sitz bei ihm aufgeschlagen, während die christlichen Völker allein die höhere Bildung förderten, und Alles, was seit jenen Jahrhunderten als lebendiger Fortschritt derselben bezeichnet werden muß, nur innerhalb ihres Kreises zu finden ist.

*) „Jene Versuchung, von welcher die Schrift redet, das verführerische Anerbieten, durch welches der Stifter des Christenthums geprüft ward: die Reiche der Welt sollten sein werden, wenn er nur dem Geiste der Blutgier, des Hochmuths und Eigendünkels fröhnen wolle, dieser Versuchung vermochte Mohammed nicht zu widerstehen. Hätte er ihr widerstanden, wären die hochgesinnten Araber Christen geworden, mit eben der flammenden Begeisterung wie sie Mohammeds Lehre ergriffen, so würden die schönsten Länder des Erdbodens wahrscheinlich auch die glücklichsten und gebildetsten geworden, Asien und Europa statt zerstörender, die Erde und den Menschengeist spaltender Kriege oder kalter Entfremdung, in schönster Eintracht mit einander verbunden seyn." Friedrich Schlegel Vorlesungen über die neuere Geschichte. S. 213.

## 20. Die Chalifen bis auf den Sturz der Omijaden.

(632—750.)

Mohammed hatte keinen Sohn hinterlassen, der ihm in seiner Würde und Herrschaft hätte folgen können; die nächsten und gegründetesten Ansprüche hatte Ali, sein Vetter, der Gemahl seiner geliebtesten Tochter Fatime, als Dichter und Krieger ausgezeichnet; aber die Eifersucht gegen die Haschemiden, die jetzt wieder hervorbrach, trug über Ali's Verdienste den Sieg davon, und Abu-Bekr, Mohammeds Schwiegervater, ward der erste Chalif, d. i. Nachfolger oder Stellvertreter (des Propheten). Er starb schon nach zwei Jahren; Omar, der ihm in der höchsten Würde folgte, und den Titel Emir al Mumenin (Fürst der Gläubigen) annahm, ward 644 von einem Persischen Sklaven ermordet; der dritte Chalif, Othman, fiel 656 als Opfer einer Verschwörung. Jetzt erst gelangte Ali zum Chalifat.

Der Prophet war im Laufe seiner Eroberungen, die sich zuletzt über die ganze Halbinsel erstreckten, durch den Tod gehemmt worden. Unmittelbar nach seinem Tode ergoß sich der gewaltige Strom über die Grenzen Arabiens, und überfluthete unaufhaltsam das zunächst gelegene Asien und Africa. Feldherren von Geist und Kraft führten die unwiderstehlichen Heere der Gläubigen; Khaled, das Schwert Gottes genannt, und Amru sind die berühmtesten unter ihnen. Die Griechen brachten ein großes Landheer zusammen; die Schlacht bei Yermuck vernichtete es (636). Nachdem Jerusalem und Antiochia gefallen waren, gehorchte ganz Syrien mit Phönicien und Palästina den Siegern. In Ägypten kam es den Moslemen besonders zu Statten, daß die eigentlichen Eingebornen, die Kopten, als Mono-

physiten, von der Byzantinischen Regierung verfolgt und hart gedrückt, sich gern mit ihnen verstanden, und Glaubensfreiheit gegen Zahlung einer Kopfsteuer erhielten. Man erzählt, daß Amru, als Alexandria in seinen Händen war, bei Omar angefragt habe, was er mit der dortigen großen Büchersammlung anfangen solle, und von Omar sey der Befehl gekommen, sie zu vertilgen; „denn, habe er gesagt, entweder stehe in diesen Schriften das, was im Koran enthalten sey, und dann seyen sie überflüssig, oder etwas anderes, und dann seyen sie gottlos." So habe man denn mehrere Wochen lang mit den classischen Werken des Alterthums — die öffentlichen Bäder geheizt. Die Geschichte wird erst von späteren Schriftstellern erzählt, und ist daher bezweifelt worden, auch kann von der alten Bibliothek der Ptolemäer wenig oder nichts mehr vorhanden gewesen seyn; doch widerspricht sie dem Charakter Omars nicht, von dem mehrere ähnliche Züge, die seine Verachtung höherer Cultur bezeichnen, aufbewahrt sind *).

Während hier der Byzantinischen Herrschaft so weitläufige und ansehnliche Länder entrissen wurden, ward zugleich einem andern Reiche ein gänzliches Ende gemacht. Jezdedgerd III., seit 632 König von Persien, suchte den wankenden Thron vergebens zu befestigen. Nach mehreren Siegen der in das Land eingebrochenen Araber ward 642 die letzte entscheidende Schlacht gekämpft, welche die Herrschaft der Sassaniden stürzte; neun Jahre darauf fand Jezdedgerd, der letzte Fürst dieses Stammes, seinen Untergang. Alle diese Eroberungen, diese Reihe glänzender Siege, waren die Frucht des ersten Aufloderns der Be-

*) v. Hammer in den Fundgruben des Orients, Th. I. S. 367.

geisterung, einer unwiderstehlichen Heldenkraft, die ihr Leben freudig an die Erreichung des einen Zieles setzt. Der Geist, der diese Araber beseelte, ist vernehmlich ausgesprochen in einer Botschaft des Feldherrn Abu Obeidah an die in Jerusalem von ihm belagerten Christen. „Wir verlangen von euch, lautete sie, zu bezeugen, daß nur Ein Gott und Mohammed sein Apostel ist, und daß ein Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wenn ihr dieses Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen, oder uns an eurem Hab und Gut oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilliget Tribut zu bezahlen und uns unterwürfig zu seyn; sonst will ich Leute wider euch bringen, denen der Tod süßer ist, als euch der Wein und das Schweinefleisch." — Damals lebten auch noch jene Mäßigkeit, jene Verachtung des Genusses unter den Arabern, die der Herrschaft um so sicherer ist, weil die Frucht der Herrschaft den Sieger noch nicht verlockt hat, sich selbst zu verlieren. Abu-Bekr vertheilte an jedem Freitage, nachdem er etwas sehr geringes für sich genommen, den Rest der Einkünfte unter die Würdigsten und Dürftigsten, und Omars Kost bestand in Gerstenbrot und Datteln.

Unter Ali (seit 656) standen die Eroberungen still. Kaum hatte dieser Chalif den Thron bestiegen, so suchten seine Feinde ihn auch schon zu stürzen. Der Statthalter von Syrien, Moawijah, aus jenem dem Propheten ursprünglich so feindseligen Hause Omijah, stand als Gegenchalif auf, und nachdem sich Amru zu ihm gesellt, war sein Anhang der stärkere. Nach einer fünfjährigen unruhevollen Regierung ward Ali von einem Schwärmer ermordet (661). Das Haus Omijah kam auf den Thron, und

mit ihm begann eine heftige Spaltung unter den Mohammedanern. Die Anhänger Ali's erkannten die Omijaden nicht an; in ihren Augen waren und sind sie und alle ihre Nachfolger eben so wenig echte Chalifen, als die drei ersten, da diese Würde schon nach dem Tode des Propheten nur dem Ali hätte zufallen dürfen. Bis auf den heutigen Tag dauern diese Parteien (wie noch viele andere im Islam); zu den Aliten, von ihren Gegnern Schiiten (d. i. eine verächtliche Secte) genannt, gehören die Perser; zu den Suniten (weil sie die Suna annehmen) die Türken.

Die Omijaden, die wegen des Hasses, den sie bei den eigentlichen Arabern fanden, ihren Sitz nach Damaskus verlegten, setzten nun die Eroberungen wieder fort, und um das Griechische Reich in dem Mittelpuncte seiner Macht angreifen zu können, ward eine Seemacht gegründet. Um für den Seekrieg, an den die Araber nicht gewöhnt waren, zu befeuern, werden die Verdienste desselben in den heiligen Überlieferungen noch weit über den Landkrieg erhoben. „Wer zur See nur den Kopf umdreht, heißt es, hat so viel Verdienst, als wer zu Lande sich in seinem Blute wälzt." — „Eine glückliche Seeschlacht ist gleich zehn Siegen zu Lande." Bis zum Anfange des achten Jahrhunderts war die ganze nördliche Küste von Africa, bis an das Atlantische Meer hin, dem Chalifat einverleibt. Von hier aus bahnten sich denn auch die Araber, unter dem sechsten Omijadischen Chalifen, Walid I. (705—715), den Weg nach Spanien, wo die damaligen inneren Verwirrungen und Zerwürfnisse des Westgothischen Reiches ihnen ein leichtes Spiel bereiteten. Es war eben auf den Westgothischen König Witiza, Roderich in der Regierung gefolgt (710); da riefen die ausgeschlossenen Söhne des, man weiß nicht, ob schon verstorbenen oder entthronten

Witiza *), in Verbindung mit dem Erzbischofe Oppas von Sevilla und dem Grafen Julian, den Statthalter von Africa, Musa, auf, ins Land zu kommen. Dieser ließ sich nicht lange nöthigen. Sein Feldherr Tarik kam zuerst und siegte im zwei und neunzigsten Jahre der Hedschra (711) in der Schlacht bei Xerez de la Frontera; Roderich fiel, und Spaniens Schicksal war entschieden. Musa vollendete noch die Eroberung des Landes, bis auf die nordwestlichen Gebirgsstriche, wohin sich die kühnsten unter den Westgothen, denen das fremde Joch unerträglich war, zurückzogen. Dann drangen die Araber neben ihnen über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber, überschwemmten das südliche Land, bis an die Rhone und gegen Tours, wo erst Karl Martel (s. unten S. 140.) ihren Fortschritten ein Ziel setzte, und durch eine furchtbare Niederlage, die er ihnen beibrachte, sie nöthigte, über die Pyrenäen zurückzukehren. Fast zu gleicher Zeit wurden im Osten die Türkischen Länder jenseit des Gihon erobert, und das Chalifat erstreckte sich zweihundert Tagereisen von Osten nach Westen, von der Grenze der Tatarei und Indiens bis an das Atlantische Meer.

Aber mit dieser ungeheuren Ausdehnung des Reiches wuchs die Schwierigkeit, es als ein Ganzes zusammenzuhalten, und die fortdauernden inneren Unruhen fingen auch schon an, die Festigkeit der Herrschaft zu untergraben. Es krankte das Reich der Araber seit seinem Entstehen an dem Mangel einer gesetzlichen Erbfolge und geordneter Staatseinrichtungen, die durch kriegerische Begeisterung

---

*) Ritter, in der Weltgeschichte von Guthrie und Gray, V, 2. S. 429 fg. Überhaupt sind die Nachrichten, Witiza's Regierung betreffend, sehr widersprechend. S. Aschbach Geschichte der Westgothen, S. 303.

nicht ersetzt werden können. Bald stellte sich daher der nackte Orientalische Despotismus ein, blutige Thronrevolutionen und Erschütterungen in seinem Gefolge. Die Statthalter in den Provinzen erlaubten sich große Erpressungen. Die ungemeine Mäßigkeit und Einfachheit der früheren Chalifen verschwand, an ihre Stelle traten Prachtliebe, Verschwendung und Weichlichkeit. Trotz ihrer großen Eroberungen und ihrer Wirksamkeit für die Ausbreitung des Islam, gewannen die Omijaden die öffentliche Meinung nicht für sich; ihr Stamm war der letzte gewesen, der den Propheten anerkannt hatte, und hatte dennoch die Haschemiden vom Throne verdrängt, welche ein näheres Recht darauf hatten. Endlich erschien die Stunde der Rache; das zu den Haschemiden gehörende Geschlecht der Abbassiden, welche von einem Oheim des Propheten abstammten, benutzten innere Unruhen im Reiche, erhoben sich gegen Mervan II., den dreizehnten Chalifen aus dem Hause der Omijaden, besiegten ihn und machten der Herrschaft dieses Geschlechts ein Ende (750). Die Omijaden wurden mit so schonungsloser Grausamkeit verfolgt und getödtet, daß selbst der säugenden Kinder nicht geschont ward, und Abul Abbas, der erste Abbassidische Chalif, erhielt davon den Beinamen Saffah (der Blutvergießer). Doch entrann ein Omijade, Abderahman, dem schrecklichen Blutbade und floh nach Africa. Eine Anzahl Arabischer Häuptlinge in Spanien, welche die Abassiden als Anmaßer betrachteten, sandten zu ihm, und trugen ihm die Herrschaft über Spanien an*). Abderahman folgte dem Rufe, ging nach der Halbinsel hinüber (755), schlug den

*) Cardonne hist. de l'Afrique et de l'Espagne T. I. p. 183. Conde Geschichte der Mauren in Spanien, Bd. I. S. 153 der Deutschen Übers.

Abassidischen Statthalter, und stiftete ein abgesondertes Chalifat, zu dessen Sitz er Cordova machte, und welches nie wieder mit dem Arabischen Reiche vereinigt ward. Dieses war die erste Provinz, die sich von der Herrschaft der Chalifen in Asien losmachte. Wie häufig dieses Beispiel in der Folge nachgeahmt ward, wird der nächste Zeitraum lehren.

---

## 21. Bedrängnisse des Byzantinischen Reiches.

Einen gefährlichern Stoß konnte das Griechische Reich nicht erleiden, als durch die tapferen, mit entflammter Begeisterung kämpfenden Araber. Heraklius schien alle früher bewiesene Kraft gegen diese Feinde verloren zu haben; neue theologische Händel nahmen ihn ganz ein. Einige monophysitische Häupter hatten ihm während seiner Feldzüge gegen die Perser Hoffnung gemacht, daß ihre Partei sich wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigen würde, wenn man sich nur zu der Lehre verstehen wolle, daß in Christus, trotz der zwei Naturen, nur Ein Wille gewesen sey. Heraklius gewann in der That die Patriarchen von Constantinopel, Alexandria und Antiochia dafür, und es schien Alles einen trefflichen Fortgang zu haben, als sich ein fanatischer Mönch, Sophronius, welcher Patriarch von Jerusalem geworden war, erhob, die Monotheleten (d. i. die Anhänger von Einem Willen) verdammte, und dadurch wieder eine allgemeine Spaltung und einen heftigen Kampf erregte. Die Versöhnungsversuche des Heraklius und seiner Nachfolger blieben fruchtlos.

Indeß entrissen die Araber dem Reiche eine Provinz

nach der andern. Wir haben schon gesehen, wie ihnen Syrien, Palästina, Ägypten und Nordafrica in die Hände fielen. Dazu waren die Kleinasiatischen Länder und die Inseln des Archipelagus ihren Plünderungen und Streifzügen ausgesetzt, und im Jahre 668 erschienen sie vor Constantinopel. In diesem und noch sechs folgenden Jahren (bis 675) belagerten sie die Hauptstadt, ohne sie erobern zu können. Denn ihre Lage machte sie zu der ersten Festung der damaligen Welt, und die Belagerungen fester Städte schritten vor der Erfindung des Schießpulvers nur langsam vorwärts. Auch theilte um diese Zeit ein Grieche aus Syrien, Kallinikus, dem Kaiser eine glückliche Erfindung mit. Es war eine Mischung höchst entzündlicher Stoffe (Naphtha und Schwefel gehörten dazu), die man bald in Töpfen oder Röhren, auch in eigenen Brandschiffen unter die feindliche Flotte warf, bald mit Flachs verbunden um Pfeile und Wurfspieße wand, um Alles, was man damit traf, in Brand zu stecken. Dieses Zerstörungsmittel, Griechisches Feuer genannt, soll die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht haben. Es brannte unter dem Wasser fort, und konnte nur mit Urin und Sand gedämpft werden. Es zerplatzte wie unsere Bomben, mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf, und setzte die Araber in Furcht und Schrecken. Man verfolgte die erste Erfindung wol absichtlich nicht, um das Geheimniß nicht unter zu Viele zu verbreiten, und deshalb fehlt es auch uns jetzt an bestimmten Nachrichten über dies Griechische Feuer. Als in der Folge das Schießgewehr erfunden ward, gerieth es ganz in Vergessenheit.

Zwar gelang es den Griechen einige Jahre darauf mit diesen Eroberern einen dreißigjährigen Frieden zu schließen, aber sie mußten sich gegen eine geringe jährliche

Zahlung, welche der Chalif übernahm, zur Abtretung aller von den Saracenen eroberten Provinzen verstehen. Und doch brach der Krieg lange vor dem Ablauf der festgesetzten Zeit wieder aus; auch erschienen die Araber 717 abermals vor Constantinopel, mußten aber das Jahr darauf, nachdem sie an Mannschaft und Schiffen beträchtliche Einbuße erlitten, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Um diese Zeit, wo die Macht der Avaren durch den Abfall mehrerer ihnen unterworfen gewesenen Völker geschwächt und nach Westen gedrängt war, wurden von der Donau her die Bulgaren, ein nach Abkunft, Sprache und Lebensweise gleichfalls Tatarisches Volk, sehr gefährliche Feinde des Reiches. Im Jahre 679 erhielten sie Tribut, und ließen sich in dem eroberten Niedermösien nieder, welches von ihnen bis auf den heutigen Tag den Namen der Bulgarei führt. Dennoch wurde das Reich fortwährend von ihren Raubzügen heimgesucht. Sie waren ein rohes Volk; Krieg, Jagd, Viehzucht und Pelzhandel waren lange ihre einzigen Beschäftigungen. Die Griechen wurden hier abermals das Ziel eines beutehungrigen Volks, eben da sie sich die Saracenen mit Mühe abwehrten; oft fielen beide Feinde zugleich das unglückliche Reich an. Im neunten Jahrhundert wurden die Bulgaren zum Christenthum bekehrt. Dies hatte auf ihre Bildung einen merklichen Einfluß; sie fingen an, sich auf Acker- und Weinbau zu legen. Doch wurden nur die Sitten der höheren Stände verfeinert; der große Haufe blieb roh und schmuzig. Da in der Bulgarei früher Slaven gewohnt hatten, so nahmen die Bulgaren allmählig deren Sprache an, welche sie bis auf den heutigen Tag reden.

Es sind aber die Slaven, von den Alten Sarmaten genannt, nächst den Germanen, der zweite große, im Mit-

telalter hervortretende Europäische Hauptstamm, zu welchem Russen, Polen, Böhmen, Servier, Slavonier u. A. gehören. Im siebenten und achten Jahrhundert ließen sich zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere mehrere Slavische Stämme nieder, und stifteten besondere Staaten: Servien, zu welchem Reiche auch Bosnien gehörte, Kroatien, Slavonien, Dalmatien. So wurde das Byzantinische Reich auch von dieser Seite immer mehr verkleinert.

---

## 22. Die Nachfolger des Heraklius.

(641—717.)

Der Kaiser Heraklius hinterließ zwei Söhne, Constantin III. und Herakleonas. Jener starb schon im ersten Jahre (641), und da man deshalb einen Verdacht auf seinen Halbbruder Herakleonas und dessen Mutter Martina warf, so wurde jenem die Nase, dieser die Zunge ausgeschnitten, und Beide ins Elend geschickt. Es folgte der älteste von Constantins Söhnen, der zwölfjährige Constans II. Er täuschte die guten Hoffnungen, die man anfangs von ihm gefaßt hatte, regierte mit ungerechter Härte, und ließ unter andern aus argwöhnischer Furcht seinen eigenen Bruder tödten. Darauf that er einen Zug nach Italien, kämpfte gegen die Longobarden, und wurde zuletzt in Syrakus von einem Diener mit einem Wassergefäße im Bade erschlagen (668). Sein Sohn und Nachfolger, Constantin IV. der Bärtige (πωγωνάτος), fand gleichfalls nöthig, seinen beiden Brüdern die Nasen abzuschneiden. Da die monotheletischen Streitigkeiten noch immer fortdauerten, ließ Constantin zu Constantinopel eine Kirchenversammlung, die sechste ökumenische, halten (680), wo die

Lehre der Monotheleten als ketzerisch verdammt, die von zwei Willen in Christo vorgeschriebene kirchliche Rechtgläubigkeit wurde. Der verfolgte Monotheletismus suchte im Libanon Schutz, dessen Bewohner nunmehr eine eigene Secte bildeten — Mardaiten (d. i. Empörer) oder, nach einem ihrer Häupter Namens Maro, Maroniten genannt — und sich gegen die Befehlshaber der Kaiser, wie gegen die Araber zu behaupten suchten.

Constantin IV. starb im September 685, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne, Justinian II., einem untauglichen Regenten, welcher ein starkes Heer gegen die Maroniten sandte, und einen großen Theil dieser tapferen Gebirgsbewohner, deren er sich mit großem Vortheil wider die Araber hätte bedienen können, nach Armenien versetzte*). Justinians Lieblingsminister waren ein Verschnittener und ein Mönch. Jener, als Präfect des Palastes, züchtigte zuweilen des Kaisers Mutter mit der Peitsche; dieser, als Finanzminister, ließ säumende Steuereinnehmer, mit dem Kopfe unten, über ein langsames Feuer hängen. Durch eine solche innere Verwaltung und durch einen schimpflich geendigten Krieg mit den Bulgaren ward das Volk aufs höchste gegen diesen Kaiser aufgebracht. Die lauten Äußerungen des Mißvergnügens reizten ihn zur Tücke. Er wollte ihnen zeigen, daß er noch ihr Herr sey, und gab seinen Soldaten heimlich den tyrannischen Befehl, eine Anzahl Einwohner von Constantinopel in einer Nacht in ihren Häusern zu überfallen und zu ermorden, den Patriarchen zuerst. Zum Glück ward der Anschlag ver-

---

*) Die Maroniten, deren Überreste sich bis auf den heutigen Tag im Libanon erhalten haben, blieben Monotheleten, bis sie sich im zwölften Jahrhundert mit der Römischen Kirche vereinigten. Doch stimmen sie in ihren Gebräuchen mehr mit den Griechen überein.

rathen, die Straßen füllten sich, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr; Leontius, ein wackerer Feldherr, der drei Jahre lang im Gefängnisse gewesen war, und von seiner plötzlichen Befreiung nichts Gutes ahnete, trat, von seinen Freunden ermahnt, an die Spitze des Volks und öffnete die Gefängnisse, wo die würdigsten Hauptleute in Ketten schmachteten. Der Patriarch eilte durch die dichten Haufen des Volkes und feuerte es mit dem Ausrufe: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!“ noch mehr zur Rache an. Justinian ward gefangen; das Volk erhob ein wüthendes Geschrei, und verlangte des Kaisers Kopf, aber der mäßige Leontius begnügte sich, ihm bloß die Nase und Zungenspitze abschneiden zu lassen (woher er den Beinamen ῥινότμητος erhielt), und ihn so nach Cherson in der Taurischen Halbinsel ins Elend zu schicken (695).

Nun war Leontius Kaiser, aber drei Jahre nachher gewann ein anderer Feldherr, Apsimar, genannt Tiberius III., durch Hülfe des Heeres die Oberhand, bemächtigte sich seiner, schnitt ihm gleichfalls die Nase ab, und steckte ihn in ein Kloster in Dalmatien (698). Tiberius regierte sieben Jahre; da ward Justinian, der bei den Bulgaren Schutz gefunden hatte, durch Hülfe dieses Volks wieder eingesetzt (705). Er ließ Leontius und Tiberius in Ketten vor sich führen, und setzte ihnen in der Rennbahn die Füße auf den Nacken, wobei das unbeständige Volk ihm die Worte aus den Psalmen zurief: „auf Löwen und Drachen wirst du treten.“ Hierauf wurden sie enthauptet. Ohne Zunge und Nase regierte Justinian noch sechs Jahre, und wüthete mit unmenschlicher Grausamkeit gegen alle Anhänger der beiden Zwischenregenten. Endlich ward auch er hingerichtet (711), und Philippikus Bardanes kam auf den Thron. Dieser machte sich durch

Begünstiguug der Monotheleten verhaßt, und ward nach zwei Jahren abgesetzt und geblendet (713). Sein Nachfolger hieß Anastasius II. Er regierte nicht unwürdig, aber auch nur etwa drei Jahre; da empörten sich die Soldaten auf der gegen die Araber gesandten Flotte, und rückten vor Constantinopel, so daß Anastasius sich nur durch Flucht und Abdankung von dem schmählichen Schicksale seiner Vorgänger retten konnte. Und der von den Empörern an seiner Statt erhobene Theodosius III. folgte schon nach einem Jahre (717) seinem Beispiele, und dankte gleichfalls freiwillig ab, als Leo, der von Anastasius eingesetzte Feldherr der orientalischen Truppen, ihn nicht anerkennen wollte, und auf die Hauptstadt losging.

So geht es zu unter einem Volke, das seine innere Kraft und alle die begeisternden Ideen von Pflicht, Ruhm und Vaterlandsliebe verloren hat. Gerade wie der einzelne Mensch im Alter in Thorheit und Schwäche versinkt, und derselbe nicht mehr scheint, der einst als Jüngling so kräftige Thaten vollführte, so beschleicht auch oft ein ganzes Volk, nach einer blühenden Jugend und einer kraftvollen Mannheit, zuletzt ein mitleidswürdiges Alter, und eine traurige Reihe von Thorheiten, den Zeitgenossen selbst unerklärlich, führt es der letzten Auflösung zu.

---

## 23. Leo der Isaurier.

(717—741.)

Leo, der Urheber der letzten Revolution, die dem Theodosius den Thron kostete, war ein Isaurier von niederer Herkunft. Er ergriff mit besonnener Kühnheit das Steuer des lange schwankenden Schiffes. Anastasius verließ sein

Kloster, und wollte den Thron wieder besteigen; aber Leo ward der entstandenen Bewegung Meister, bestrafte die Urheber der Verschwörung, und ließ den Anastasius enthaupten. Leo war es, der die Saracenen zur Aufhebung der oben (S. 124.) erwähnten zweiten Belagerung Constantinopels zwang, und ihnen durch sein männliches Betragen Achtung abnöthigte. Auch gegen das Ende seiner Regierung gewann er in Phrygien eine große Schlacht gegen sie.

Dagegen verlor er durch eben diese Beharrlichkeit, als er sie auch dem religiösen Geiste seines eigenen Volkes entgegensetzen wollte, den Theil des mittlern Italien, den seine Vorfahren bisher noch immer behauptet hatten, und entzündete im Herzen seines Reiches ein Feuer, welches länger als ein Jahrhundert nach ihm noch fortbrannte. Dieses war der berühmte Streit über die Verehrung der Bilder in den Kirchen. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums kannten noch keine Abbildungen heiliger Gegenstände; vielmehr sprachen die Kirchenlehrer jener Zeit Widerwillen dagegen aus. Als abrr der christliche Gottesdienst aus den verborgenen Zufluchtsörtern siegreich an das Tageslicht hervortrat, machte die Alles verschönernde und erheiternde Kunst auch hier ihre Rechte geltend, und stellte der Andacht der Gläubigen die Gestalten, die sonst nur ihre Einbildungskraft hatte schaffen können, im verkörperten Abbilde dar. Aber bei der Einführung solcher Bilder lag ein gefährlicher Mißverstand sehr nahe, wenn über der Richtung nach dem Äußerlichen das Innerliche versäumt, oder jenes für dieses genommen und damit verwechselt wurde. Beides ward unter dem großen Haufen, der nur allzugeneigt ist, das Bild für die Sache zu nehmen, immer häufiger, und auch viele Geistliche wollten oder konnten

die Linie nicht mehr festhalten, welche den erlaubten Gebrauch vom Mißbrauch scheidet. Nicht nur daß man vor den Bildern niederkniete, man trieb auch abergläubischen Mißbrauch damit: man kratzte ihnen etwas von der Vergoldung ab, und schüttete es in den Abendmahlswein; Mütter legten ihre neugebornen Kinder solchen Statuen in die Arme, um sie des Segens der Heiligen theilhaftig zu machen; Kranke rieben ihre Binden und Betten an ihnen, um gesund zu werden. Diesem Unfuge wollte Kaiser Leo steuern; er hatte oft hören müssen, wie Juden und Moslemen dem Christenthume diese Bilderverehrung vorwarfen, wie sie wol gar ihrer Bekehrung im Wege stand, und sich vorgesetzt, das Ärgerniß mit aller Kraft aus dem Wege zu räumen. Anfangs ließ er die Bilder bloß höher stellen, um sie dem Auge des Volkes zu entziehen; als sich aber die Bewohner der Cykladischen Inseln darüber empörten und mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht werden mußten, erschien ein allgemeines Verbot aller Abbilder Christi, der Engel und Heiligen, bei schwerer Strafe. Der Patriarch Germanus, der sich weigerte, dieses Edict zu unterschreiben, ward abgesetzt, und es entstanden nun im Reiche zwei einander mit Heftigkeit, oft blutig, befeindende Parteien, die der Bilderdiener (εἰκονοδοῦλοι) und die der Bilderstürmer (εἰκονοκλάσται). Weil die eine Partei mit starrsinniger Heftigkeit am Alten festhielt, vergaß auch die andere Maaß und Ziel, und in dem heftigen Kampfe zweier Parteien, die jede auf ihrer Seite das Äußerste durchsetzen wollten, ging, wie es in menschlichen Dingen so oft der Fall ist, der richtige Gesichtspunct immer mehr verloren. Denn auch den Bilderstürmern konnte mit Recht vorgeworfen werden, daß sie in dem Kampfe wider den Mißbrauch, die Sache selbst angriffen, und die Menschheit

um eines ihrer edelsten Güter bringen wollten, um die Erhebung des Gemüths durch die göttliche Kunst. Von einer solchen, dunkler oder deutlicher gefühlten Ansicht mochte auch Papst Gregor II. ausgehen, als er jetzt die Beschlüsse wider die Bilder verdammte. Das Volk in Italien war nicht anders wie das in Griechenland gesinnt; die Römer erregten einen Aufstand, auch zu Ravenna siegten die Bilderfreunde, der Exarch ward in einem Tumulte erschlagen, und die Stadt gerieth darüber (728) in die Hände des Longobardenkönigs Luitprand (reg. 712—743). Leo hinterließ das Reich seinem Sohne Constantin V. Kopronymus *), von außen und von innen schwankend.

---

## 24. Leo's Nachfolger.

(741—802.)

Constantin behauptete seine Würde mit gleichem Nachdruck wie sein Vater, dem er streng in seinen Grundsätzen folgte. Als sein Schwager Artabasdus, ein eifriger Bilderfreund, seine Abwesenheit im Felde gegen die Araber benutzte, und sich mit Zustimmung des Senats und Volkes zum Kaiser erhob, besiegte Constantin die Heere des Anmaßers, nahm Constantinopel mit Sturm, und ließ den Artabasdus, nebst dessen beiden Söhnen, blenden. Nachdem er sich auf dem Throne mehr befestiget hatte, und gegen die Araber in mehreren Feldzügen siegreich gewesen war, schritt er zu neuen und strengen Maaßregeln wider den Bilderdienst. Er schrieb auf das Jahr 754 ein all-

*) Von κόπρος, Koth, und ὄνυμα (Dorisch) der Name. Die Priester von der Gegenpartei rückten ihm sogar das auf, daß er als Kind den Taufstein besudelt hatte.

gemeines Concilium aus, auf welchem derselbe, nebst noch mehreren eingeschlichenen Mißbräuchen, gänzlich aufgehoben werden sollte. Es versammelten sich dreihundert acht und dreißig Bischöfe im Palaste Hierium, Constantinopel gegenüber auf dem Asiatischen Ufer, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Unter diesem Einflusse verdammte das Concilium die Bilderverehrung völlig. Der Widerstand, der natürlich nicht ausblieb, erbitterte Constantin noch mehr; viele Bilderverehrer wurden zum Tode verurtheilt, von den Mönchen, als den eigentlichen Führern derselben, die Angesehensten in die Verbannung geschickt oder hingerichtet. Den Mönchen war der Kaiser überhaupt von ganzer Seele feind; er hielt sie für Tagediebe und Unruhestifter, und ihr eheloses Leben dem Staate nachtheilig. Aus vielen Klöstern ließ er die Mönche und Nonnen austreiben, und sie zum Heirathen zwingen, und aus den Gebäuden Casernen für die Soldaten machen. Ja er wurde von seinem Eifer zu wahrhaft unwürdigen Maaßregeln hingerissen. So zwang er einst bei den Kampfspielen die gegenwärtigen Mönche und Nonnen paarweise in Procession Hand in Hand rings innerhalb der Rennbahn herumzugehen. Dann griff er auch die Reliquien an und ließ viele derselben ins Meer werfen, unter anderen den Leichnam der heiligen Euphemia, der in einem steinernen Sarge aufbewahrt wurde und nach der Sage Öl ausschwitzen sollte. Die Feinde des Kaisers erbauten dafür die Reliquienfreunde mit dem Mährchen: Sarg und Körper seyen glücklich und unversehrt bei Lemnos wieder ans Land geschwommen.

Constantin Kopronymus regierte vier und dreißig Jahre; man würde ihn zu den besten Byzantinischen Kaisern zählen können, wenn die bilderstürmende Wuth ihn nicht ganz eingenommen und zu grausamer Härte hinge-

rissen hätte. Er starb 775 am Fieber. Ihm folgte sein Sohn Leo IV., welcher den Beinamen des Chazaren führt, weil seine Mutter Irene die Tochter eines Chazaren-Chans*) war. Auch Leo IV. gehört unter die Zahl der sogenannten bilderstürmenden Kaiser. Seitdem er einmal in seiner Gemahlin Zimmer zwei versteckte Bilder gefunden, hob er alle eheliche Gemeinschaft mit ihr auf. Er starb nach einer kurzen Regierung (780).

Diese Gemahlin, Irene, eine Athenerin, war ein kühnes, kluges und herrschsüchtiges Weib. Nach Leo's Tode trat sie, als Vormünderin des noch jungen Prinzen Constantin, die Regierung an, und um sich einen großen Anhang zu verschaffen, wollte sie die Gesetze ihrer Vorgänger gegen den Bilderdienst aufheben. Als sie aber zu diesem Zwecke im J. 786 zu Constantinopel eine Kirchenversammlung halten ließ, setzte sich die Leibwache dagegen, jagte die Bischöfe auseinander, und drohte sie umzubringen, wenn sie die Bilder wieder einführen würden. Irene war klug genug, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen. Allmählig aber wußte sie die Leibwache zu trennen und mit guter Art zu entfernen, und nun kam wirklich 787 ein Concilium, und zwar zu Nicäa, zu Stande, auf welchem die Bilderfreunde, da ihre Gegner entweder nicht geladen waren, oder nicht erschienen, völlig die Oberhand hatten. Die Schlüsse des letzten Concils wurden ohne viele Untersuchung vernichtet, und der Bilderdienst im ganzen Reiche wieder hergestellt.

Um eine vortheilhafte und glänzende Verbindung anzuknüpfen, begehrte Irene von Karl dem Großen, dessen

*) Ein Tatarisches Volk, roh und räuberisch, welches sich damals von der Wolga bis zum Dnieper ausgebreitet und auch einen Theil der Taurischen Halbinsel eingenommen hatte.

Ruhm damals schon weit verbreitet war, eine seiner Töchter für ihren Sohn Constantin zur Ehe, und Karl willigte ein. Schon ward ein Verschnittener nach Deutschland geschickt, die Prinzessin Rotrudis im Griechischen zu unterrichten, allein da Karls Macht immer mehr wuchs, bereute Irene ihr Vorhaben und zwang ihrem Sohne eine andere Gemahlin auf. Aber diese Verbindung war dem Constantin so verhaßt, daß er seinen Vertrauten Gehör gab, welche ihn aufmunterten, die Regierung doch nun allein zu übernehmen, und seine Mutter, die ihn noch immer wie ein Kind behandle, von allem Einflusse zu entfernen. Zum Unglück erfuhr die Kaiserin den Anschlag; sie schickte die Rathgeber ihres Sohnes ins Elend, züchtigte den jungen Kaiser mit eigener Hand, sperrte ihn in sein Zimmer ein, und ließ auf der Stelle die Truppen und den Senat zusammen kommen, ihr zu schwören, daß man sie, und nicht den Constantin, als die rechtmäßige Obrigkeit anerkennen wolle. Aber die besten Truppen, des Weiberregiments überdrüssig, weigerten sich des Eides, und Constantin VI. ward laut zum Kaiser ausgerufen. Er führte seine Mutter aus dem Palaste in eines ihrer Häuser, schickte ihre Räthe ins Elend, und rief seine eigenen, verbannten Freunde schnell zurück (790).

Das beleidigte Weib brütete schreckliche Rache. Alles mütterliche Gefühl wich dieser heftigern Leidenschaft. Der schwache Constantin ließ sich bald bereden, sie wieder in ihre vorige Gewalt einzusetzen, aber daran genügte ihr noch nicht. Durch ausgestreute Gerüchte ließ sie ihren Sohn bei dem Volke verhaßt machen. Verleumder mußten ihm erdichtete Verschwörungen verrathen, in die seine besten Freunde und Räthe verwickelt wären. Er ließ sich täuschen, und manche brave Männer wurden auf seinen

Befehl unschuldig hingerichtet. Eine Verschwörung, deren Zweck gewesen seyn soll, den Nicephorus, einen Vaterbruder Constantins auf den Thron zu setzen, scheint auch zu diesen Erfindungen gehört zu haben. Nicephorus ward geblendet, vier seiner Brüder an der Zunge verstümmelt. Um den Kaiser auch bei der Geistlichkeit verhaßt zu machen, überredete ihn Irene, seine Gemahlin zu verstoßen, und ein Kammerfräulein zu heirathen. Bei dem Volke erreichte sie nun zwar ihren Zweck nicht, denn Constantin war durch Siege über Bulgaren und Saracenen beliebt, aber die Großen beim Heere und am Hofe gewann sie, und schmiedete nun einen teuflischen Plan gegen das Leben ihres Sohnes. Constantin, der von der Verschwörung Kunde erhielt, entfloh aus der Hauptstadt, um in den Provinzen Anhänger zu suchen, aber Verräther unter seinen Begleitern nahmen ihn gefangen, und brachten ihn zurück. Die unnatürliche Mutter, in welcher die Herrschsucht die heiligsten Gefühle erstickt hatte, beschloß, ihn auf immer zur Regierung unfähig zu machen. Der Unglückliche ward ergriffen und sah furchtbare Schwerter auf seine Augen gerichtet. Man stach sie ihm mit einer Grausamkeit aus, daß er fast unter den Händen seiner Henker den Geist aufgegeben hätte (797). Doch lebte er noch mehrere Jahre, von der Welt vergessen.

Irene war nun im Besitze der Alleinherrschaft, aber selbst wiederum von ihren Günstlingen abhängig. Die Araber, welche das Reich von einer Frau beherrscht wußten, setzten ungestraft sogar nach Europa hinüber, schleppten unermeßliche Beute mit sich fort, und erpreßten von der Regierung einen Tribut. Um das Volk zu gewinnen, erließ Irene Abgaben, konnte aber dadurch das Andenken ihrer Schandthaten nicht auslöschen. Ihr Vorhaben, sich

mit Karl dem Großen zu verheirathen, scheint die Gemüther noch mehr von ihr abgewandt zu haben. Es entspann sich eine Verschwörung, die Kaiserin ward mit List gefangen und in ein Kloster gesteckt, und der Großlogothet (Finanzminister) Nicephorus zum Kaiser ausgerufen (802). Irene starb bald darauf zu Lesbos, in der größten Dürftigkeit.

---

## 25. Die Franken seit Chlotar II.

(613—741.)

Wir wenden uns jetzt wieder zur Geschichte des Abendlandes. Die Umwälzung im Frankenreiche, welche Brunehild gestürzt und Chlotar II. wieder an die Spitze des Ganzen gestellt hatte (oben S. 52.), war durch die Unzufriedenheit der Leudes und Bischöfe mit der willkührlichen Regierung jener Königin entstanden, und um künftig ähnlicher Willkühr nicht mehr ausgesetzt zu seyn *), hielten sie es für nöthig, die königliche Gewalt zu beschränken. Auf einer im Jahre 615 gehaltenen, aus beiden Ständen gemischten Versammlung (concilium mixtum), setzten sie eine Reihe von Beschlüssen durch, welche ihre Beschwerden abstellten. Von da an besonders wuchs die Macht der Leudes, und die Hausmeier, deren auch nach der Vereinigung unter Chlotar in jedem der drei Reiche (Austrasien, Neustrien und Burgund) einer blieb, gewannen an Ansehen und Bedeutung immer mehr. Nicht lange, so mußte Chlotar seinem Sohne Dagobert I. Austrasien abtreten

*) Les régences mâles, hardies et insolentes de Frédégonde et de Brunehault, avoient moins étonné la nation, qu'elles ne l'avoient averti. Montesquieu, de l'esprit des lois, L. XXXI. chap. 2.

(622). So lange Dagobert dem Rathe seines Majordomus, Pipin von Landen, und des Bischofs Arnulf von Metz folgte, regierte er mit großem Erfolge und Lobe, als ihm aber nach dem Tode seines Vaters auch das übrige Frankenreich zugefallen war, überließ er sich zu Paris der Trägheit und Wollust. Er war der letzte König von einiger Bedeutung aus Chlodwigs Stamme. Nach seinem Tode (638), wo das Reich wieder getheilt ward, blieb der königliche Name noch ein Jahrhundert bei den Merovingern, aber Wenige dieses Geschlechts gelangten zu männlichen Jahren, kein Einziger zu männlicher Kraft. Sie sanken immer mehr zu völliger Unbedeutendheit herab, und waren nichts, als bloße Werkzeuge der Hausmeier. Wir eilen daher der Zeit zu, wo ein Geschlecht der letzteren mit seiner frischen Kraft den ganzen Staat neu belebte, und nachdem es sich in den Besitz aller königlichen Gewalt gesetzt, auch den Namen derselben errang.

Im Jahre 678 wurde Dagobert II., der König von Austrasien geheißen hatte, ermordet, und Theoderich III., der über Neustrien und Burgund herrschte, hätte nun das Ganze vereinigen sollen. Aber die Austrasier, welchen das Romanische, bei den Neustriern immer mehr aufkommende Wesen verhaßt war, wollten nicht unter Theoderichs Herrschaft stehen, sondern wählten sich zwei Anführer, Martin, und Pipin von Herstall, so genannt von einem Schlosse an der Maas unweit Lüttich. Beide waren Enkel Arnulfs von Metz, Pipins mütterlicher Großvater war Pipin von Landen. Es ward ein langer Krieg geführt; Martin ward ermordet, und einige Zeit darauf auch Ebroin, der Hausmeier von Neustrien (682). Zuletzt entschied 687 eine Schlacht bei Testri an der Somme für Pipin. Theoderichs Hausmeier, Berthar, ward auf der Flucht umge-

bracht, und mit Theoderich selbst schloß Pipin den Vergleich, daß er König bleiben, ihn aber zum Hausmeier in allen drei Reichen machen solle. Seitdem schrieb sich Pipin dux et princeps Francorum, und die Jahre seiner Würde werden auf den Urkunden neben denen der königlichen Regierung mit angemerkt. Der König Theoderich wurde auf seinem Schlosse zu Paris so gut als gefangen gehalten. Ihn zu beobachten, ließ Pipin einen seiner Getreuen, Nortbert, bei ihm zurück; er selbst ging wieder nach Ostfranken, dem Hauptsitze seiner Macht. Das Vertrauen des Volks noch mehr zu gewinnen, stellte er die alten Märzfelder wieder her, Reichstage am ersten März jedes Jahres gehalten, auf welchen die Unternehmungen des beginnenden Jahres besprochen wurden, und zugleich eine Heerschau Statt fand. Die eigene Sicherheit zwang den klugen Mann, auf Wohlthaten jeder Art zu sinnen.

Theoderich starb schon 691. Ihm folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodwig III. Auch dieser starb früh (695), und hinterließ den Königstitel seinem Bruder Childebert III., dem schon wieder 711 sein Sohn Dagobert III. folgte. Sie alle überlebte Pipin, und als der Hüter Nortbert starb, sandte er seinen eigenen Sohn Grimoald als Hausmeier nach Neustrien.

Während der vorigen schlaffen Regierungen hatten sich die alten Bundesgenossen des Frankenreichs, Friesen, Allemannen, Baiern, der Oberhoheit desselben entzogen; in Aquitanien war ein unabhängiges Herzogthum entstanden. Jetzt sollten die Abgefallenen wieder unterworfen werden. Ratbod, der Friesenherzog, ward geschlagen (689) und versprach Tribut, brach sein Wort und ward abermals bekriegt (697). Eine Heirath zwischen seiner Tochter Teutsinde und Pipins Sohn Grimoald sicherte den neuen

Bund. Gegen die Allemannen konnten die Fränkischen Waffen damals nichts ausrichten und noch weniger gegen die Baiern. Pipin von Herstall starb endlich (714, Dec.), nach einer vier und zwanzigjährigen Regierung voller Kraft, acht Monate nachdem sein Sohn Grimoald von einigen Mißvergnügten ermordet worden war. Dieser hinterließ einen Knaben, Theodebald, über welchen Pipins Gemahlin Plectrud die Vormundschaft führte. Ihren Stiefsohn Karl (von seines Armes Kraft Martell, der Hammer, genannt), welchen Pipin mit einem Kebsweibe erzeugt hatte, hielt sie zu Köln gefangen. Da aber die Austrasier einem Weibe nicht gehorchen mochten, und viele Leudes wider Plectrude die Waffen ergriffen, benutzten die Neustrier diese Trennung, und wählten sich einen eigenen Hausmeier, Raganfried. Karl Martell aber, von dessen Kraft das Ende dieser Verwirrung gehofft werden konnte, entkam aus dem Gefängnisse, und wurde von den Austrasischen Leudes, als der Herrschaft am würdigsten mit Freuden zum Führer gewählt. Indeß war Dagobert III. zu Paris gestorben (715), und hatte einen Sohn, Theoderich, noch Kind, hinterlassen. Diesem wollten die Neustrier nicht gehorchen, sondern zogen statt seiner einen andern Merovingischen Prinzen aus dem Kloster, und ernannten ihn unter dem Namen Chilperichs II. zu ihrem Könige. Unter der Anführung dieses Fürsten und ihres Hausmeiers zogen sie zum Kampfe gegen die Austrasier. Aber die Deutsche Kraft war stärker, und unweit dem heutigen Stablo ward Chilperich blutig zurückgeschlagen (716). Im folgenden Jahre drang Karl Martell in Neustrien ein. Eine neue Hauptschlacht in der Gegend von Cambray (717) gab ihm abermals Sieg; Chilperich mußte nach Paris fliehen, und den Herzog Eudo von Aquitanien um Beistand bitten,

während Karl nach Deutschland zurückkehrte, seine Stiefmutter Plectrud zur Flucht zwang, und einen andern Merovinger, Chlotar IV., zum Könige setzte. Dann zog er wieder ins Feld gegen Chilperich. Bei Soissons ward endlich das Westfränkische Heer völlig aufs Haupt geschlagen (719), Chilperich mußte seine Staaten räumen und in Aquitanien Schutz suchen. Aber dieser Aufenthalt bei Eudo machte dem Hausmeier Sorgen. Damals hatten die Saracenen schon Spanien erobert, und von einer Verbindung Eudo's mit diesen kriegerischen Schwärmen waren böse, weitaussehende Händel zu fürchten. Als daher zum Glück Chlotar noch in demselben Jahre starb, neigte sich Karl Martell zu friedlichen Unterhandlungen. Er willigte ein, den Chilperich als König zu erkennen, wenn er selbst von ihm als Majordomus des vereinigten Frankenreichs bestätigt werden würde. Karl regierte nun von Deutschland aus eben so unumschränkt, wie sein Vater Pipin, und Chilperich ward auf seinem Schlosse zu Attigny eben so beobachtet wie vormals Theoderich. Er starb aber auch schon 720, und seine Stelle nahm nun der wieder aus dem Kloster hervorgezogene, jetzt erwachsene, Theoderich IV. ein.

Nun fingen die Kriege gegen die Baiern und andere abgefallene Völker wieder an. Da aber traten andere Feinde dazwischen, die Saracenen, welche Septimanien, den Theil von Gallien, den ehemals die Westgothen inne gehabt, besetzten (S. 120.), und nun weitere Eroberungen in Frankreich machen wollten. Wirklich nahmen sie auch dem Eudo den größten Theil seiner Provinz weg, und namentlich der Statthalter Abderahman drang bis an die Garonne vor, eroberte Bordeaux, und ging schon auf Tours los, die reichen, dort befindlichen Kirchenschätze zu rauben (732). Da erschien auf Eudo's Hülferuf der Majordomus

Karl, und lagerte sich mit seinen Franken zwischen Poitiers und Tours, dem wilden Feinde gegenüber. Es geschah eine blutige Schlacht. Abderahman blieb nebst vielen Tausenden auf der Wahlstatt, und der Rest entfloh nach Septimanien. Karl verfolgte sie nicht, sondern ging bei Orleans über die Loire zurück. Ohne diesen herrlichen Sieg hätte den Moslemen vom Westen her leicht gelingen mögen, was sie im Osten vergebens versuchten, Europa zu überschwemmen und mit den Panieren des Islam zu überschatten. Daß die Germanischen Völker und das Christenthum damals von dieser Gefahr gerettet wurden, wird diesem Karl verdankt, und sein Name glänzt darum mit Recht unter den wohlthätigsten Helden der Geschichte.

Die wieder abgefallenen Friesen riefen ihn nach Norden hinauf. Sie trotzten auf ihre Sümpfe, aber der unternehmende Mann landete unvermuthet mit einer Flotte an ihren ihm unzugänglich geglaubten Küsten. Er erlegte ihren Herzog Poppo im Treffen (734), und brachte das ganze Friesland unter Fränkische Botmäßigkeit zurück. Von da ging es wieder nach Südfrankreich. Abermals waren die Saracenen, von einem unzufriedenen Burgundischen Großen gerufen, eingefallen, und plünderten das Land bis nach Lyon hin. Karl Martell schickte zuerst 737 seinen Bruder Hildebrand gegen sie, und bald folgte er selbst nach, seinem Namen getreu, zerschmetternd und zermalmend für die Feinde. Sie flohen über die Rhone zurück, und nach einem zweiten Feldzuge (739) behielten die Araber in Frankreich nichts als die Städte jenseits der Aude. Unterdeß war Herzog Eudo gestorben, und Karl nöthigte seinen Sohn und Nachfolger, ihm Treue zu schwören.

Schon zu Anfang dieses letzten Krieges, 737, war der schwache König Theoderich IV. gestorben und Karl hielt

jetzt sein Ansehen für so befestigt, daß er den Thron ganz unbesetzt ließ. Er selbst starb vier Jahre nachher (Oct. 741), zu Quiercy an der Oise, etwa funfzig Jahre alt.

---

## 26. Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.

Es ist eine erhebende Erscheinung, mitten durch all das kriegerische Gewühl, durch alle diese Verwirrung der Welthändel, einzelne fromme friedfertige Mönche mit Cruzifix und Gebetbuch andächtig hinpilgern, und bald in einer Stadt predigen, bald im einsamen Walde eine Klausnerhütte aufbauen zu sehen, um für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken. Die Bischöfe von Köln, von Noyon, von Tongern rc. sandten Bekehrer und Täufer in Menge unter die noch heidnischen Nordfranken. Das abgelegene Irland war früh der Sitz des Mönchthums und auch des geistlichen Fleißes geworden, und mancher Bekehrer ist von dort in das nördliche Deutschland herübergekommen. Columbanus, ein Irländischer Mönch, im J. 609 durch die Königin Brunehild aus Frankreich vertrieben, ging von einem andern Irländer, Gallus, begleitet, zu den Allemannen. Dort predigten sie, besonders zu Bregenz am Bodensee, das Christenthum nicht ohne Erfolg. Aber nach einigen Jahren ward Columbanus auch hier vertrieben, und wandte sich nach Italien. Gallus, der schon einmal wegen Verbrennung heidnischer Tempel in Lebensgefahr geschwebt hatte, blieb, zog sich aber in eine Einöde am Flüßchen Steinach zurück, wo späterhin das von ihm genannte berühmte Kloster St. Gallen (nachmals eine sehr reiche Abtei) entstand. Ein anderer Irländer,

der heil. Kilian, verließ, getroffen durch die Worte Christi: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich", sein Vaterland, und ging mit einigen Gefährten nach Deutschland. Er kam nach dem Bergschlosse Würzburg, wo Gozbert, ein Vornehmer oder Herzog unter den Thüringern, hausete. Dieser war einer der ersten, der sich zum Christenthum bekehrte. Da aber Kilian von ihm verlangte, daß er sich von seines Bruders Wittwe, die er geheirathet hatte, trennen sollte, erlitt er auf deren Befehl, in Gozberts Abwesenheit, nebst zwei Gefährten den Märtyrertod (687).

Von Irland aus sandte auch um dieselbe Zeit Egbert, ein dort lebender Englischer Mönch, mehrmals kleine Gesellschaften von seinen Landsleuten zu den Friesen, Dänen, Rugiern und Sachsen, denen sie durch die Verwandtschaft der Sprachen verständlicher und willkommener als die Gallier waren. Die Friesen sträubten sich aber doch noch gegen sie, denn sie wollten mit den verhaßten Franken auch die Götter nicht gemein haben, und darum wurden mehrere Bekehrer fortgejagt. Erst Willibrord, ein Schüler Egberts und gleichfalls ein Angelsachse, der 691 aus Irland nach Friesland kam, fand einigen Eingang mit seiner Lehre, worauf er nach Rom ging, um die Vorschriften des Papstes Sergius I. einzuholen. Bei einer zweiten dorthin unternommenen Reise wurde er von Sergius zum Erzbischof über Friesland geweiht. Bei seiner Zurückkunft wies ihm Pipin von Herstall ein Schloß, Witaburg, an dem Orte wo jetzt Utrecht liegt, zu seinem Bischofssitze an. Er hat bis 739 gelebt, immer seinem frommen Geschäfte nachgehend, das ihn bis an die Dänische Insel Helgoland geführt haben soll. Aufgeregt von seinem Beispiel, gab der fromme Bischof Wulfram von Sens seine Kirche auf, und

zog nach Friesland, um dem heiligen Willibrod Hülfe zu leisten. Herzog Ratbod selber war schon mit einem Fuße in den Fluß getreten, um die Taufe zu empfangen, als ihm noch die Frage einfiel, wohin seine ungetauften Vorfahren gekommen. Auf die Antwort: in die Hölle, zog er geschwind den Fuß zurück, und sagte, so wolle er lieber mit ihnen verdammt, als mit den Christen selig werden. Die Wahrheit dieser Erzählung wird indeß bezweifelt.

Als der heil. Emmeram, ein Gallischer Bischof, im siebenten Jahrhundert zu den Avaren ziehen wollte, um ihnen das Evangelium zu predigen, fand er unter den Baiern, durch deren Land er zog, zwar schon viele Christen, aber noch so rohe und unvollkommene, daß er sich auf die Bitten des damaligen Herzogs, Theodo I., entschloß, zu bleiben, und sich einem bessern Unterricht des Volkes zu widmen. Es starb dieser Heilige einen Tod heldenmüthiger Selbstaufopferung, indem er ein fremdes Verbrechen auf sich nahm, um den Schuldigen zu retten. Aus der späterhin aufgesetzten Lebensbeschreibung Emmerams lernen wir den damaligen Zustand Baierns kennen. Radaspona (Regensburg) der Sitz des Herzogs, hatte, noch von der Römer Zeiten her, aus gehauenen Quadersteinen erbaute Häuser, und eben solche Mauern, war aber auch die einzige Stadt im Lande. Der fruchtbare, mit Saatfeldern bedeckte Boden Baierns, gewährte einen lachenden Anblick. Die Einwohner werden als ein schlanker und kraftvoller Menschenschlag, voll Wohlwollen und Menschenliebe geschildert. Indeß ließen Emmerams Bemühungen noch eine reichliche Erndte zurück, denn ein halbes Jahrhundert später (um 696) finden wir Rudbert, Bischof von Worms, als Bekehrer in Baiern. Von ihm ließen sich der Herzog, Theodo II., und Viele des Volkes taufen.

Er schlug seinen Sitz auf den Trümmern des alten Römischen Juvavium auf, und wurde dadurch der Gründer der dort neu entstehenden Stadt Salzburg, so wie der erste Bischof ihrer Kirche.

---

## 27. Der heilige Bonifacius.

(Geb. 680, gest. 755.)

Einen vorzüglichern Namen und größern Ruhm, als alle diese Bekehrer jener Zeit, hat sich der Angelsächsische Mönch Winfried, nachher Bonifacius genannt, erworben. So Viele ihm auch schon vorgearbeitet hatten, war er es doch, der das Evangelium in Deutschland ausbreitete und befestigte, und er verdient es, dieser Wohlthäter unseres Volkes, der Apostel der Deutschen genannt zu werden. Gebürtig aus Wessex, verließ er sein Kloster früh, um auf dem Wege des heiligen Willibrord hier hohen Ruhm, dort höhere Seligkeit zu erringen. Mit einem Empfehlungsschreiben vom Bischof Daniel zu Winchester ging er 718 nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. in seinem Vorsatz bestärkte. Drei Jahre lang diente er hierauf dem Willibrord in Friesland als Gehülfe, aber 722 ging er nach Thüringen, und predigte dort die göttliche Lehre mit wunderbarem Erfolge. Überall legte er zugleich Klöster an, als Bildungsschulen für das Volk sowol als für die Geistlichen.

Der kluge Gregor II. erkannte sehr gut, welch ein brauchbares Werkzeug, dem Christenthume sowol, als der Papstherrschaft, in diesem so thätigen und dabei so lenksamen Manne, der nur als Diener glänzen wollte, gegeben sey. Er rief ihn ehrenvoll zurück, weihte ihn zum Bischof, ohne ihn an einen bestimmten Sprengel zu binden, und

ließ ihn beim Grabe des Apostels Petrus schwören, sich auch in der Entfernung niemals von der Römischen Kirche abzusondern, und auch anderen Bischöfen, die es etwa versuchen möchten, immer kräftig zu widerstehen. Daß Bonifacius diesen Eid geschworen, daß er demselben zufolge den Grund zu einer Abhängigkeit der Deutschen Kirchen, ja aller Fränkischen, von dem Römischen Stuhle legte, welche in späteren Jahrhunderten zu einem harten und drückenden Joche ward, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Er handelte im Geiste und Sinne seiner Zeit, welche in der allgemeinen Leitung der Christenheit durch einen Oberhirten nichts Schlimmes sah, noch sehen konnte. Wie die Reinheit des Evangeliums schon durch Menschensatzungen getrübt ward, gewahrte er nicht. Der Papst versah ihn auch mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die Fränkischen Geistlichen, an einige vornehme Thüringer und an das gesammte Volk der Sachsen *). Der Schutz des Majordomus mußte ihm den besten Nachdruck geben. Er fand indeß noch großen Widerstand. Nicht überall gelang es ihm, den Wahn des Volkes sofort zu stürzen, wie unter den Hessen bei dem heutigen Geismar. Dort stand eine uralte, dem Donnergott heilige Eiche, welche für unverletzlich gehalten ward. Um den Aberglauben zu beschämen, legte Bonifacius die Axt an den Baum, während die um ihn her stehenden Zuschauer den Tod des Frevlers von der Hand des rächenden Gottes mit Zuversicht erwarteten. Als aber nichts erfolgte, sondern die Eiche am Boden lag, erkannten sie die Nichtigkeit ihres Glaubens, und ließen sich taufen.

---

*) Wir haben diese Briefe noch übrig. Die Aufschrift des an die Thüringer gerichteten lautet: Viris magnificis, filiis, Asulfo, Godolavo, Wilarco, Gundovaldo et omnibus Deo dilectis Thuringis fidelibus.

Oft mußte Bonifacius noch zu seinem Ärger Pferde opfern, und ihr Fleisch, desgleichen rohen Speck, essen sehen, ja er fand unter den alten Sachsen noch Menschenopfer im Gebrauch, und konnte nicht verhindern, daß selbst getaufte Franken den Heiden ihre Sklaven zum Schlachten verkauften. Nicht selten hatte er, zumal in dem von Kriegesschwärmen verheerten Thüringen, mit Mangel und Gefahren zu kämpfen. Aber außer dem schönen Ersatz, den ihm sein Gewissen gab, hatte er auch die Freude, noch Andere zu seiner Nachfolge zu begeistern. Vorzüglich von seinen Landsleuten reiseten ihm viele nach, und selbst Weiber ergriff der fromme Eifer. Einer heiligen Thekla, Lioba, Walpurgis, vertraute er besondere Klöster an. Ein heiliger Pirminius stiftete unter den Allemannen, besonders im Elsaß, neue Klöster, von denen das zu Reichenau in Schwaben, etwa 724 angelegt, am berühmtesten geworden ist.

Unterdeß starb Gregor II. (731). Sein Nachfolger, der den Namen Gregor III. annahm, schickte dem treuen Bonifacius das Pallium, d. i. den erzbischöflichen Mantel, wodurch dieser zwar noch kein Erzbischof eines eigenen Kirchsprengels wurde, aber zu einem Obervorsteher christlicher Gemeinden im ostfränkischen Deutschland bestellt. Als darauf Bonifacius 738, um mit dem Papste persönlich zu verhandeln, nach Rom reisete, ward er nicht nur väterlich aufgenommen, sondern auch über sein ferneres Verhalten in den neu erworbenen Provinzen sorgfältigst unterrichtet. Die Bischöfe der Allemannen und Baiern aber wurden durch Briefe, die zum Theil noch vorhanden sind, ermahnt, diesen Bonifacius als des Papstes Statthalter zu verehren, und bei den Versammlungen, die er ausschreiben würde, pünctlich zu erscheinen.

So erhielten die bisher in Deutschland noch verein-

zelten Kirchen Zusammenhang und organische Verfassung. Das ganze Herzogthum Baiern z. B. ward mit Bewilligung des Herzogs von Bonifacius in vier bischöfliche Sprengel, Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau getheilt, deren Bischöfe er selbst bestellte. Außerdem stiftete er im mittlern Deutschland noch vier Bisthümer, zu Eichstädt, Würzburg, Buraburg und Erphesfurt (Erfurt), von denen jedoch die beiden letzteren bald wieder eingingen. Auch veranstaltete Bonifacius eine Reihe von Synoden der Bischöfe des östlichen Frankreichs, nachdem er vorher die Bewilligung des Papstes Zacharias, welcher 741 auf Gregor III. gefolgt war, dazu eingeholt hatte. Karlmann, einer der Söhne und Nachfolger Karl Martells, führte auf diesen Synoden den Vorsitz. Wir finden unter den Schlüssen derselben Verordnungen gegen heidnische Gebräuche und allerlei Aberglauben, gegen Feste, Todtenopfer, Zeichendeutereien, Zaubereien u. dgl., auch die Formel einer Entsagung des Teufels, welche den Täuflingen abgefragt wurde. Wer nach der Meinung des Bonifacius ketzerische und irrige Lehren verbreitete, den verklagte er in Rom, z. B. den Priester Virgilius in Baiern, welcher behauptete, daß es auch unter der Erde Menschen (Antipoden) gebe. „Wenn es klar ist, schreibt der Papst Zacharias an Bonifacius, daß er bei dieser verkehrten Lehre wirklich beharret, so muß er nach berufener Versammlung aus der Kirche gestoßen und seines priesterlichen Schmucks entkleidet werden."

So sehr Bonifacius auch die Päpste als Oberhäupter der Kirche verehrte, und seine Handlungen gänzlich nach ihren Aussprüchen regelte, so wenig scheute er sich doch, freimüthig zu rügen, was er an ihnen Verwerfliches fand. Auch zu Rom ging noch mancher heidnische Aberglauben im Schwange, dem die Päpste nicht steuerten, und wenn

neubekehrte Christen dorthin kamen, konnten sie an diesem Unwesen leicht Anstoß nehmen. Deswegen schrieb Bonifacius dem Papste Zacharias: „Die unwissenden Deutschen, Baiern, Franken meinen, wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, zu Rom geschehen sehen, daß dies von den Priestern erlaubt sey; sie machen uns dann Vorwürfe, und nehmen für sich selbst ein Ärgerniß, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert."

Unermüdlich in seinem großen Berufe legte Bonifacius im Jahre 744 den Grund zu einem Kloster, welches von dem Flusse Fulda, an welchem es erbaut wurde, seinen Namen erhielt. Zu seiner Freude schlug die dort angelegte Pflanzschule künftiger Heidenbekehrer die herrlichsten Wurzeln. Denn statt der sieben Mönche, die sich zuerst mit dem Abt Sturm daselbst niederließen, zählte man noch vor dieses Abtes Tode schon über vierhundert, und an Gütern und Einkünften ward dies Kloster eins der reichsten in Deutschland.

Um das Jahr 745 wurde Bonifacius in Mainz als Erzbischof eingesetzt, und der Papst bestätigte ihn in dieser Würde, indem er ihm zugleich alle von ihm gestifteten Bisthümer unterordnete. Aber auch in seinem hohen Alter wollte Bonifacius der doch so wohlverdienten Ruhe nicht pflegen, sondern sein Werk mit der Vollendung dessen krönen, womit er seine Laufbahn begonnen, mit der Bekehrung der Friesen. Keine Gefahr noch Beschwer achtend, zog er, der mehr als siebzigjährige Greis, unter dies noch rohe Volk, taufte, zerstörte Götzentempel, und erbaute Kirchen. Eines Tages aber überfiel ihn ein Schwarm Heiden, die durch das Geräusch der Waffen die Absicht, ihre beleidigten Götter zu rächen, kund gaben. Die Begleiter des Bonifacius wollten Vertheidigung versuchen, er aber

wehrte ihnen und sprach: die heilige Schrift lehrt uns, Böses mit Gutem zu vergelten. So fiel er unter den Streichen der Ergrimmten und sein Gefolge mit ihm (755).

---

## 28. Die Päpste und die Longobarden.

Wie Rom bei Gelegenheit des Bilderstreits der Byzantinischen Herrschaft wo nicht schon dem Namen nach entzogen, doch sehr entfremdet wurde, ist oben (S. 131.) erwähnt. Niemand befand sich bei diesem Streite besser, als der Longobarde, der jetzt die beste Gelegenheit hatte, seine Macht auszubreiten. Dies sahen die Päpste auch sehr wohl ein; ihnen war daran gelegen, die Longobardische und Griechische Macht im Gleichgewicht zu erhalten, nicht aber, daß die erstere völlig triumphire. Daher geschah es auf ihre Ermunterung, daß Herzog Ursus von Venedig dem Exarchen Beistand leistete, und Beide Ravenna wieder eroberten. Ja Gregor III. und die Römer machten sogar mit den aufrührerischen Herzögen Thrasamund von Spoleto und Gottschalk von Benevent wider den Longobardenkönig Luitprand gemeinschaftliche Sache. Dafür verheerte Luitprand das Gebiet von Ravenna und Rom. Gregor III. rief Karl Martell zu Hülfe; dieser aber wollte mit den Longobarden nicht brechen*), auch starb er bald nachher. Gregor III. starb ebenfalls über dem Streit hin (741).

Sein Nachfolger Zacharias versuchte ein anderes Mittel. Er besuchte den König der Longobarden mit aller Pracht

---

*) Karl Martell und Luitprand standen in gutem Vernehmen, Zum Zeichen der Freundschaft sandte jener diesem seine Söhne, Pipin und Karlmann, damit er ihnen beim Eintritt in das Jünglingsalter die ersten Locken abschnitte; eine altrömische Sitte.

eines Statthalters Christi, zu Narni. Luitprand, eben so gottesfürchtig als tapfer, kam dem heiligen Vater schon weit von der Stadt ehrerbietig entgegen, Man unterhandelte. Der Papst versprach, den Herzog von Spoleto Preis zu geben; der König, dem Römischen Gebiete einige eroberte Städte zurückzugeben. Ein fröhliches Mahl beschloß den neuen Freundschaftsvertrag. Der Herzog von Spoleto mußte ins Kloster gehen, und sein Lehn einem Neffen des Königs überlassen.

Der Kaiser Constantin Kopronymus erkannte wohl, wie wichtig ihm des Papstes Freundschaft sey, daher schenkte er ihm 744 sogar zwei Römische Kammergüter, vielleicht, um die üble Stimmung, welche die Bilderstürmerei bei den Römern erregt hatte, wieder auszugleichen.

Aber seitdem Bonifacius und seine Gehülfen das geistliche Reich des Papstes unter den Franken so mächtig vergrößert hatten, richtete die Römische Staatskunst ihr Auge unverwandt nach jener viel versprechenden Gegend hin. Diesem Volke, welches dem Römischen Stuhle schon viele Geneigtheit zeigte, konnte man sich weit sicherer vertrauen, zumal da es auch so entfernt wohnte. Auf den Fall also, daß das kaiserliche Exarchat nicht länger zu behaupten wäre, konnte man sich an dessen Stelle kein besseres Gegengewicht gegen die Macht der Longobarden, als das Fränkische wünschen. Wie und warum die Frankenherrscher den Päpsten hier entgegenkamen, wird der folgende Abschnitt zeigen.

---

## 29. Pipin der Kleine.

(741—768.)

Karl Martell hatte sterbend das Reich unter seine Söhne getheilt. Karlmann erhielt das östliche, Pipin (der Kleine

genannt) das westliche Reich, und ein dritter von einer andern Gemahlin geborner Bruder Gripho sollte einzelne Landschaften erhalten. Aber die Ehe, in welcher Karl Martell mit Gripho's Mutter gelebt hatte, galt für keine rechtmäßige. Dies benutzten Pipin und Karlmann. Sie gingen auf ihren Stiefbruder Gripho los, entkleideten ihn aller Macht, und setzten ihn auf ein wohlbewachtes Schloß in den Ardennen. Dann hielten sie es für gut, wieder einen Merovingischen Schattenkönig einzusetzen, einen Sohn Chilperichs II., Childerich III. Doch die Herzoge von Aquitanien, Allemannien und Baiern, weigerten sich, die Herrschaft der Hausmeier anzuerkennen, und standen wider sie auf, eben so die Sachsen. Aber die beiden Brüder, und besonders Pipin, dessen Geist kraftvoll war wie sein Arm *), überwanden sie alle. Der sanftere Karlmann, des Kriegsgetümmels müde, legte sein Schwert freiwillig aus der Hand, ging nach Rom, sich vom Papst zum Kleriker weihen zu lassen, und widmete sein Leben stiller Gottesbetrachtung in dem Kloster Monte Cassino (747). Dasselbe hatten kurz zuvor mehrere Englische Könige, desgleichen Rachis, König der Longobarden, und Hunold, Herzog von Aquitanien, gethan **). Gripho, welcher seine Freiheit wieder erhalten hatte, brachte die Sachsen und Baiern nochmals in Waffen, aber Pipin ward auch dieser Bewegungen Meister. Den Herzog der Allemannen entsetzte er seiner Gewalt, und ließ das Land durch Fränkische Grafen

*) Bei einer Thierhetze hieb er einmal einem Löwen, der einen Büffel gepackt hatte, mit einem so gewaltigen Hiebe den Kopf ab, daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr.

**) Noch häufiger gingen damals Königinnen und Fürstentöchter in Klöster. Beispiele hat Schröckh Kirchengeschichte, Th. XX. S. 10.

verwalten. In Baiern, dessen Herzog Odilo kurz vorher gestorben war, ließ er dem Nachfolger, dem sechsjährigen Thassilo, zwar seine Würde, aber unter sehr beschränkten Verhältnissen, und als der junge Herzog mündig geworden war, mußte er Pipin den Vasalleneid schwören.

Nunmehr, wo Pipin allein an der Spitze des Ganzen stand, und die Empörer gedemüthiget waren, dachte er darauf, jenem schwankenden Verhältnisse ein Ende zu machen, welches sich durch seinen und seiner Vorfahren emporstrebenden Ehrgeiz und durch die Schwäche der Merovinger gebildet hatte. Das Volk war den Königen zwar noch ergeben, aber die mächtigen Leudes schlossen sich an ihre Führer, die tapferen Hausmeier, an. Hier war die Gewalt ohne den viel geltenden Namen und die Berechtigung, dort Name und Recht ohne Gewalt. Daß nun der Thron nicht völlig zerfalle, und die Regierung nicht zu einer bloßen Kriegsherrschaft entarte, schien kaum durch ein anderes Mittel zu verhüten, als daß der Gewaltige sein Haupt auch mit der Krone bedecke. Indem aber Pipin das, was sein Vater noch nicht gewagt hatte, zu vollführen trachtete, genügte ihm die Zustimmung der Leudes nicht; er wollte die Befugniß dazu aus den Händen der Kirche empfangen, damit seine Erhebung das Siegel der höchsten an Gottes Statt ertheilten Weihe erhalte. In den Augen der Germanischen Völker aber genossen damals schon, aus früher erwähnten Gründen, die Römischen Bischöfe das höchste Ansehen. Daher sandte Pipin zum Papst Zacharias mit der Frage: „wer des königlichen Namens und Throns würdiger sey, der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich habe?“ Zacharias antwortete, es sey besser, daß Derjenige König heiße, auf welchem die Regierung beruhe. Hier-

auf ward auf einem Reichstage zu Soissons (752) Childerich III. abgesetzt, und Pipin zum König erwählt. Bonifacius salbte den neuen König sammt seiner Gemahlin Bertrade, im Beiseyn der übrigen Bischöfe. Dieser aus dem alten Testament entlehnte Gebrauch war es, in welchem die Franken die Weihe der Kirche und ein göttliches, ihrem Herrscher verliehenes Recht sahen. Childerich wurde zum Mönch geschoren, und starb wenige Jahre nachher in einem Kloster im heutigen St. Omer. Sein Sohn Theoderich ward nach der Normandie geschickt, und dort im Kloster Fontenelle gleichfalls eingekleidet.

So erlosch der Stamm der Merovinger, und machte einem kräftigern Geschlechte Platz. Die Natur scheint in gewissen Familien die Kräfte stufenweise mit den Generationen zu erhöhen, und dann nach Hervorbringung des Höchsten erschöpft auszuruhen. So bei den Karolingern. Diesen Namen führt Pipins Geschlecht von seinem Sohne Karl.

Gelegenheit, den Päpsten Dank abzutragen, ereignete sich bald. Der Longobardenkönig Aistulph (reg. 749—756) trachtete nach der Eroberung von ganz Italien, nahm Ravenna mit dem Exarchat, und bedrohte Rom. Da der Papst Stephan II. weder seinen Friedensgesandten bei Aistulph Gehör verschaffen, noch von Byzanz Hülfe erlangen konnte, wandte er sich um Hülfe an die Franken. Auf Pipins Einladung begab er sich 753 persönlich auf die Reise nach Frankreich, zeigte den Barbaren in der Nähe die blendende Glorie des göttlichen Statthalters auf Erden, und forderte seinen Sohn Pipin zu schneller Hülfe gegen die Feinde des heiligen Petrus auf. Dieser Besuch erregte ein Aufsehen im ganzen Frankenlande. Man schätzte sich glücklich, das heilige Antlitz des Fernverehrten auf dem vaterländischen Boden zu erblicken. Pipin selbst, der

neue König, ging ihm entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm den Steigbügel, so oft er zu Pferde steigen wollte *). Die nachgesuchte Hülfe ward versprochen, und mit dem anbrechenden Frühling 754 rückte ein gewaltiges Heer den Alpen entgegen. Der Papst hatte den König und dessen Söhne in St. Denis noch einmal mit eigenen Händen gesalbt.

Von Pipin besiegt, und in Pavia belagert, verhieß Aistulph, das Exarchat wieder herauszugeben, und den päpstlichen Stuhl nicht weiter zu beunruhigen. Aber er hielt seine Zusage so wenig, daß er im folgenden Jahre (755) Rom belagerte; der bedrängte Papst suchte aufs neue Hülfe. Pipin zog zum zweiten Male über die Alpen, schlug Aistulph gänzlich, und zwang ihn zur Übernahme eines jährlichen Tributs und zur Abtretung des Exarchats. Dies erhielt nun der Papst, dem es Pipin durch eine schriftliche Schenkung bestätigte. Der Griechische Kaiser wunderte sich zwar darüber sehr, und schickte Gesandte zum Pipin, sein Eigenthum zurückzufordern, allein der Franke antwortete, er habe nicht um des Kaisers willen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren und um Nachlaß seiner Sünden zu erhalten, diesen Feldzug unternommen. Auch betrachtete man diese Besitznahme keinesweges als einen an dem Byzantinischen Reiche begangenen Raub, welches diese Länder früherhin ja auch nur durch Eroberung an sich gerissen hatte. Pipin schenkte das Land der Kirche und der Römischen Republik, welche hier wieder

*) So erzählt Anastasius, oder die im neunten Jahrhundert gesammelten Lebensbeschreibungen der Päpste, welche unter dem Namen dieses Römischen Abtes gehen. Die Fränkischen Annalen hingegen wissen nichts von einer solchen Demüthigung, sondern berichten, daß der Papst vor dem Könige zur Erde niedergefallen sey.

an die Stelle des alten westlichen Kaiserreichs trat, und der Papst wurde Patricius des Landes, d. i. Statthalter im Namen jener Republik. Die Stadt Rom dagegen war in der Schenkung nicht mit einbegriffen, Pipin nahm den Titel eines Patricius von Rom an, und eine weltliche Gewalt des Papstes ward dort noch nicht anerkannt *). Zwischen Pipin und dem Griechischen Kaiser Constantin Kopronymus scheint indeß noch ein gutes Vernehmen geblieben zu seyn, denn der Letztere schickte jenem (757) eine Orgel zum Geschenk, die erste die nach Frankreich kam.

Auch in den folgenden Regierungsjahren Pipins ruhten die Waffen nicht. Nach einem neunjährigen Kampfe besiegte er den stets aufrührerischen Herzog Waifar von Aquitanien, welcher zuletzt von seinen eigenen Leuten erschlagen ward. Auf diesen Kriegszügen wurden auch die bisher von den Arabern noch behaupteten Städte im südlichen Gallien gewonnen. Eben so drang Pipin in das Land der Sachsen, welche die Grenzen beunruhigten, und zwang sie zur Entrichtung eines ihnen schon früher auferlegten Tributs an Pferden. Nach einer so thätigen und ruhmvollen Regierung starb Pipin zu Paris am 24. September 768, im vier und funfzigsten Lebensjahre. Sein Thron fiel seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann zu.

---

## 30. Karl der Große.

(768—814.)

Von allem Großen und Herrlichen, welches die Natur in Pipins und seiner beiden Ahnen Brust gelegt, zeigte sich

*) v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Th. I. S. 312 fg.

die höchste Blüthe in seinem ältesten Sohne Karl. In ihm vereinigte sich rastlose Thätigkeit, schneller Blick, richtige Wahl der besten Gehülfen, Besonnenheit, Willigkeit guten Rath zu hören, Kraft und Ernst in beschlossenen Dingen, und bei dem Allen ein mildes, frommes Gemüth. Und dieser große Geist war sein eigener Bildner gewesen. In der Jugend, wie es damals unter den Franken allgemein war, ohne wissenschaftlichen Unterricht gelassen, lernte er erst als Mann aus eigenem Antrieb schreiben. Aber die Zeiten mußten wol große Gedanken in ihm erwecken. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater auf der Volksversammlung zum König der Franken gesalbt ward. Zwölfjährig, ward er selbst vom Papst Stephan II. nebst seinem Bruder zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum Römischen Patricius gekrönt. Er sah Griechische und Römische Gesandtschaften an seines Vaters Hofe. Vielleicht, daß unter diesen irgend ein trefflicher Mann ihm mit tief eindringenden Worten Bericht von der alten Zeiten Herrlichkeit, Wohlfahrt und Bildung gab, und dadurch in seiner Seele das Verlangen entzündete, auch sein Volk zu einem bessern Zustande zu erheben. Doch wie auch immer solche Bilder und Gedanken in Karls Seele gekommen seyn mögen, er strebte eifrig darnach, seine großen Geisteskräfte für große Zwecke anzuwenden, und das bewirkte Gute dauerhaft zu machen für die folgenden Zeiten. Dennoch hat er fast in vierzig Jahren das Schwert nicht aus der Hand gelegt. Einen Krieger werden wir daher sehen, der mit Waldstroms Schnelle von der Weser bis zur Tiber, von den Pyrenäen zu den Karpathen eilt und seine athemlosen Franken durch halb Europa treibt.

Sein erster Feind regte sich in Aquitanien. Hunold, Waifars Vater, welcher früher die Regierung niedergelegt

und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, verließ es auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes und Pipins, und die Aquitanier nahmen ihn als ihren Herzog auf. Aber ein rascher Zug Karls dorthin (769), und schon im ersten Jahre war diese so oft abgefallene Provinz wieder unterworfen. Hunold mußte fliehen, und Karl setzte in Aquitanien keinen andern Herzog ein. Bald darauf (771) starb Karlmann und hinterließ zwei Söhne, die beide noch Kinder waren. Mit Übergehung derselben trugen die Großen Karln das Reich freiwillig an, und nun war der Held Alleinherr des Ganzen. Er wandte sich zunächst gegen die Sachsen. Dieses Volk lebte im nördlichen Deutschland, von den Grenzen des Frankenreichs bis zur Elbe und Nordsee hin, noch ganz in der Verfassung und Lebensweise, wie Tacitus sie bei den Germanen seiner Zeit schildert, tapfer und der Sitte der Väter über Alles zugethan, dem Christenthum nicht weniger abhold, als den Staatsformen, die sich bei den Franken seit ihren großen Eroberungen gebildet hatten. Auf diese Weise waren sie von den übrigen Deutschen Völkern, deren Entwickelung sich an diese beiden Fäden knüpfte, durch einen großen und scharfen Gegensatz getrennt, und es konnte zwischen ihnen und dem Frankenreiche kein dauernder Friede bestehen. Karl hielt es für die Sicherheit seines Reiches für unumgänglich nöthig, diese unruhigen Nachbarn zu unterwerfen und seine Grenzen bis an die Elbe zu erweitern; auch glaubte er sich in seinem Gewissen verpflichtet, das Evangelium, dessen friedlicher Annahme sie sich weigerten, mit Waffengewalt zu ihnen zu bringen. Einen solchen Krieg erklärten die Priester, der Papst und der Geist der Zeit für wahren Gottesdienst.

Im Jahre 772 ward auf einem Reichstage zu Worms der Krieg gegen die Sachsen mit allgemeiner Zustimmung

beschlossen. Sogleich brach der Zug auf. Die Sachsen wurden geschlagen, ihre Feste Eresburg unweit dem heutigen Paderborn erobert, die Irmensäule (ein vorzüglich heilig gehaltenes Götterbild der Sachsen) zerstört, und so dem Götzendienste ein lebhaftes Bindungsmittel geraubt. Aber das erbitterte nur mehr. Karl drang bis an die Weser vor bis er keinen Widerstand mehr fand, und ließ sich Geiseln für die Haltung des Friedens stellen.

Jetzt bewog ihn ein Hülferuf des von den Longobarden bedrängten Papstes sich nach Süden zu wenden. Karl hatte sich von seiner unfruchtbaren Gemahlin scheiden lassen, und sie ihrem Vater, dem Longobardenkönige Desiderius, Aistulphs Nachfolger, zurückgeschickt. Aus Rache darüber ging dieser damit um, für des verstorbenen Karlmann Söhne, die sich an seinen Hof begeben hatten, eine geheime Partei in Franken, ja selbst in Rom zu werben. Aber Hadrian I., seit 772 Papst, verrieth es Karln, und als ihm darauf Desiderius selbst in sein Gebiet einfiel und mehrere Städte wegnahm, eilte der tapfere Frankenkönig, sich und den Papst von einem so lästigen Nachbar zu befreien. Zu Gebenna (Genf) versammelte er sein Heer (773). In zwei Heereszügen (über den Cenis und Bernhard) brachen die Franken in Italien ein; die Longobarden flohen beim ersten Angriff, Verona ward erobert, Pavia belagert, die Winterrastung in Italien genommen, eine bisher in der Fränkischen Kriegsgeschichte ungewöhnliche Maaßregel. Noch während der Belagerung Pavia's reisete Karl zum Osterfeste (774) nach Rom, wo er von feierlichen Processionen eingeholt, wie im Triumph empfangen, und als Befreier Italiens und Römischer Patricius mit den größten Auszeichnungen geehrt ward. Er wohnte dem glänzenden Gottesdienst in der Peterskirche bei, kniete am Grabe

des heiligen Petrus betend und für seine Siege dankend nieder, und schwor dem Papste über des Apostels Sarge unzertrennliche Freundschaft. Zugleich bestätigte er auf Hadrians Bitten die von Pipin dem heiligen Stuhl gemachte Schenkung des Exarchats.

Bald darauf ergab sich Pavia, die Hauptstadt des Longobardenreichs, vom Hunger gezwungen. Der Sieger schickte den gefangenen König Desiderius nach St. Denis. Dort ward er zum Mönch geschoren, und dann nach dem Kloster Korbei gebracht, wo er sein Leben endete. Karl war nun König der Longobarden, deren Reich und Unabhängigkeit nach einer glanzvollen Dauer von zweihundert und sechs Jahren einem einzigen Streiche erlag. Indeß wurde dieser neue Erwerb nicht mit dem großen Frankenreiche vereinigt; Karl schrieb sich auch König der Longobarden, deren Verfassung und Gesetze blieben wie zuvor. Das Schicksal der Söhne Karlmanns ist unbekannt.

In Karls Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingebrochen, und hatten bis Fritzlar hin alles mit Feuer und Schwert verheert. Wir sehen ihn also im folgenden Jahre (775) wieder an der Weser, wo er abermals siegt, Frieden macht und Geiseln nimmt, auch einige Burgen erbaut. Im folgenden Jahre (776) war er wieder in Italien. Drei Longobardische Herzogthümer, Friaul, Benevent und Spoleto, hatten von ihren Königen nur in geringer Abhängigkeit gestanden, und Karln hatte nur einer dieser Herzoge, Rotgaud von Friaul, den Eid der Treue geleistet. Jetzt empörte er sich, wiegelte verschiedene Städte auf, und versammelte ein ansehnliches Heer. Aber die plötzliche Erscheinung des Rächers schreckte Alles wieder zum alten Gehorsam zurück. Der Herzog ward als ein treuloser Lehnsmann hingerichtet, und Karl kehrte nach Worms

zurück. Hieher hatte er einen Reichstag berufen, auf dem er neue Hülfe gegen die abermals im Aufstand begriffenen Sachsen verlangte. Er erhielt sie, und noch in demselben Sommer eilte er bis zur Lippe und Weser, überfiel die Empörer wie ein schnell aufsteigendes Gewitter, und schlug sie, diesmal nicht ohne Erbitterung, härter denn je. Er befestigte jene Plätze noch mehr, legte Fränkische Besatzungen hinein, und zwang die zunächst umher wohnenden Sachsen zur Taufe. Die neuen Geiseln steckte er so wie die alten in Fränkische Klöster, und ließ sie unterrichten, um sich ihrer in der Folge zur Versittlichung ihrer wilderen Landsleute bedienen zu können.

Nun endlich glaubte er der Gewaltthätigkeiten gegen dieses Volk überhoben zu seyn und seinen Zweck auf einem friedlichen Wege verfolgen zu können. Er ließ daher im folgenden Jahre (777) die Edlen der Sachsen zu einem Reichstage nach dem in ihrem eigenen Lande gelegenen Paderborn einladen, und hier gelobten sie, gegen Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage, Karl für ihren Oberherrn zu erkennen, und ihm Tribut zu zahlen, auch die Anstalten zur Begründung des Christenthums unter ihnen auf keine Weise zu hindern. Wer dem zuwider handle, sollte Güter und Freiheit verlieren. Allein Wittekind, ihr tapferster Anführer, war auf dem Reichstage nicht erschienen, sondern zu einem Jütischen König geflohen, und das war kein gutes Zeichen.

Karl war noch in Paderborn, als eine seltene Gesandtschaft zu ihm kam. Arabische Große aus Spanien waren es, welche sich gegen Abderahman (oben S. 121.) empört hatten, von ihm vertrieben worden waren, und nun Hülfe begehrten. Das Glänzende der Unternehmung lockte den feurigen Helden, und er sagte die Hülfe zu. Im fol-

genden Jahre (778) stand er am Ebro, eroberte Pampelona, Saragossa und Huesca, und machte die Araber zittern. Aber die Sachsen ließen ihn nicht lange entfernt seyn. Nach einem beschwerlichen Rückzuge mit vielem Verluste durch die unwegsamen Pyrenäischen Pässe *), riefen ihn ihre Empörungen aufs neue nach dem Osnabrückischen. Denn während seines Zuges nach Spanien waren sie ihm ins Land gefallen, und hatten mit Sengen, Plündern und Mord Alles bis in die Nähe von Köln verwüstet. Karl drang 779 und 780 vom Niederrhein her tief im Sachsenlande vor, nahm wiederum Geiseln, ließ Festungen bauen, und brachte Viele zur Taufe. Er schien nun so sicher zu seyn, daß er auf die Sachsen wie auf Reichsvölker rechnete, dann (781) eine Reise nach Rom that, um seinem Longobardenreiche vorzustehen, und seinen Sohn Pipin als König von Italien, so wie den zweiten, Ludwig, über Aquitanien, vom Papste salben zu lassen.

Desto empfindlicher mußte ihm der neue Aufstand der Sachsen unter der Anführung des zurückgekehrten Wittekind seyn! Ein Fränkisches Heer, welches wider die Sorben, ein zwischen der Saale und Elbe wohnendes Slavisches Volk, zog, mußte umkehren, um sich wider die Empörer zu wenden, ward aber in einer harten Schlacht von den Sachsen fast gänzlich vernichtet (782). Auf diese Nachricht eilte Karl selbst herbei, und ehe die Sachsen es sich versahen, stand er bei Verden an der Aller. Er behandelte sie diesmal nicht wie Feinde, sondern wie Rebellen, und forderte die Edlen vor seinen Richterstuhl. Alle schoben

*) Die Gascogner (Basken) legten ihm hier Hinterhalte, und tödteten bei Roncesvalles seine tapfersten Hauptleute, einen Eckhard, Anshelm, Rutland (Roland), nachher die Helden unzähliger Ritterromanzen.

die Schuld auf Wittekind, aber ausliefern konnten sie ihn nicht, weil er schon wieder nach Dänemark geflohen war. Das mußten die übrigen Theilnehmer des Aufstandes büßen. Viertausend und fünfhundert derselben ließ Karl greifen, und an einem Tage enthaupten.

Aber dies grausame Mittel wirkte nicht, wie es sollte. Das ganze Sachsenvolk erhob sich jetzt aus seinen entlegensten Sitzen, und schwur dem Franken, dem Feinde seiner Freiheit und seines Glaubens, gemeinschaftliche Rache. Von dieser Verzweiflung erfuhr Karl bald die stärksten Wirkungen. In einer blutigen Schlacht bei Detmold (783) empfand er den heftigsten Widerstand, so daß nichts entschieden ward. Er mußte sich nach Paderborn zurückziehen, und sein Heer verstärken. Ein zweites blutiges Treffen an der Hase im Osnabrückischen erfolgte, und zwar zum Nachtheil der Sachsen. Karl brachte nun die folgenden Jahre (784 und 785) in ihrem Lande zu, und durchzog es, bald drohend, bald gütige Versprechungen bietend. Da endlich stellten sich die beiden furchtbarsten Anführer, Wittekind und Albion, nach vielen Aufforderungen, zu Attigny in der Champagne bei Karl freiwillig ein, ließen sich taufen, und hielten von da an unverbrüchlich Glauben und Treue.

Jetzt forderten die Italienischen Angelegenheiten wieder Karls Aufmerksamkeit. Geschreckt durch den unglücklichen Ausgang des Herzogs von Friaul, hatte sich der von Spoleto ergeben, Arighis von Benevent aber, Eidam des Desiderius, der mächtigste der drei, dessen Land einen großen Theil des heutigen Königreichs Neapel umfaßte, wollte völlige Unabhängigkeit behaupten. Doch als Karl selbst in seinem Lande erschien (787), und Alles verheeren ließ, mußte Arighis seinen Stolz fahren lassen und sich unterwerfen. Nach seiner Rückkehr hielt Karl einen Reichstag

in Worms, auf welchem der Baiernherzog Thassilo ange= klagt ward, daß er Schwur und Treue gegen den König verletze. Denn Thassilo strebte wie jene Italienischen Her= zoge nach Unabhängigkeit, wie seine Väter sie besessen, und ließ sich, aufgeregt durch den Ehrgeiz und den Frankenhaß seiner Gemahlin Luitberge, einer Tochter des gestürzten Longobardenkönigs Desiderius, zu einer Reihe unkluger Handlungen verleiten, welche den mächtigen Karl reizen mußten. Vergebens warnte und ermahnte der Papst. Thas= silo besaß die Eigenschaften nicht, ein solches Unternehmen durchzuführen. Trotz und Kleinmuth wechselten in seiner Seele. Jetzt (787), wo drei Heere wider ihn im Felde erschienen, demüthigte er sich, und gab dreizehn Geiseln, als Pfänder seiner Treue. Aber im folgenden Jahre (788) ward er aufs neue angeklagt, daß er sogar mit den Avaren heimlich unterhandelt und sie zu einem Einfalle in das Fränkische Gebiet bewogen habe. Scheinbar ruhig kam er selbst zum Reichstage nach Ingelheim, doch alle anwesenden Fürsten sprachen ihm das Leben ab, nicht wegen der letz= ten Ereignisse, sondern weil er einst zu Pipins Zeiten ohne Urlaub das Heer verlassen hatte, ein Verbrechen (Heris= liz genannt) worauf nach Fränkischen Gesetzen der Tod stand. Karl aber wollte kein fürstliches Blut vergießen, sondern begnadigte ihn, und da der Herzog selbst in ein Kloster zu gehen begehrte, so hatte er noch die Schonung, ihm den Schimpf der Haarschur in der Pfalz vor den ver= sammelten Edlen auf sein Bitten zu ersparen. Er ward zu St. Goar geschoren und nach Fulda geschickt. Die herzog= liche Würde stellte Karl, als zu gefährlich, nicht wieder her.

Im Jahre 789 unternahm Karl auch einen Zug über die Elbe, gegen die Wilzen. In den östlichen Theilen Deutschlands, welche, in den ersten Jahrhunderten unserer

Zeitrechnung noch von Deutschen bewohnt, während der großen Völkerwanderung leer geworden waren, erscheinen seit dem sechsten Jahrhundert Slavische Stämme, die sich den Germanen nachgedrängt hatten. Es waren dies vornehmlich: die Bewohner der heutigen Länder Kärnthen, Steiermark und Krain; die Mähren; die Tschechen in Böhmen; die Sorben zwischen der Elbe und Saale; die Wilzen oder Lutizen in der Mark Brandenburg; die Obotriten in Mecklenburg. Die Letzten, Karls Verbündete, lebten mit den Wilzen in Feindschaft, und wurden von ihnen beunruhigt. Karl ergriff daher gegen diese die Waffen, demüthigte sie, und zwang sie Geiseln zu stellen, zur Gewähr künftiger Ruhe.

Andere unruhige Nachbarn, welche räuberische Einfälle in das Reich machten, waren die Avaren, von den damaligen Fränkischen Geschichtschreibern Hunnen genannt. Seit dem Verfall ihrer Macht im Osten (oben S. 124.) hatten die Avaren ihre Wohnsitze nur noch im heutigen Ungern und Österreich bis zur Ens. Karl beschloß, sie zu züchtigen, und ließ 791 drei Heere in Ungern einrücken. Die Avaren wurden geschlagen, und bis an die Raab verfolgt. Im zweiten Jahre darauf wollte er sie abermals angreifen, allein die Sachsen ließen ihn dazu nicht kommen. Dieses Volk konnte seine verlorene Unabhängigkeit noch nicht verschmerzen, empörte sich daher abermals, und veranlaßte Karl zu einer neuen Reihe von Feldzügen *) in

*) Während dieser Feldzüge schickte er seinen Sohn Pipin gegen die Avaren, der auch so glücklich war, bis an die Theiß vorzudringen, das Hauptlager des Chans zu erstürmen und alle Schätze zu erbeuten, die dies räuberische Volk binnen dreihundert Jahren den Griechen abgenommen hatte. Bis dahin, sagt Eginhard, waren die Franken ein armes Volk, aber diese Beute machte sie reich. In

den Jahren 794 bis 798, die aber plötzlich durch einen sehr seltenen Besuch unterbrochen wurden.

Papst Hadrian I., Karls kluger und wirksamer Freund, war 795 gestorben, und die Römer hatten Leo III. zu seinem Nachfolger gewählt. Diesen überfiel einmal (799) bei einer öffentlichen Procession eine verschworne Rotte, bemächtigte sich seiner, schleppte ihn in eine Kirche, wo er auf furchtbare Weise mißhandelt wurde, und dann in einen Kerker. Aus diesem wurde er durch einen treuen Kämmerling gerettet; endlich erschien ein Fränkischer Graf, der ihn in Schutz nahm, und unter starker Bedeckung nach Spoleto führte. Die Sache ward an Karl berichtet, und dieser befahl sogleich, den Papst zu ihm nach Sachsen zu führen. So kam denn derselbe in Paderborn an, und ward von dem Könige und allem Volke mit größter Ehrerbietung empfangen. Karl versprach ihm alle mögliche Genugthuung, und sandte ihn unter einer zahlreichen Begleitung zurück. Im Herbste des folgenden Jahres (800) machte er sich selbst auf, und hielt in Rom in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, in der er selbst als Schutzherr des Päpstlichen Stuhls den Vorsitz führte, strenges Gericht über die Rebellen. Bald darauf wurden seine Franken, und vielleicht er selbst, höchst seltsam überrascht. Am ersten Weihnachtstage nämlich, als er, nicht in seinem gewöhnlichen Fränkischen Waffenrocke, sondern in der Kleidung eines Römischen Patricius, am Altar der

---

demselben Jahre (796) kam ein Chan der Avaren, Tudun, nach Aachen, ließ sich taufen, und schwur Karl Treue. In der Folge bewog derselbe Tudun die Avaren zwar zu einem Aufstande, aber sie erlagen wiederum den Fränkischen Waffen, und das Volk war in diesen Kriegen so zusammengeschmolzen, daß es allmählig ganz verschwand.

Peterskirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise sein Gebet zu verrichten, trat plötzlich der Papst zu ihm, und setzte ihm eine Krone auf, worauf das ganze Volk dreimal laut und freudig rief: Karolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg. Der Papst fügte hierauf nach alter Weise die sogenannte Adoration *) hinzu, und allenthalben wurde der neue Römische Kaiser mit dem Ausrufe Imperator und Augustus begrüßt.

Karl soll, nach Eginhards Bericht, nachher geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage lieber nicht in die Kirche gegangen. Indeß ist es kaum glaublich, daß die Sache selbst ganz unverabredet gewesen seyn sollte. Genug, Karl der Große war nun Römischer Kaiser. An äußerer Macht und Besitz von Ländern gewann er dadurch eigentlich nichts, nicht einmal in der Stadt, die seiner neuen Würde den Namen lieh, vielmehr scheint er die weltliche Gewalt in Rom mit dem Papste getheilt zu haben. Dennoch wäre es ganz irrig, in dieser Erwerbung nichts zu sehen, als den eitlen Prunk eines höhern Titels. Das Reich der Römer im Abendlande wurde allerdings nicht in seinen alten Grenzen, sondern nur dem Namen nach wiederhergestellt; aber auch dieser Name flößte selbst den Barbaren, die es gestürzt, noch immer Ehrfurcht ein. Eine dunkle Kunde von der Macht der alten Römischen Imperatoren über alle Lande, von der Kaiser Augustus und Constantinus Herrlichkeit, verknüpfte mit dem Kaisertitel in den Gemüthern die Vorstellung von der ersten weltlichen Gewalt unter den christ-

*) D. i. er berührte mit der einen Hand seine Lippen, mit der andern die Hand des Gekrönten und neigte sich gegen ihn.

lichen Völkern, so wie vom obersten Schutze der Kirche, und verlieh dem erneuerten Throne einen Glanz, der ihn hob und befestigte. Deswegen war es auch kein ganz leerer Rangstreit, wenn der Griechische Hof zu Constantinopel über diese Ansprüche des Frankenkönigs an eine Würde, die nach seiner Meinung nur ihm gebührte, die höchste Eifersucht zeigte *). Auch ließ sich Karl jetzt von allen seinen Unterthanen, Geistlichen und Weltlichen, einen neuen Eid schwören, wobei er dringend einzuschärfen befahl, daß dieser Schwur von der größten Wichtigkeit sey.

Karl hielt sich noch über ein Vierteljahr in Rom auf, wie er denn überhaupt gern in dieser, trotz allen Verwüstungen noch immer schönen Stadt verweilte. Er schrieb darüber einst an seinen, bald näher zu erwähnenden, Freund Alcuin zu Tours, der eine Reise dahin mit zu machen ausgeschlagen hatte, er könne nicht begreifen, wie man dem goldenen Rom die Strohdächer von Tours vorziehen könne. Man kann sich daraus einen Begriff von dem Unterschied damaliger Fränkischer Städte von den Italienischen machen. Um dieselbe Zeit eroberten die Franken auf einem Zuge nach Spanien Barcelona, und sogar die Balearischen Inseln wurden von ihnen besetzt.

---

*) Damals war die oben (S. 136.) erwähnte Verbindung zwischen Karl und Irene im Werke, deren indeß nur Byzantinische Geschichtschreiber gedenken. Vielleicht dachte Karl auf diese Weise allem Streit mit den Griechen ein Ende zu machen, die sich ihm auch schon früher, durch Unterstützung der Bewegungen in Benevent, feindselig gezeigt hatten. Irenens Nachfolger, Nicephorus, weigerte sich beharrlich, Karl als Kaiser anzuerkennen, und nach einigen Jahren brach über den Besitz von Venetien und Dalmatien offener Krieg aus, welcher indeß im Jahre 810 durch einen für die Griechen vortheilhaften Frieden geendet ward. Auch gab nach dem Tode des Nicephorus sein Nachfolger Michael Karln den Titel Basileus oder Kaiser.

Nach einem mehr als dreißigjährigen Kriege waren die Sachsen des unaufhörlichen Kämpfens müde, und geneigt, die Vorschläge des Kaisers anzuhören, da auch dieser nicht mehr auf unbedingter Unterwerfung bestand. Daher kam im Jahre 803 zu Seltz der Friede zu Stande. Die Sachsen erkannten Karl als ihr rechtmäßiges Oberhaupt, und wurden als Christen den Franken ganz gleichgestellt. Sie versprachen, den Bischöfen und Grafen Gehorsam zu leisten, und ihnen dasjenige zu entrichten, was ihnen bei den Franken gegeben würde. Dagegen sollten sie von allem Tribut befreit und nur nach ihren eigenen Rechten gerichtet werden. Es ward in ihrem Lande manche Burg und mancher Bischofssitz angelegt, aus denen nachher große Städte entstanden sind, z. B. Magdeburg und Halle, die Bisthümer Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim. Für den Unmuth, den die Betrachtung dieser so langen, hartnäckigen und blutigen Kriege einflößt, entschädigt uns bald die erfreuliche Erscheinung, daß daraus zuletzt doch die wohlthätigsten Folgen für das Land hervorgegangen sind. Die Sachsen wurden bald ihrer Wildheit entrissen, und nun eben so fromme Christen, als sie vorher hartnäckige Feinde dieser Religion gewesen waren, ohne daß der unverfälschte Deutsche Sinn, Fleiß, Biederkeit und Treue darum bei ihnen verloren gegangen wären. Die Einverleibung des Sachsenlandes gab dem Frankenreiche in den Normannen oder Dänen unruhige und feindselig gesinnte Nachbarn. Ihr trotziger Fürst Gottfried, der Südjütland beherrschte, fiel die Obotriten an; Karl sandte den Letzteren, seinen Verbündeten, Hülfe, doch endeten die Unruhen erst, als Gottfried von den Seinen erschlagen ward. Da wurde Friede (811), und die Eyder zur Grenze zwischen beiden Nationen bestimmt.

So viele Eroberungskriege erforderten mehr Streitkräfte, als die Vasallen stellten, daher mußte unter Karl außer diesen auch jeder Freie, der nicht schon als Lehnsmann auszog, unter seinem Grafen und dessen Hauptleuten und Centenarien *), sobald das Aufgebot zur Heerfolge (Heerbann) erging, erscheinen. Wer nicht kam, bezahlte Strafe. Da aber nicht jeder Freie die Kosten der Ausrüstung tragen konnte, so war festgesetzt, daß er nur dann in Person zu erscheinen brauchte, wenn er ein Landeigenthum von einer gewissen Größe besaß; von den Ärmeren traten Mehrere zusammen, und rüsteten gemeinschaftlich einen Krieger aus. Bei der Ausführung dieses Gesetzes fand, wie es in der Natur der Sache liegt, große Willkühr von Seiten der Grafen Statt. Sie schonten ihre Hintersassen so viel als möglich, und wälzten dagegen die Last des Heerbannes vorzüglich auf die gemeinen Freien. Daher traten viele der letzteren, um Schutz gegen diesen Druck zu gewinnen, in die Dienstpflichtigkeit, oder wol gar in die Hörigkeit**) des Grafen, oder anderer weltlichen Großen, oder der Kirche, indem sie ihnen ihr freies Eigenthum übertrugen, und es von ihnen als Beneficium zurückerhielten. Solche Besitzungen hießen in der spätern Sprache aufgetragene Lehen (feuda oblata). Dadurch hat sich besonders die Zahl der kleinen freien Landbesitzer, die noch von keiner Lehnsunterwürfigkeit wußten, immer mehr vermindert. Karl suchte zwar diesem Übel durch Gesetze zu

---

*) Die Centenarien oder Centgrafen standen an der Spitze der Unterabtheilungen der Gaue, Centen oder Hunderde genannt.

**) Die Hörigkeit umfaßte die verschiedenen Stufen der Unfreiheit, welche zwischen der bloßen Zinspflichtigkeit und der Leibeigenschaft in der Mitte liegen.

steuern, aber sie waren unzulänglich, und der Geist der Zeit, der sich überall zur Lehnsverfassung hinneigte, mächtiger.

Indeß that Karl Alles, um dieser, so wie anderer Willkühr seiner Beamten und der Bedrückung des Volks durch die Vornehmen zu steuern. Herzoge mit solcher Macht und Bedeutung, wie die der Baiern, Allemannen u. s. w. gewesen waren, die der königlichen Macht und der Ruhe des Staats so leicht gefährlich werden konnten, gab es jetzt im Fränkischen Reiche nicht, und die Grafen standen überall unmittelbar unter dem Könige. Damit diese aber nicht ungebunden handeln könnten, was sonst in einem so weitläufigen Reiche leicht eingerissen wäre, machte er die treffliche Einrichtung, sie unter die besondere Aufsicht eigener Abgeordneten, Sendgrafen (missi dominici) genannt, zu stellen. Diese bereis'ten alljährlich ihren aus mehreren Gauen bestehenden District (missaticum), um die Grafen und Centenarien in allen ihren Verrichtungen zu beaufsichtigen, und besonders auch auf die Ausführung der Heerbanns-Verordnungen zu sehen. Zu diesem Ende hielten sie viermal im Jahre und an verschiedenen Orten Provinzialversammlungen. Auf den Reichsversammlungen statteten sie ihre Berichte ab, und so wurde der Zustand der Provinzen eben sowol Gegenstand der Berathung mit den Reichsständen, als die allgemeinen Staatsangelegenheiten. Solcher Versammlungen wurden jährlich zwei gehalten. Bei der ersten, die im Frühling Statt fand, in Verbindung mit dem Maifelde (welches schon Pipin der Kleine an die Stelle des alten Märzfeldes gesetzt hatte), erschienen die Bischöfe und Äbte, und von den weltlichen Vasallen alle die, welche Hof- und Staatsbeamte waren; bei der zweiten, im Herbste, nur die Vornehmsten und die Räthe des Königs. Die Gegenstände der Berathung wurden den

Ständen vom Könige gegeben. War die Berathung geendet, so legten sie ihm das Ergebniß derselben vor, und wenn es die königliche Bestätigung erhalten hatte, wurde es als Gesetz (Capitulare genannt) ausgefertigt.

Den Geistlichen bezeigte Karl große Achtung; er erkannte die große Wichtigkeit derselben für die religiöse und wissenschaftliche Bildung seiner Völker, nicht minder als für den Staat, wo sie die Einzigen waren, welche den König gegen die emporstrebende Gewalt der trotzigen Vasallen unterstützen konnten. Darum vermehrte er ihr Ansehen, ihre Vorrechte und ihre Reichthümer. Zu diesen Begünstigungen der Geistlichkeit gehörten besonders die Gesetze über den Zehnten. Schon lange hatten die Bischöfe die Laien ermahnt, den zehnten Theil vom Ertrage ihrer Güter alljährlich an die Priester abzutragen, weil Gott es im alten Testamente ausdrücklich befohlen habe, aber ohne Erfolg, wenigstens ohne allgemeinen. Erst Karl war es, der diese in Anspruch genommene Verpflichtung zu einem förmlichen Gesetze erheben ließ, und nicht einmal die königlichen Kammergüter davon ausgeschlossen wissen wollte. Indeß fand sich bei den Großen sowol, als beim Volke anfangs wenig Geneigtheit zur Entrichtung dieser Abgabe. Besonders schien sie den Sachsen eine Einbuße an ihrer Freiheit, und trug nicht wenig dazu bei, sie gegen das Christenthum so halsstarrig zu machen *). Daher brachten die Priester die Sage unter das Volk, der Teufel fresse Denen die Ähren aus, die den Zehnten nicht bezahlten. Übrigens wurde verordnet, daß die Armen von der Kirche einen bestimmten Theil des Zehnten zu empfangen hätten. Daß die Begünstigung der Geistlichen bei

*) Decimae Saxonum subverterunt fidem, schreibt Alcuin.

Karl indeß ihre sehr vernünftigen Grenzen gehabt hat, kann schon aus folgenden Fragen hervorgehen, die er ihnen einmal zur Beantwortung vorlegte: „Wie weit ist es einem Bischof oder Abt erlaubt, sich in weltliche Dinge zu mischen? und wie weit einem Grafen oder andern Laien, in Kirchensachen? — Was für Dinge verspricht ein Christ in der Taufe, und welchen entsagt er? — Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Versprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menschen durch Geld zu Meineiden und falschen Zeugnissen verführt? — Wo steht geschrieben, daß jemand wider Willen zum Geistlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommts der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tüchtigkeit seiner Untergeistlichen sieht, und sich mehr um ihr Singen als um ihren Lebenswandel bekümmert? Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommener Sänger seyn, wenn er nur kein schlechtes Leben führt. Reine und edle Sitten sind ja doch das Erste am Menschen! ꝛc."

Wie weitberühmt Karls des Großen Name schon unter den Zeitgenossen war, zeigen die Gesandtschaften, welche die Araber aus Asien, Africa und Spanien an ihn schickten, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der berühmte Chalif Harun al Raschid (unten II., 2.) machte ihm ein Geschenk mit den kostbarsten Indischen Gewürzen und mit Morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Schlaguhr merk=

würdig ist, als ein Beweis des mechanischen Kunstfleißes der damaligen Araber. Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte, und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an selbst aufspringenden Thüren zeigten, kund that. Ein Emir schickte einen der größten Elephanten nach Aachen, der nicht geringeres Aufsehen machte. Karls Gegengeschenke bestanden in trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und anderen Weberarbeiten, worin die Fränkischen und Friesischen Frauen sehr geschickt waren. Zu seinem Gesandten nach Persien brauchte er einen Juden, Namens Isaak.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie Karl alle seine großen Kriegsthaten für gering achtete gegen die Bemühung, seiner Völker Geist und seinen eigenen durch Wissenschaft auszubilden. Das schöne Vorbild der alten Römerwelt, das er noch in den Trümmern jener majestätischen Stadt ehrte, ließ ihn nicht rasten. In Rom hatte er einen Englischen Mönch, Namens Alcuin, kennen gelernt, der auf allen damals angebauten Feldern der Wissenschaften bekannt gewesen zu seyn scheint. Er zeichnete sich besonders durch die Gabe aus, seine vielfachen Kenntnisse auf eine die Zuhörer anziehende und befriedigende Weise mitzutheilen. Dadurch gefiel er dem Könige so sehr, daß er ihn mit nach Deutschland nahm, zum Lehrer seiner Söhne, Karl, Ludwig und Pipin. Bald darauf ward ihm ein liebenswürdiger, wißbegieriger Knabe, Namens Eginhard, aus dem Odenwalde gebürtig, bekannt, den er seinen Söhnen, als einen Sporn zur Nacheiferung zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohlthäters Leben in ziemlich gutem Latein beschrieben hat. Noch einen andern Jüngling von seinem

Geiste gewann Karl zu dem schönen Bunde, den glücklichen Angilbert, dem er eine geistliche Stelle an seinem Hofe gab, und mit seltener Güte bald darauf dieselbe in einen weltlichen Ehrenposten verwandelte, als, wie erzählt wird, die schöne Bertha, Karls liebste Tochter, ihm heimlich ihr Herz geschenkt, und ihn von dem guten Vater sich zum Gemahl erbeten hatte. Etwas Ähnliches, aber noch weniger verbürgtes, wird vom Eginhard erzählt: daß nämlich eine andere von Karls unehelichen Töchtern, Emma, ihn eines Abends auf ihren Schultern über den Schloßhof getragen, damit nicht die männliche Spur im Schnee den unerlaubten Besuch verriethe; daß aber der alte Kaiser selbst am Fenster dem seltsamen Auftritt zugesehen, und die Liebenden nach einer harten Strafrede ehelich vereinigt habe.

Der große Mann war, so oft seine Zeit es erlaubte, in den Unterrichtsstunden zugegen, welche Alcuin seinen Söhnen gab, und lernte selbst noch von ihm. Latein sprach er fertig, im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Bei seiner großen Thätigkeit hatte er doch noch Zeit zum Lesen übrig. Besonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredten Fluß er nicht genug bewundern konnte. „Ha! rief er einst voll edlem Eifer aus, wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte." Worauf Alcuin erwiederte: „Der Schöpfer Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, und du verlangst ihrer zwölfe!"

In dem gelehrten Verein, welchen diese und andere am Hofe lebende ausgezeichnete Männer bildeten, verläugnete Karl durchaus den Kaiser. Er ließ sich David nennen, Alcuin hieß Flaccus, Angilbert Homer rc. Hier besprach man sich über die Ausbildung der Muttersprache, es wurden ältere Deutsche Heldenlieder gesammelt, eine

Deutsche Grammatik versucht, Deutsche Namen für die Monate und Winde erfunden, und über die Erziehung des Volks und besonders der Geistlichen berathschlagt. Karl gab den geschickten Männern allein die besten Pfründen, und legte Kloster= und Stiftsschulen an, in welchen Lesen, Schreiben und Christenthum gelehrt wurde, und für die Geistlichen auch höhere Wissenschaften. Die Schule zu Tours, welcher Alcuin als Abt vorstand, hat lange ihren Ruf behalten. Auch Paris, Soissons, und viele Deutsche Klöster hatten gute Schulen. Karl ließ sich die Bildung der Geistlichen so angelegen seyn, daß er ihnen in ihren eingesandten Berichten eigenhändig die Sprachfehler verbesserte. Um der Schwachen willen ließ er eine Anzahl Predigten aus den besten Griechischen Kirchenlehrern übersetzen. Ferner ermahnte er die Mönche zum Bücherabschreiben, und sammelte selbst eine Bibliothek, welche auf seinen Befehl nach seinem Tode zum Besten der Armen verkauft wurde.

Eine eigene Schule richtete er an seinem Hofe ein, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niederen, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in die Schulstube und ließ die Schüler prüfen. Die geschickten mußten alle auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seite treten, und hier fand sich, daß die Letzteren gerade die Vornehmen waren, und fast nur diese. Darauf wandte er sich zu den fleißigen aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei, und werdet immer vollkommner. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr, Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm

dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben; ich sage euch — und dabei hob er seine Rechte drohend empor — bei Gott, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!"

Er ließ ferner geschickte Männer aus Italien und Griechenland kommen, und gab ihnen einträgliche Bisthümer, damit sie nur den Schulen überall recht aufhelfen sollten. So setzte er zwei gelehrte Griechen nach Salzburg und Regensburg, und der Papst mußte ihm Orgelspieler und Sänger schicken, die einen ordentlichen Kirchengesang einrichteten. Aber die plumpen Franken stellten sich eben so ungeschickt zum Singen, wie zum Schreiben an. Die Italiener verglichen den Fränkischen Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere und ihre Triller mit dem Gerumpel eines Lastwagens auf einem Knüppeldamm, und Alcuin klagt oft in seinen noch übrigen Briefen, daß er so äußerst wenig ausrichten könne, und mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe.

Welche eiserne Geduld gehörte dazu, sich durch solche Hindernisse nicht abschrecken zu lassen! Aber Karl sparte keine Ermunterung und keine Belohnung, und wußte auch mit den Schwachen nachsichtig zu verfahren. Einst mischte sich ein fremder Geistlicher, der nicht wußte, daß Karl Niemanden, der nicht den Gesang verstand, auf dem Priesterchore litt, in diese Reihe. Da er nun gar nicht singen konnte, so schwieg er beschämt. Da gab ihm der Vorsänger eine Erinnerung mit dem Stabe, und nun waren Aller Augen auf den armen Mann gerichtet. In der Angst machte er sogleich alle Geberden eines Singenden mit, gab

aber keinen Laut von sich, und machte dadurch fast alle Mitsänger zu lachen. Der Kaiser allein behielt seine gewöhnliche Ernsthaftigkeit, ließ den Mann nach geendigter Messe zu sich kommen, und schenkte ihm, da er von dessen Armuth hörte, noch ein Pfund Silbers für seine ausgestandene Angst.

Es ist höchst unterhaltend, einen großen Mann auch in seinen geringen Beschäftigungen zu betrachten, und zu sehen, wie es das nehmliche Licht ist, das ein kleines Zimmer und draußen die ganze Welt erleuchtet. Es war dieselbe Thätigkeit, mit welcher Karl Heere anführte und Schulübungen durchsah, Gesetze für große Völker ersann, und Griechische Vocabeln lernte. Für Alles schien er geboren, und alle Meister übersah er. Wenn er nach Hause kam, ließ er sich die Wirthschaftsrechnungen vorlegen, wo Alles, bis auf die Anzahl der Eier eingetragen seyn mußte überzählte Einnahme und Ausgabe, rechnete seinen Güterpächtern nach, machte Bauanschläge, als wäre er nichts als ein Landwirth. Seine Verordnungen über den Landbau, besonders sein Gesetz über die Meiereien werden von Kennern als ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Einsichten in die Landwirthschaft gepriesen.

Seine Bauten waren zahlreich und sehr bedeutend. An mehreren Orten ließ er prächtige Paläste oder Reichspfalzen aufführen, unter welchen die zu Aachen, Ingelheim und Nimwegen die berühmtesten sind. Denn einen festen Wohnsitz hatte Karl nicht, am liebsten aber wohnte er auf seinen Schlössern in den Rheinlanden und vorzüglich zu Aachen, wo er, außer jenem Palaste, der Mutter Gottes zu Ehren eine Kirche bauen ließ, welche Eginhard als ein Gebäude von bewundernswürdiger Schönheit be-

schreibt. Ferner ließ er Dörfer und Klöster anlegen, Sümpfe austrocknen und Wälder ausrotten. Eben so ward Anderen das Bauen dringend empfohlen und vorzüglich den Bischöfen ans Herz gelegt, die Kirchen ihres Sprengels in baulichem Stand zu erhalten. Die Mönche bauten selbst, schon weil die Regel des heil. Benedict ihnen neben Andacht und Beten Handarbeit gebot, und weil sie allein im Besitz der an sich freilich sehr geringen, aber in Vergleich mit der Unwissenheit der Weltlichen immer etwas bedeutenden, mathematischen Kenntnisse jener Zeit waren. Zur Beförderung des Handels wollte Karl einen Canal graben lassen, welcher die Rednitz mit der Altmühl, folglich den Main mit der Donau, folglich die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbinden sollte. Dadurch wäre eine Wasserverbindung zwischen Constantinopel — damals dem Hauptsitze des den Orient und Occident verbindenden Handelsverkehrs — und dem Herzen der Fränkischen Staaten zu Stande gekommen. Aber vergebens ward einen ganzen Sommer an dem kühnen Werke gearbeitet, das häufige Regenwetter spülte das Ausgegrabene wieder ab, und bei den mangelhaften Anstalten und unvollkommenen Werkzeugen mußte die Fortsetzung der Arbeit unterbleiben.

Es wird den Lesern willkommen seyn, einiges von dem Äußern des großen Mannes hier zu finden. Wir wollen Eginhard reden lassen. Von Körper, sagt er, war Karl der Große voll und stark, vom Wuchs erhaben, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, die Miene heiter und fröhlich, die ganze Gestalt, sitzend und stehend, voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und

kurz, und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diese Fehler. Sein Gang war fest, die ganze Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewol der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den vier letzten Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eigenen Einfällen mancherlei, doch nichts auf den Rath der Ärzte, versuchte. Denn diese haßte er, weil sie ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise, verboten. Seine Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen Anderen zuvorthat. Er baute auch vorzüglich wegen der Nähe der Bäder den Palast zu Aachen, und lud jedermann zum Baden ein, daher man oft mehr als hundert Badende beisammen sah. Er bediente sich stets der Fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt), darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Panzer von Fischotterhäuten. Sein Oberkleid war ein kurzer Venedischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bei feierlichen Gelegenheiten auch wol, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Die ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange Römische Tracht angelegt. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast in nichts von den Gemeinen unterschieden; im Essen und Trinken mäßig, vorzüglich im letztern, und Trunkenheit war ihm

ein Abscheu. Gastereien waren selten, nur bei feierlichen Gelegenheiten; dann aber liebte er, recht viel Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer den Braten, welche die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Während der Mahlzeit ward irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders die vom Gottesstaate. Nach Tische ruhete er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier bis fünfmal, nicht bloß durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wol Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern, und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrücken. Er ließ sich Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialektik halten, und viel Zeit verwendete er auf Sternkunde und Sterndeutung. Er versuchte auch das Schreiben, und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, damit er in müßigen Stunden seine Hand üben konnte. Aber die zu spät angefangene Kunst wollte nicht recht gelingen. Die Religion ehrte er tief im Herzen; die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf seine eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Ägypten und Africa, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von nothleidenden Christen hörte; und vorzüglich deshalb nur unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit seine Wohlthaten den armen Christen in ihren Staa-

ten desto sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte fast zu seinen Lieblingsstudien, sein angebetetes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und emporzuheben. Kraft seines Testaments wurden zwei Drittel seines gesammten Schatzes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten, gleichmäßig als Almosen an die Geistlichen in den ein und zwanzig Metropolitanstädten seines Reichs vertheilt, so daß der Metropolitan für seine Kirche den dritten Theil, und seine Unterpfarrer die beiden anderen Theile erhielten. Die Städte waren Rom, Ravenna, Mailand, Friaul, Grado, Köln, Mainz, Salzburg, Rouen, Trier, Sens, Besançon, Lyon, Rheims, Arles, Vienne, Tarascon, Yverdun, Bordeaux, Tours und Bourges. Unter den Kostbarkeiten waren drei schöne, massive silberne Tische, auf deren einem die Gestalt der ganzen Erde, so wie auf dem andern eine Abbildung von Rom und Constantinopel gearbeitet war. Sie wurden den Kirchen zu Rom und Ravenna geschenkt. — So weit Eginhard.

Karl hatte den Schmerz, von seinen drei Söhnen, unter welche er bereits sein ganzes Reich getheilt hatte, noch vor seinem Tode zwei, Karl und Pipin, sterben zu sehen. Der übrig gebliebene Ludwig, König von Aquitanien, blieb also sein einziger Erbe. Karl übernahm, als hätte er die künftigen Anmaßungen der Päpste geahnet, auf einem Reichstage zu Aachen das Geschäft der Krönung selber (813). Er unterredete sich mit seinen Großen, ermahnte sie, seinem Sohne allezeit treu zu bleiben, und fragte sie, vom Größten bis zum Kleinsten, ob er sein Vorhaben ins Werk richten solle. Sie antworteten einmüthig: Gott wollte es also haben. Karl ging demnach an einem

Sonntage (16. November) im kaiserlichen Ornat in die Kirche, und nachdem er sein Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in Allem zu halten, für die Kirche Sorge zu tragen, und sie gegen boshafte Menschen zu schützen, sich gegen seine Schwestern und jüngeren (außerehelichen) Brüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, Keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursach und Untersuchungen zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu verhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?“ fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es. „Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen.“ Er thats vor allem Volke. Der Vater beschenkte ihn hierauf herrlich, und schickte ihn, nach einem unter vielen Thränen genommenen Abschied, nach Aquitanien, seiner Provinz. Das war das letzte Mal, daß er ihn gesehen.

Im Januar 814 verfiel der zwei und siebzigjährige Greis in ein heftiges Fieber, das mit Seitenstechen verbunden war. Er wollte sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten heilen, allein die erschöpfte Natur hatte keine Hülfe mehr. Er starb am 28sten, nachdem er sich noch den Tag vorher mit der Verbesserung einer biblischen Handschrift beschäftigt hatte*). Unter allgemeinem Weh-

*) Eginhard ermangelt nicht, die Vorzeichen anzugeben, die des Kaisers nahen Tod deutlich vorherverkündigt haben sollen, als, häufige Finsternisse, der Einsturz des bedeckten Ganges zwischen dem Schlosse und der Kirche zu Aachen, das gänzliche Abbrennen

klagen des Volks ward er in der von ihm erbauten Kirche zu Aachen beigesetzt, in einer Gruft, wo sein Leichnam ruhte bis auf Kaiser Friedrich I., der ihn in ein prächtigeres Grab legen ließ, und es zugleich bei den Päpsten bewirkte, daß der durch so viele Thaten große und unvergeßliche Held und Gesetzgeber auch zu den Helden der Kirche gezählt, und unter die Zahl der Heiligen gesetzt ward.

---

der schönen, neuen Rheinbrücke bei Mainz, an welcher zehn Jahre lang gebaut worden war rc.

# Mittlere Geschichte.

## Zweiter Zeitraum.

### Von Karl dem Großen bis auf Gregor VII.

814 — 1085.

## 1. Einleitung.

Wir haben im vorigen Zeitraum, seit dem Umsturz des alten Römischen Kaiserthums im Abendlande, eine Reihe großer Begebenheiten, von großen Männern herbeigeführt, gesehen. Eine neue Ordnung der Dinge ist begonnen. Man erkennt jetzt schon deutlich den Plan der Vorsehung, durch die Germanen eine ganz frische Blüthe der allgemeinen Menschheitsentwickelung heraufzuführen. Von derselben Heimath ausgehend, und dieselbe Gesinnung und Sitte in die Fremde tragend, zeigten sie in den Anfängen dieser Entwickelung doch schon bedeutende Verschiedenheiten, theils durch den großen Gegensatz des rein Germanischen und des Romanischen Wesens, theils innerhalb des letztern nach der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme und der Länder, wo sie sich niedergelassen hatten. In der neuen, jetzt beginnenden Periode werden wir diese Verschiedenheiten durch die Trennung des großen Frankenreiches in besondere Staaten noch entschiedener hervortreten sehen. Doch blieb dem Germanischen Europa in der Denkweise und der ganzen Gestaltung des Lebens Vieles gemeinsam, und die geistigen Fäden, welche Kirche und Papst durch das Ganze

zogen, waren ein vorzügliches Beförderungsmittel dieser Einheit. Noch kennen wir den Papst nur als allgemein anerkannten ersten Bischof in den Abendländischen Kirchen, unter Fränkischer Oberherrschaft. Von nun an werden wir ihn von dieser Oberherrschaft sich allmählig loswinden, mit seinen ehemaligen Oberherren selber kämpfen und sogar siegen, wir werden ihn zum wahrhaft monarchischen Oberhaupte der Abendländischen Kirche hinansteigen sehen. Derjenige Papst, der, bloß durch die Macht der Meinung, zuerst das Oberhaupt des Deutschen Reiches unter seine Füße warf, und die geistliche Weltherrschaft gründete, war Gregor **VII.** Ein so merkwürdiger Mann macht wol Epoche in der Weltgeschichte. Mit ihm wird daher mit Recht dieser zweite Zeitraum des Mittelalters, den man den Zeitraum der reifenden Papstherrschaft nennen kann, beschlossen werden.

Ehe wir die Geschichte dieser Bestrebungen und der daneben fortgehenden Entwickelung der einzelnen Staaten wieder aufnehmen, wollen wir erst das Zerfallen der Chalifenherrschaft und die Reste des Oströmischen Kaiserthums durch diesen Zeitraum begleiten.

---

## 2. Die Araber.

Unter den ersten Chalifen aus dem Hause Abbas entwickelte sich ein großer Glanz innerhalb des Arabischen Reiches, wenn es an Spannkraft auch schon eingebüßt und durch die Losreißung Spaniens an Länderumfang schon verloren hatte. Der Bruder und Nachfolger des Abul Abbas (oben S. 121.), Al Mansur (754—775) gründete in der Nähe des alten Ktesiphon einen neuen Herrschersitz, Bagdad, welches sich schnell zu einer Stadt von ungemeiner

Größe, unermeßlicher Bevölkerung, großer Pracht und Wohlhabenheit erhob. Harun al Raschid, Al Mansurs Enkel, der fünfte Abassidische Chalif (786—809), regierte mit so vielem Ruhme, daß er in den morgenländischen Erzählungen und Mährchen als das Ideal der Macht, Weisheit und Glücksfülle eines Herrschers erscheint. Er that inneren Empörungen kräftigen Einhalt, und als der Griechische Kaiser Nicephorus es sich beigehen ließ, mit lächerlichem Stolze die Rückzahlung der Summe, für welche Irene den Frieden erkauft hatte, zu fordern, machte Harun den Griechen die Kraft der Saracenischen Waffen in mehreren siegreichen Feldzügen von neuem fühlbar, und zwang Nicephorus, einen jährlichen Tribut zu versprechen.

Indeß war der Krieg nicht mehr die herrschende Leidenschaft der Araber; es verbreitete sich die Neigung zu den Beschäftigungen und Künsten des Friedens. Der Gewerbfleiß blühte auf, der Handel erhielt Umfang und Bedeutung; Bagdad, Balsora, Damaskus wurden große Waarenniederlagen und Stapelplätze, welche die Reichthümer der östlichen Welt empfingen und vertheilten. Auch Geschmack an den Wissenschaften fand sich ein. Der großen Liebe der Araber für die Poesie ist schon oben Erwähnung geschehen. Diese Poesie ist eine durchaus nationale, und so wenig erst durch den Islam geweckt, daß vielmehr ihr goldenes Zeitalter noch vor Mohammed fällt. Sie ist ganz lyrischer Natur; die epische und dramatische Gattung sind den Arabern fremd geblieben. Sie stand in der genauesten Berührung und Wechselwirkung mit dem Leben, jede merkwürdige That, jede lebhafte Empfindung wurde zum Gedicht *). Diesem Strome der Poesie war

*) „Ein ungemein treues und lebhaftes Bild geben alle diese

die blinde Bewunderung und Verehrung des Koran nicht günstig, und noch weniger das Waffengeräusch unter den ersten Chalifen, und als die Dichtkunst sich unter den Abbassiden wieder erhob, nahm sie einen andern Charakter an. Die Dichter waren Schmeichler des Hofes und der Großen geworden, und die natürliche Genialität der älteren Sänger machte zum Theil einer gelehrtern und gesuchtern Manier Platz *). Die aus dem Arabischen übersetzten, in der bekannten Sammlung, Tausend und Eine Nacht, in Europa allgemein verbreiteten und berühmten Mährchen, sind, wie die Kenner der orientalischen Litteratur jetzt annehmen, großentheils nicht Arabischen, sondern, und zwar die phantasiereichsten derselben, Persischen Ursprungs.

Die Wissenschaften waren den älteren Arabern, so lange sie nicht mit anderen Völkern in Berührung traten, ganz fremd, und wenn unter den beiden ersten Chalifendynastien die einheimische Poesie in den Hintergrund trat, so war an Beschäftigung mit fremden Geistesproducten noch weniger zu denken. Diese Chalifen waren aus Religionsfanatismus Verächter der Gelehrsamkeit, sie suchten den Inbegriff aller Weisheit im Koran. Die Abbassiden dagegen sahen den Werth wissenschaftlicher Kenntnisse für

---

Gedichte von den volksthümlichen Naturverhältnissen der Araber, in deren engen Kreisen sie sich bewegen. Die vom heißen Sonnenstrahl geglühten Sandwüsten und Steppenstriche mit ihren Nomadenzügen, Karavanenfahrten, weidenden Heerden, den Kämpfen gegen wilde Thiere und feindliche Stämme; die steten Begleiter des Nomaden, das Kameel, das Pferd, das Schwert und die Lanze treten uns in eben diesen Gedichten entgegen, sie mögen nun von Liebe oder Rache, oder Freigebigkeit und Gastfreundschaft, oder Stammesehre und Kriegsruhm singen." Gesenius in der allgem. Encyklop. von Ersch und Gruber Th. V. S. 61.

*) Gesenius das. S. 62.

das Leben ein, und wurden daher Beförderer derselben. Schon Al Mansur und Harun al Raschid, erwarben diesen Ruhm, vorzüglich aber der siebente der Chalifen dieses Hauses, Al Mamun (813—833). Auf die Ermunterung dieser Fürsten, und besonders des letztern, wurden die Schriften berühmter Griechen, namentlich des Aristoteles, Euklides, Ptolemäus, Hippokrates, Galenus, ins Arabische übersetzt, und diese Schriftsteller wurden nun Quellen und Führer der Araber in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Um die Liebe der Litteratur noch mehr zu wecken und anzuregen, legte Al Mamun eine Akademie in Bagdad an, und wohnte selbst den Versammlungen und Verhandlungen der Gelehrten bei. Auch in Bassora, Kufa und Bochara gründete er höhere Schulen, und ließ Bibliotheken sammeln. Mehrere seiner Nachfolger und die Fürsten anderer Arabischen Dynastien traten in seine Fußtapfen. Ein Hauptsitz der Arabischen Litteratur wurde auch Spanien (vergl. unten Abschn. 30.), und blieb nicht ohne Einfluß auf das damit in so naher Berührung stehende christliche Europa, so daß die Scholastiker ihren lateinischen Aristoteles sogar größtentheils aus den Arabischen Übersetzungen der dortigen Gelehrten genommen haben. Außer der Philosophie beschäftigten sich die Araber, wie man schon aus der Anführung jener Griechischen Schriftsteller schließen kann, besonders mit Mathematik, Sternkunde und Arzneiwissenschaft. Die nach ihnen genannten Ziffern sind durch sie zu den Europäern gekommen, aber ihr Ursprung ist Indisch (Th. I. S. 35.), und daß die Algebra eine Erfindung der Araber sey, weil der Name ihrer Sprache angehört, hat man zu voreilig geschlossen. In der Arzneikunde bestehen ihre größten Verdienste in der Auffindung neuer chemischer und pharmaceutischer Zusammensetzungen. Die Chemie soll über-

haupt eine Erfindung ihrer Gelehrten seyn, aber etwas Gewisses weiß man über den Ursprung dieser Kunst gar nicht. Die Araber, welche auch in ihrer Neigung zur Astrologie eine große Vorliebe für geheime Künste zeigten, beschäftigten sich mit der Chemie vorzüglich in der Hoffnung, das Geheimniß des Goldmachens, welches durch das ganze Mittelalter bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein so viele Köpfe und Hände in Bewegung gesetzt hat, aufzufinden, und diesen mannigfaltigen Versuchen, Metalle und andere Stoffe zu scheiden und zu verbinden, verdankt die Wissenschaft manche nützliche Erfindung. Im Allgemeinen finden wir die Araber in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, als Schüler und Nachtreter der Griechen, ohne Originalität und eigenen Schwung. Für die herrlichen Formen, welche diese ihre Meister den schönen Redekünsten gegeben, blieb ihr Sinn verschlossen; und die Geschichtschreibung, die mit großer Neigung getrieben ward, und in der Arabischen Litteratur den größten Raum einnimmt, erhob sich nie zu der höhern künstlerischen Behandlungsweise, welche gleichfalls unter jenem herrlich begabten Volke zuerst emporblühte, und Rom, so wie das neuere Europa zur Nacheiferung gereizt hat.

Zwei Jahrhunderte nach Mohammed waren die Anhänger seiner Lehre mit wenigen Ausnahmen noch zu einem Reiche vereint, war dies Reich mächtig und blühend gewesen. Länger aber vermochte die Gleichheit des Glaubens die politische Einheit nicht aufrecht zu erhalten. Als der Mittelpunkt des Ganzen keine bindende Macht mehr hatte, als die Herrscher Kraft und Tüchtigkeit verloren und sich der größten Verschwendung und Üppigkeit überließen, als Weiber und Verschnittene die Belohnungen, welche der Tapferkeit gebührt hätten, vergeudeten; stürzte das unnatür-

liche Gebäude noch schneller wieder zusammen, als es errichtet worden war. Die Theilung des Reiches unter die Söhne Harun al Raschids, welche dieser angeordnet hatte, beförderte den Sturz, und mit seinem Sohne Motassem (833—842) erlosch der Glanz des Chalifats. Dieser bildete sich eine Leibwache von erkauften Türken, und erschuf in diesen rohen aber tapferen Barbaren die wahren Prätorianer des Chalifats. Schon sein zweiter Nachfolger, Motawakkel, erlag ihren Streichen; binnen vier Jahren (866—870) erhoben und ermordeten sie drei Fürsten der Gläubigen. Wurde diese Kette von Ohnmacht und Freveln auch zuweilen durch einen bessern Fürsten unterbrochen, so schien das Verderben nur gehemmt, um dann desto heftiger wieder hervorzukommen. Von neun und funfzig Chalifen, welche die Geschichte aufzählt, haben acht und dreißig das Leben oder den Thron auf gewaltsame Weise verloren.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts erhob sich im Islam eine neue Secte, die Karmathier, furchtbare Schwärmer, welche eine höhere Offenbarung als die von Mohammed verkündete annahmen, und die Abbassiden, die sie als Eindringlinge verabscheuten, mit dem Schwerte verdrängen wollten. Sie verwüsteten das Reich, während alle Statthalter in den Provinzen sich unabhängig machten und die Gewalt der Chalifen immer mehr zusammenschmolz. Vergebens legte der Chalif Rhadi (934—940) alle Gewalt in die Hände eines Reichsbeamten, der den Titel eines Emir al omara führte. Nur darin glichen diese obersten Emiren den Majordomen des Frankenreichs, daß sie den Chalifen nichts übrig ließen, als den Namen — denn Rhadi war der letzte unter den Fürsten der Gläubigen, der zum Volke sprach und ihm den alten Glanz dieser höchsten Würde zeigte — keinesweges aber vermochten

die Emiren wie jene Franken das Reich gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Selbst nur durch die Türkische Leibwache aufrecht erhalten, mußten sie dieser jeden Frevel erlauben, um sich in dem Emirate zu erhalten, welches nunmehr das Ziel aller ehrgeizigen Bestrebungen ward, die oft blutige Kämpfe veranlaßten.

Auch in einem Reiche, welches in seinem Mittelpuncte nicht so heftige Erschütterungen erfuhr, wäre es schwer gewesen, die Statthalter vom Atlasgebirge bis zum Indus in Unterwürfigkeit zu erhalten; wie hätten es die ohnmächtigen Weichlinge vermocht, die sich Nachfolger des Propheten nennend, in ihrer eigenen Hauptstadt Sklaven waren! Keine Landschaft, wo es nicht einem kühnen Krieger an der Spitze wilder Schaaren gelang, sich zum Herrn aufzuschwingen. Die Glücklicheren dieser Herrscher verbreiteten ihre Waffen oft über weite Länder, aber wenn es ihnen auch gelang, ihre Gewalt auf eine kurze Reihe von Nachfolgern zu vererben, so war doch keine dieser Herrschaften dauernder, als das Chalifat, mit dessen Raube sie sich schmückten. Sie richteten ihr Schwert eine gegen die andere, und fielen, wie sie entstanden, da nur der wilde Despotismus der Kriegsgewalt in ihnen lebte, die Völker aber, die ihnen unterworfen waren, sich nicht als eigene und selbständige erkannten. Wir wollen aus diesem großen Gewirr einander verdrängender Dynastien nur zwei derselben herausheben, weil sie für die Geschichte der Kreuzzüge sehr wichtig sind, die Fatimiden und die Seldschucken. Gründer der erstern war Mahadi-Obeidallah, der von der Fatime, der Tochter des Propheten, abzustammen vorgab. Er erhob sich in Nordafrica, und stürzte das zu Tunis herrschende Geschlecht; sein Nachfolger breitete sich bis Fes aus, sein Urenkel Moez eroberte Ägypten, machte es zum

Hauptlande seiner Herrschaft und gründete Cairo (972), wohin er die Leichname seiner Väter bringen ließ. Er nahm den Titel eines Chalifen an, und weil die von Bagdad Sunniten waren, beschützte er die Schiiten. Syrien und Palästina wurden erobert, und die Fatimiden erhielten sich nach Moez noch einige Zeit auf ihrer Höhe, dann verweichlichten sie, und überließen die Geschäfte den Veziren. Da sank ihre Macht, und die Ländermasse schmolz zusammen.

Die Seldschucken haben ihren Namen von einem Emir Seldschuck, der Türkische Horden über den Jaxartes nach Süden führte, mit den Seinen den Islam annahm, und um Sold und Beute Anderen diente. Der Enkel dieses Seldschuck, Togrul-Beg (von 1037 an), eroberte zuerst Chorasan, „das kalte rauhe Schneeland der ältesten und neuesten Zeit, das Land der ausdauerndsten Pferde Mittelasiens und die Heimath des härtesten Bergvolks" *), und von da aus das ganze übrige Persien. Dann wandte er sich gegen Bagdad, wohin ihn der Chalif selbst gegen die Buiden rief, welche das Emirat erblich besaßen. Er stürzte sie (1055), und ward selbst oberster Emir. Sein Brudersohn Alp Arslan (d. i. muthiger Löwe) erweiterte die Herrschaft; unter dessen Sohne Malek Schah (1072—1092) erreichte sie ihre höchste Ausdehnung. Im Westen wurden Kleinasien und ein großer Theil Syriens, im Osten die Länder bis an die Grenzen China's erobert. Auch die friedlichen Tugenden eines Herrschers zierten Malek Schah; er übte Gerechtigkeit, liebte und beförderte die Wissenschaften; in Persien hatte sich damals die durch die Arabischen Eroberungen zurückgedrängte National-Litteratur

*) Ritter Erdkunde Th. II. S. 47.

wieder erhoben *). Aber schon nach seinem Tode brach die Macht zusammen, es entstanden innere Fehden und einzelne Seldschuckische Reiche, unter welchen das von Iconium oder Rum wegen seiner Verhältnisse zu den Kreuzfahrern vorzüglich bekannt worden ist.

---

## 3. Das Byzantinische Reich.

Nicephorus (802—811) der Nachfolger der grausamen Irene, unter dessen Herrschaft wir das Reich von Constantinopel (oben S. 136.) verlassen haben, war ein habsüchtiger, hartherziger, unverständiger Hitzkopf, viel zu schwach, sich die Achtung der äußeren und inneren Feinde zu erwerben. Damals beunruhigten, wie immer, Saracenen und Bulgaren das Reich. Welchen schimpflichen Frieden er mit den Ersteren schließen mußte, ist schon im vorigen Abschnitt erwähnt. Gegen die Letzteren zog er mit einem guten Heere, hatte Glück gegen sie, und wollte dies Glück bis zur Vernichtung der ganzen verhaßten Nation verfolgen. Er wüthete durch ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert, ließ die Erschlagenen unbegraben liegen, verweigerte dem bittenden König standhaft den Frieden, und eroberte dessen Schloß mit allen seinen Schätzen. Von Verzweiflung ge-

*) Dies war in Persien schon vor den Seldschucken geschehen, besonders unter der Herrschaft der Ghasnaviden. An dem Hofe des Sultans Muhamed Jemineddaula aus dieser Dynastie (997—1028), welcher erobernd bis nach Indien vordrang, lebte der berühmte Persische Dichter Ferdusi, welcher in seinem Schah-Nahmah oder Heldenbuche die Thaten der Persischen Könige und Helden von den ältesten mythischen Zeiten bis auf den Sturz der Sassaniden besang.

trieben, sammelten sich die Bulgaren noch einmal, entschlossen, ihr Daseyn um den höchsten Preis zu verkaufen. Sie beschlichen das Heer des Nicephorus in einem Walde, machten rings um dasselbe einen weiten Verhau, und brachen dann mit wilder Wuth in dies große Gefängniß ein. Der vollständigste Sieg war der Preis ihrer Tapferkeit, und da die Fliehenden den Verhau nicht so schnell übersteigen konnten, so entrannen nur wenige dem Tode. Auch Nicephorus ward niedergehauen. Die Bulgaren steckten seinen Kopf auf eine Stange, und stellten sie öffentlich zur Schmach der Römer auf. Ein Goldschmied verarbeitete nachher den kaiserlichen Schädel zu einer zierlich versilberten Trinkschale für den König.

Stauracius, der Sohn des erschlagenen Kaisers, war schwer verwundet entkommen. Nur wenige Monate regierte er; da erfuhr er, daß man seinen Schwager, Michael, auf den Thron heben wolle. Er gab den Befehl, ihn zu blenden, aber der mit diesem Befehle beauftragte Oberst der Leibwache ließ statt dessen Michael zum Kaiser ausrufen, und Stauracius ging in ein Kloster. Michael I. Rhangabe war mild und freigebig, aber der Regierung eben so wenig gewachsen, als sein Vorgänger; er ließ sich von der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Procopia blindlings leiten. Gegen die Saracenen war sein Feldherr Leo glücklich, die Bulgaren wollte Michael selbst zu Paaren treiben. Aber das war nicht so leicht. Der Bulgarenkönig bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und roher Felle, und bestand auf einer ordentlichen Festsetzung der Grenzen und auf richtiger Auswechselung der gegenseitigen Überläufer. Die beiden ersten Bedingungen waren für den Kaiser offenbar schimpf-

lich, dennoch bewilligte er sie; aber die letzte fand Schwierigkeiten. Die geistlichen Räthe wollten in die Auslieferung der getauften Bulgarischen Überläufer an ihre ungetauften Landsleute darum nicht willigen, weil in der Bibel der Ausspruch Jesu stehe: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Der wilde Barbar wartete indessen die Lösung der theologischen Scrupel nicht ab, sondern nahm den Griechen die wichtige Stadt Mesembria in Macedonien weg. Kaiser Michael rathschlagte noch einmal wegen der Überläufer, aber ein Theil der Geistlichkeit widersetzte sich durchaus. Nun wollte er wieder zu Felde ziehen; verdrossen folgten ihm die Soldaten, die ihn verachteten, und in der ersten Schlacht (813) entliefen sie alle. In dieser Noth übergab Michael dem Feldherrn Leo den Oberbefehl, aber dieser ward von den Truppen zum Kaiser ausgerufen und zu Constantinopel von dem Patriarchen gekrönt. Michael schnitt sich demüthig die Haare ab, und ging in ein Kloster, wo er noch dreißig Jahre lebte.

Leo V., der Armenier, war ein guter Kaiser. Aber das Schicksal wollte nicht, daß das Reich schon so bald zur Ruhe kommen sollte. Empörungen brachen allenthalben aus, und eine mörderische Rotte überfiel den solchen Zeiten nicht gewachsenen Leo einmal plötzlich in der Kirche, hieb ihn nieder, und entmannte seine vier Söhne (820).

Auch die Regierung des Nachfolgers (Michaels II., des Stammlers) war nicht ruhiger. Ein Rebell Namens Thomas verwüstete mit einem großen Schwarm räuberischen Gesindels das Land, und wagte es sogar, Constantinopel zu belagern. Es gelang aber dem Kaiser, ihn lebendig in seine Hände zu bekommen, und seine Strafe war der Barbarei jener Zeiten angemessen. Man hieb ihm Hände und Füße ab, setzte ihn dann auf einen Esel, und

führte ihn so durch das Lager herum, bis er an der Verblutung starb.

Um diese Zeit gingen Kreta und Sicilien an die Saracenen verloren, so daß das Kaiserthum von seiner frühern Ausdehnung nur noch Griechenland, Macedonien, Epirus, Thracien und Kleinasien übrig hatte. Dieser Umfang war indessen so klein noch nicht, daß ein kluger Regent an der Spitze eines regsamen Volkes und bei guten Staatseinrichtungen es nicht zu einem der mächtigsten Staaten jener Zeit hätte erheben können. Aber alle diese Dinge fehlten den Byzantinern. Der Besitz des Thrones war der unsicherste von der Welt, die Regierungsform despotisch, keine ständischen Einrichtungen belebten den Antheil des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten; die Religion verlor in der Richtung, die sie auf spitzfindige Streitfragen genommen hatte, allen erhebenden Einfluß; die mangelhafte Kirchenverfassung gestattete der Geistlichkeit keine eigenthümliche Entwickelung; die Wissenschaften und Künste der großen Vorfahren waren den entarteten Enkeln zu einem fast todten Besitze geworden; jene Eigenthümlichkeit der einzelnen Städte, welche in dem alten Griechenlande so viel Herrliches hervorgerufen, war längst verschwunden, und konnte sich nicht wieder bilden, da die übermäßig große Hauptstadt das Leben in den Provinzen niederdrückte. Wenn sich trotz dem das Reich von dieser Zeit noch länger als ein halbes Jahrtausend erhielt, so ist der Grund in äußeren Umständen zu suchen. Constantinopel war noch immer die festeste Stadt in der Welt, und was von wissenschaftlicher Cultur für das praktische Leben Nützliches kommen konnte, war, von den besseren Zeiten her, hier noch am ersten anzutreffen. Die Feinde des Reichs konnten sich an Kriegskunst mit den Griechen nicht messen,

und gingen mehr auf Plünderung und Brandschatzung, als auf planmäßige Unternehmungen aus. Stand ein guter Kaiser an der Spitze der Truppen, so zogen Bulgaren und Saracenen fast immer den kürzern, nur Schade, daß dieser Fall selten kam!

Theophilus, der Sohn und Nachfolger Michaels II. (829—842), gehört zu den besseren Byzantinischen Kaisern. Gegen die Saracenen focht er mit abwechselndem Glücke, doch nicht ruhmlos. Seine Gerechtigkeit war streng, artete aber wie die eines Despoten zuweilen in Willkühr und empörende Grausamkeit aus. Letztere zeigte er besonders gegen die Bilderfreunde, die schon seit Leo dem Armenier wieder verfolgt wurden, aber der Sturm, den sie jetzt erfuhren, war der letzte, denn nach dem Tode des Theophilus stellte seine Gemahlin Theodora, die für ihren unmündigen Sohn das Reich verwaltete, den Bilderdienst wieder her, und es gelang ihrem Eifer, die Partei der Bilderstürmer für immer zu unterdrücken. Ihr Sohn Michael III. ergriff, achtzehn Jahr alt, selbst die Zügel der Regierung, und entehrte den Thron durch schändliche Ausschweifungen und eine unsinnige Verschwendung. Unter seiner Regierung traten unter den Feinden des Reiches auch die Russen auf. Endlich ward Michael auf Anstiften des Basilius, den er zum Cäsar erhoben hatte, dann aber wieder stürzen wollte, ermordet (867).

Basilius der Macedonier, der sich von niedrem Stande emporgeschwungen hatte, wurde der Stifter einer neuen Dynastie, die mit weniger Unterbrechung den Byzantinischen Thron bis 1056 besaß. Wenn ein Mord ihm den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, so gelang es ihm, diese That durch die Weisheit seiner Regierung, durch die Kraft, mit welcher er die Saracenen demüthigte, durch seine Gerech=

tigkeit und Milde vergessen zu machen. Doch die Geschichte des Byzantinischen Reiches ist in ihrem steten Einerlei von unaufhörlichen Kriegen, die nichts Großartiges darbieten, und von Verschwörungen im Innern so ermüdend und wenig belehrend, daß wir von hier an nur die wichtigeren Kaiser namhaft machen wollen. Zu diesen gehören: Constantin VII. Porphyrogenitus (gest. 959), ein Enkel des Basilius, häufig genannt als Freund und Beförderer der Literatur, und weil er selbst Bücher schrieb; Nicephorus II. Phocas (963—969) und Johann Tzimisces (969—976), zwei Fürsten durch die Kaiserin Theophano, die ihnen nach einander ihre Hand reichte, auf den Thron erhoben, ausgezeichnete Feldherren, die wieder eine bessere Zeit herbeiführten, Russen und Saracenen besiegten, und innere Unordnungen mit Glück bekämpften. Auch der ihnen wieder aus dem Macedonischen Hause folgende Kaiser Basilius II. (976—1025) regierte mit Ruhm, besiegte die Russen und zerstörte das Bulgarische Reich. Der wilde, unmenschliche Sinn dieses Kaisers und seiner Zeit geht aus der Art seiner Kriegführung hervor. Einst machte er von den Bulgaren funfzehntausend Gefangene. Diesen ließ er, Mann für Mann, die Augen ausstechen, gab jedem Hundert einen Wegweiser mit einem Auge mit, und schickte die Unglücklichen so nach Hause. Der Bulgarenkönig Samuel fiel bei ihrem Anblick in Ohnmacht, und starb zwei Tage darauf! —

Nach dem Abgange des Macedonischen Kaiserhauses folgte das der Comnenen, doch nicht in ununterbrochener Folge; schon auf Isaac, den ersten Kaiser dieses Geschlechts (1057—1059), folgte Constantin X. Ducas, aus einer andern Familie. Nach diesem nahm Romanus III. Diogenes den Thron ein, ein Fürst, dessen Geschichte wir als merk=

würdiges Beispiel eines sonderbaren Glückswechsels ausführlicher erzählen wollen.

Romanus Diogenes war ein wackerer Mann, tapfer und kriegserfahren. Da er aber als Mitverschworner einer rebellischen Partei entdeckt wurde, sollte er sterben. Schon dem Tode nahe, erhielt er auf die Fürbitte des Volkes von der Kaiserin Eudocia, die nach ihres Gemahls, des Constantin Ducas, Tode als Vormünderin ihrer drei Kinder die Regierung führte, Verzeihung im Gefängnisse. Ein ungehofftes Glück; aber er sollte noch viel Ungehoffteres erleben.

Die Kaiserin hatte sich schriftlich verpflichten müssen, nicht wieder zu heirathen, und diese Schrift in die Hände des Patriarchen niedergelegt. Allein die unaufhörlichen stürmischen Bewegungen der Factionen in der Stadt und die feindlichen Annäherungen der Türken lehrten sie ihre Schwäche nur allzubald fühlen; das Volk selbst haßte das Weiberregiment, und Eudocia hielt sich nicht sicher vor einer Empörung. Sie richtete ihre Augen auf den neulich begnadigten Romanus, und eröffnete ihm geheime Herzenswünsche, die ihn mit den frohesten Hoffnungen entzückten. Er sollte ihr Gemahl und Oberhaupt des Reiches werden. Und um die hindernde Schrift in ihre Hände zu bekommen wußte die List der Kaiserin ein Mittel. Der Patriarch hatte einen Neffen. Für diesen Liebe heuchelnd ließ Eudocia den Patriarchen wissen, sie wünschte ihn wol zum Gemahle, wenn die verhaßte Schrift nicht wäre. Ein gewandter Verschnittener betrieb die Sache bei dem alten Priester mit allem Eifer, und dieser ehrgeizige Mann konnte die schöne Gelegenheit, seinem Verwandten auf den Thron zu helfen, unmöglich vorbeigehen lassen. Er trat demnach im Senat mit einer Rede auf, in der er vorstellte, wie nachtheilig der Eid sey, den die Kaiserin ihrem verstorbenen

Gemahle habe leisten müssen. Er habe ihr denselben gewiß auch nur aus bloßer Eifersucht abgedrungen. Die Lage der Sachen mache jetzt offenbar einen männlichen Beistand nothwendig, und er (der Patriarch) trage also darauf an, daß die Kaiserin von ihrem Eide entbunden werde, und ihre Schrift zurück erhalte. Die meisten Senatoren stimmten sogleich bei, die übrigen wurden mit Gelde gewonnen, und Eudocia erhielt ihre Handschrift zurück. Noch in der Nacht kam Romanus heimlich ins Schloß. Die Vermählung ward sogleich vollzogen, und am folgenden Morgen rief die Leibwache den Gemahl ihrer Herrscherin zum Kaiser aus, zum großen Erstaunen des Hofes und zum nicht geringen Ärger des getäuschten Patriarchen.

Um diese Zeit waren die Selbschuckischen Türken unter Alp Arslan in das Reich eingefallen. Romanus that drei rühmliche Feldzüge gegen sie, und trieb sie über den Euphrat zurück. In dem vierten hoffte er sie völlig aufzureiben. Der Sultan bot ihm Frieden, er verwarf ihn. Der Tag der Schlacht erschien, die Türken hielten nicht Stand und wurden zurückgedrängt, aber Romanus fürchtete für sein Lager, und beschloß umzukehren. Da sprengte einer der Griechischen Anführer, Andronikus, des vorigen Kaisers Neffe, aus, der Kaiser fliehe. Dadurch entstand eine allgemeine Unordnung, welche die sich sofort wendenden Türken so gut zu benutzen wußten, daß sie einen vollständigen Sieg errangen, und der Kaiser selbst in ihre Gewalt gerieth. Alp Arslan war indeß menschlicher als viele Christen seiner Zeit. Er umarmte den Gefangenen, und redete ihn liebreich an: „Traure nicht über dein Unglück. Das ist das Schicksal des Krieges. Du sollst keine Ursache haben, dich über uns zu beklagen, denn ich will dir nicht als einem Gefangenen, sondern als einem Kaiser

begegnen." Wirklich erfuhr Romanus die anständigste Behandlung, und nach abgeschlossenem Frieden, in welchem er einen jährlichen Tribut verhieß, ward er entlassen.

Allein es war diesem Manne nun einmal kein anderes Glück beschieden, als das unerwartete. In Constantinopel gab man ihn ganz auf; einige aus der Schlacht entkommene Soldaten erzählten, er sey gefangen, andere, er sey todt; und seine Feinde drangen darauf, daß Eudocia und ihr ältester Sohn Michael die Regierung übernehmen sollten. Jetzt kam ein Brief von dem befreiten Romanus der Eudocia in die Hände; aber die Räthe und besonders der Cäsar Johannes Ducas, Oheim des jungen Kaisers, fürchteten die Rache des Romanus, wenn er wieder den Thron bestiege, und beschlossen, seine Ausschließung durchzusetzen. Auf des Cäsars Betrieb rief die Leibwache den jungen Michael zum Kaiser aus, und Eudocia ward in ein Kloster gebracht. Romanus erfuhr den verrätherischen Vorgang, noch ehe er nach Kappadocien kam. Er fand indeß in Kleinasien einige treue Truppen, und mit diesen ging er auf das kaiserliche Heer los, ward aber geschlagen und mußte fliehen. Was konnte er nun noch hoffen? Doch wieder unerwartet erschien ihm plötzlich ein Freund, der Statthalter von Antiochien, der ihm sein Glück verdankte. Mit edler Dankbarkeit nahm dieser sich seiner an, und führte ihn mit einiger Mannschaft in die engen Pässe von Cilicien. Hier hätte er sich vielleicht lange halten können, aber Andronikus, dem jetzt der Krieg gegen ihn anvertraut war, drang unbemerkt in die Pässe, griff ihn an, und zwang ihn, sich zu ergeben. Romanus sollte allen Ansprüchen auf die Krone entsagen und in ein Kloster gehen. Er ergab sich in die Nothwendigkeit, und einige Bischöfe beschworen im Namen der Regierung den Vergleich. In

Mönchskleidern folgte Diogenes, ein Mitleid erregendes Bild des Falles menschlicher Größe, dem Heere; da kam von Constantinopel der grausame und treulose Befehl, den Unglücklichen zu blenden. Es war Johannes Ducas, der ihn ausgestellt hatte, da er die neue Regierung nicht eher sicher glaubte. Vergebens that Andronikus Einspruch, vergebens widersetzten sich die Bischöfe dem Bruche des feierlichen Schwures, das Entsetzliche geschah. Man verband dem Unglücklichen nicht einmal die Wunden, — so war es ausdrücklich befohlen — sondern schleppte ihn in dem entsetzlichsten Zustande nach der Insel Prota. Der Kopf schwoll ihm fürchterlich an, Würmer sammelten sich in den stinkenden Augenhöhlen; so starb der bejammernswerthe Mann (1071). Seine schwache Gemahlin, die ihn nicht hatte retten können, ließ ihn wenigstens prächtig begraben. Er ward in einem Kloster beigesetzt, welches er selbst erbaut hatte.

Jener zum Kaiser erhobene Michael VII., der den Beinamen Parapinaces führt, ward 1078 vom Nicephorus Botaniates besiegt, der sich nur durch den tapfern Feldherrn Alexius Comnenus, einen Neffen des Kaisers Isaac, auf dem Throne behauptete. Dafür ward Alexius mit Mißtrauen angesehen, und die Beleidigungen, die er erfuhr, riefen den Ehrgeiz in ihm hervor, den man fürchtete. Er eroberte Constantinopel (1081), Botaniates ging in ein Kloster, und das Reich erhielt an Alexius einen Kaiser, der es in schwierigen und gefahrvollen Zeiten mit vielem Geist und Muth leitete.

In diese Periode der Byzantinischen Geschichte fällt die folgenreiche Trennung der Römischen und Griechischen Kirche, durch welche die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Absonderung derselben begründet ward. Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den Patriarchen von

Constantinopel waren die Veranlassung, und die ehrgeizigen Ansprüche der beiden Oberbischöfe die wahre Ursache derselben, denn die Abweichungen in Lehre und Gebräuchen, die man sich einander vorwarf, sind von gar keiner Bedeutung. Die gegenseitige Eifersucht der Kirchen des alten und des neuen Roms hatte schon Jahrhunderte gedauert, und in den Bilderstreitigkeiten neue Nahrung erhalten, aber im neunten Jahrhundert brach der Zwist mit größerer Heftigkeit, als je aus. Vorzüglich schmerzte die Päpste die verlorene kirchliche Gerichtsbarkeit in mehreren ansehnlichen Provinzen des Byzantinischen Reiches, welche ihnen die Kaiser seit den Zeiten Leo's des Isauriers, wo ihre Widersetzlichkeit und Abneigung gegen den Hof immer entschiedener hervortrat, nach und nach entzogen hatten. Sie ergriffen daher mit Freuden jeden Anlaß, ihr Ansehen in Constantinopel von neuem geltend zu machen, und sich dort eine Partei zu bilden. Unter der Regierung Michaels III. wurde der Patriarch von Constantinopel, Ignatius, abgesetzt, und Photius, ein Mann der an Gelehrsamkeit über alle seine Zeitgenossen hervorragte *), kam an seine Stelle (857). Ignatius wandte sich an den Papst Nicolaus I. und dieser, froh zum Schiedsrichter aufgerufen zu seyn, schleuderte den Bannfluch gegen Photius, der aber, ohne sich schrecken zu lassen, seinerseits Bann und Absetzung wider den Papst aussprach. Ja er ging so weit, seine persönlichen Händel mit diesem in eine allgemeine Streitigkeit der beiden Kirchen zu verwandeln, indem er die abweichenden Kirchengebräuche des Abendlandes mit ungemeiner Heftigkeit angriff, wodurch der Streit auf

*) Wir verdanken ihm eine Sammlung von Auszügen aus Griechischen Schriftstellern, unter denen sich manches schätzbare Bruchstück längst verlorener Bücher erhalten hat.

ein ganz anderes Feld gespielt und zu einem unheilbaren Risse wurde. Photius wurde zwar nach einiger Zeit durch den Kaiser Basilius I. entsetzt, und Ignatius wieder Patriarch, aber der Streit entbrannte von neuem über die Frage, ob die eben bekehrten Bulgaren der morgenländischen oder der abendländischen Kirche unterworfen seyn sollten. Photius wurde zum zweiten Male Patriarch und zum zweiten Male abgesetzt, und diese Händel wurden nicht ausgeglichen, auch nach seinem Tode nicht, eben weil sie aus einem Patriarchenzwiste allgemeine Angelegenheiten der Kirchen geworden waren. Sie ruhten zwar fast zwei Jahrhunderte, aber es herrschte ein großer Kaltsinn zwischen beiden Kirchen und sehr wenige Verbindung, und im elften Jahrhundert riß das schwache Band vollends, als Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel, wiederum die abendländische Kirche wegen der abweichenden Gebräuche, besonders wegen des ungesäuerten Brotes im Abendmahl heftig und ungeziemend angriff. Der Kaiser Constantin VII. Monomachus wünschte zwar dringend, den Streit beigelegt zu sehen, und bewog den Papst Leo IX., Gesandte nach Constantinopel zu schicken; aber diese vergaßen des Zweckes ihrer Sendung, Friede zu stiften, so sehr, daß sie über den Patriarchen, den sie unbeweglich fanden, mit einer Anmaßung, welche alle Griechen erbittern mußte, in der Hauptkirche öffentlich und feierlich den Bannfluch sprachen, und sodann die Stadt verließen (1054). Von dieser Zeit war aller Zusammenhang zwischen den beiden Kirchen aufgehoben.

---

## 4. Ludwig der Fromme.

(814—840.)

Nach Karls des Großen Tode erhielt sich sein Geschlecht noch mehr als anderthalb Jahrhunderte auf dem Throne. Sein Geschlecht: sein Geist war von der Erde verschwunden. Die schöne Ordnung, welche dieser kräftige Herrschergeist hervorgerufen, lös'te sich bald in traurige Verwirrung auf. Der Erbe, Ludwig I., der den Beinamen der Fromme führt, war in der That ein frommer, ein gutherziger und gelehrter Mann, aber ein König war er nicht. Seine ängstlichen, unsicheren Schritte entzogen ihm in kurzem alle Achtung; die von seinem Vater so kräftig unterdrückten Großen erhoben wieder kühn das Haupt, und die vielen ihnen vom Kaiser ertheilten Güter und Befreiungen gaben ihrem Streben nach Eigenmacht neue Kraft und frische Wurzeln. Noch waren indeß Glanz und Ansehen des Thrones unvermindert. Als Stephan IV., Leo's III. Nachfolger, 816 den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ er nicht nur das Volk zu Rom dem Kaiser den Eid der Treue schwören, sondern schickte auch Gesandte nach Deutschland, die seine Erwählung und Ordination Ludwigen anzeigen mußten. Ja er unternahm bald darauf persönlich eine Reise zu ihm, und brachte große Geschenke mit, unter andern eine kostbare Krone, die er ihm am vierten Tage nach seiner Ankunft in der Kathedrale zu Rheims mitten unter dem Gottesdienst feierlich aufsetzte. Bei der ersten Begrüßung hatte sich der fromme Ludwig vor dem Papste dreimal der Länge nach auf die Erde geworfen.

Um sich die Regierungssorgen, denen er sich nicht gewachsen fühlte, zu erleichtern, theilte er schon im vierten

Jahre seiner Regierung, sein großes Reich unter seine drei Söhne. Pipin und Ludwig erhielten, zur abgesonderten Verwaltung, die Grenzprovinzen Aquitanien und Baiern, Lothar das Übrige nebst der Kaiserwürde. Nach dreitägigem Fasten und Gebet that er diesen seinen Entschluß den versammelten Großen 817 auf einem Reichstage zu Aachen kund, und ließ sich von ihnen schwören, daß sie über den Vertrag halten wollten.

Diese Theilung, die jedoch erst nach seinem Tode ganz vollzogen werden sollte, brachte großes Elend über ihn und das Reich. Zuerst empörte sich seines Bruders Sohn, Bernhard, der seinem Vater Pipin als König von Italien gefolgt war, und machte Anspruch auf die Kaiserwürde. Die Reichsversammlung verurtheilte ihn zwar mit allen seinen Anhängern zum Tode, welches menschliche Urtheil der fromme Ludwig in das unmenschliche der Blendung verwandelte, woran der Unglückliche einige Tage nachher starb; allein die Furcht hatte den schwachen Mann seitdem so übernommen, daß er nun auch drei Stiefbrüder, natürliche Söhne Karls des Großen, ins Kloster stecken ließ, und zur Besänftigung seines klopfenden Gewissens ganze Tage mit Beten zubrachte, und über Verbesserungen im geistlichen Fache brütete, wofür ihm gerade die Geistlichen am wenigsten Dank wußten, zumal da er ihnen kostbare Kleider, Wehrgehänge, Dolche und Sporen zu tragen untersagte.

Wer das Vertrauen zu sich selbst verloren, fällt leicht aus einer Thorheit in die andere. Ludwig hatte sogar 822 die Schwäche, in einer öffentlichen Erklärung zu gestehen, daß er ein großer Sünder sey, und durch Trägheit und Unwissenheit vieles schlimm gemacht habe. So brachte er sich noch um den letzten Rest von Achtung, und machte das schon mißmuthige Volk noch verdrossener. Die Geist-

lichen aber fanden unter einem solchen Schwächling die beste Gelegenheit, ihre Macht immer weiter auszudehnen. Der Corveyische Abt Wala sagte öffentlich, die Ursache aller Zerrüttung sey, daß Ludwig um das Geistliche, die Bischöfe um das Weltliche sich zuviel bekümmerten.

Ein neues Unheil ging daraus hervor, daß dieser unbedachtsame Mann sich entschloß, noch einmal zu heirathen. Dadurch nämlich erhielt er noch einen vierten Sohn (nachher Karl der Kahle genannt), um deswillen er die vorher so fest beschworne Theilung wieder zu ändern suchte. Die Söhne wurden darüber mißvergnügt, viele Große schlugen sich zu ihnen, und als Ludwig 830 einen Zug gegen die stets unruhige Bretagne unternahm, ward er von dem Heere verlassen und von seinen Söhnen gefangen genommen. Auf einem Reichstage zu Nimwegen sollte über sein Schicksal entschieden werden. Der rechtliche Sinn der Deutschen und die Uneinigkeit der drei Brüder unter sich selbst retteten ihn noch diesmal vom Kloster, und die reuigen Söhne baten ihn kindlich um Verzeihung.

Allein die Rührung dauerte nicht lange. Sobald Ludwig wieder mit der neuen Theilung hervorkam, standen auch die Söhne wieder auf. Um diesen ewigen Unruhen ein Ende zu machen, beschlossen sie diesmal ernstlich, den Vater abzusetzen. Sie überraschten ihn mit einem starken Heere, nahmen ihn abermals gefangen, beschwuren die erste Theilung unter sich, und hierauf ging Pipin nach Aquitanien, Ludwig nach Baiern zurück, Lothar aber führte den gefangenen Vater nach Soissons, und umringte ihn mit Geistlichen, die ihn zum Klosterleben bewegen sollten (833). Diese brachten ihn in die Kirche des Klosters St. Medardus, streckten ihn auf einen Bußsack hin, und gaben ihm eine Schrift in die Hand, welche ein langes Verzeichniß

aller seiner Sünden enthielt. Die Absicht dieser unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volks herabzusetzen, und einem alten Gesetz zufolge, als Einen, der öffentliche Kirchenbuße gethan, der Waffenführung, folglich auch der Königs- und Kaiserwürde, unfähig zu machen.

Aber diese Absicht ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volks erwachte wieder, und Lothars Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder. Sie zogen nun gegen Lothar zu Felde; er fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frei, bat um Gnade, und erhielt sie unter dem Versprechen, sein Land (Italien) ohne des Vaters Erlaubniß nie wieder zu verlassen.

Kaum waren diese Händel ausgeglichen, so nahm auch der alte schwache Kaiser den Entwurf der neuen Reichstheilung wieder vor. Der junge Karl ward zum König von Neustrien gemacht (837). Neue Mißhelligkeiten entstanden hierauf zwischen dem Kaiser und Ludwig von Baiern. Unterdessen starb Pipin. Die Kaiserin, welche den herrschsüchtigen Lothar am meisten fürchtete, beschloß diesen für sich und ihren Sohn zu gewinnen, damit Ludwig von Baiern der Übermacht weichen müßte. Sie überredete daher den schwachen Kaiser zu einem neuen Plane, unstreitig dem ungerechtesten von allen; Ludwig solle nämlich nichts als Baiern behalten, die nachgelassenen Söhne Pipins sollten ganz übergangen werden, und Lothar und Karl der Kahle sich in alles Übrige theilen. Darüber standen die Aquitanier im Namen der Söhne Pipins auf. Mit ihnen verband sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treuesten gemeint, am schlechtesten belohnt werden solle. Er nahm Schwaben in Besitz, und überzog den alten, betrübten Vater mit Krieg (839). Der Gram darüber er-

drückte den armen Mann. In eben diesem Kriege gegen seinen Sohn starb er, in einem Feldlager bei Mainz (840), nachdem er auf Zureden seines natürlichen Bruders Drogo seinem Sohne Ludwig zwar verziehen hatte, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, den er ihm zu melden befahl, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Kummer in die Grube gebracht habe. Schwer hatten sich auch die Söhne an dem Vater versündigt, doch ist die erste Quelle des Jammers, welchen die bürgerlichen Kriege über das Reich gebracht, in der sträflichen Nachgiebigkeit des Kaisers für seine zweite Gemahlin Judith und deren ehrgeizige Pläne zu Gunsten ihres Sohnes zu suchen. Und doch bewahrte diese Fürstin dem Kaiser nicht einmal die eheliche Treue, wenigstens bezüchtigten sie die Zeitgenossen, und wie es scheint mit Recht, eines verbrecherischen Umgangs mit dem Herzoge Bernhard von Septimanien, welcher einige Jahre nachher auf Befehl Karls des Kahlen, vielleicht seines Sohnes, enthauptet wurde.

---

## 5. Krieg der Söhne Ludwigs und Vertrag zu Verdun.

(840 – 843.)

Lothar war es, welcher die Waffen, die er gegen den Vater geführt hatte, nun gegen seine Brüder erhob, um ihnen, unbegnügt mit seinem Antheil, auch den ihrigen zu entreißen. Ludwig und Karl verbanden sich demnach gegen ihn, und lieferten ihm 841 bei Fontenai, unweit Auxerre, ein so blutiges Treffen, daß man die nachmalige große Schwäche des Frankenreiches von dem außerordentlichen Menschenverluste dieses Tages abgeleitet hat. Lange schwankte der Sieg; endlich floh Lothar mit den Seinen.

Aber anstatt ihren Sieg zu benutzen, und den Lothar rasch zu verfolgen, brachten die Brüder drei Tage ruhend mit Fasten und Gebet zu, zur Danksagung gegen Gott für den ihnen geschenkten Sieg, fragten die Bischöfe, ob sie auch an dem Bruderkriege keine Sünde thäten, und ließen darüber den Lothar entrinnen.

Die Folge davon war, daß sie im nächsten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden sich deshalb zu Strasburg, wo ihre beiderseitigen Heere
842 zusammenstießen, durch einen feierlichen Eidschwur, einander treulich gegen Lothar beizustehen. Die Formel dieses Schwurs ist uns noch aufbehalten, und wird oft als eine Probe der beiden schon damals sehr von einander abweichenden Sprachen, Ost- und Westfränkisch (Deutsch und Französisch) angeführt. Ludwig der Deutsche schwur in dem sich damals bildenden Französisch, damit Karls Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme:

Pro Deu amur et pro Christian poble et nostro commun salvament dist di [1]) jn avant, in quant Deus savir et podir [2]) me dunat [3]), si salvarai eo cist [4]) meon fradre Karlo et in adjudha [5]) et in cadhuna [6]) cosa, si cum om [7]) per dreit son fradra salvar dift [8]). Ino quid [9]) il mi altresi fazed [10]), et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol [11]) cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs Deutschem Volke:

In Godes minna, indiu ther Christianes folches ind unser bedhero gealtnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir god gewizei indi maht furgibit, so halt ih thesan minan bruodher Loudwig, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mig soso ina duo,

1) de ista die. 2) pouvoir. 3) donne. 4) cet. 5) aide. 6) chacune. 7) comme on. 8) doit. 9) En quoi. 10) aussi fasse. 11) volonté.

indi mit Lutheren in noheiniu thing ne gegango, zhe minan willon imo ce scadhen werhen *).

Beides heißt:

Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unserer beiderseitigen Erhaltung; von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache) so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue, und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre.

Auch die beiden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar stand, und dieser floh wieder neben ihnen weg nach Lyon. Die Brüder entschlossen sich demnach zur Theilung ohne Lothar. Da schickte Dieser Gesandte mit Freundschaftserbietungen und Theilungsvorschlägen, und die Nachgiebigen bewilligten ihm Alles. Dadurch kühner gemacht, und weil er jetzt auch wieder über ein Heer gebieten konnte **), verlangte Lothar jetzt mehr, als vorher, worüber sich die Unterhandlungen wieder in die Länge zogen, und bis zum folgenden Jahre hinausgeschoben wurden.

Endlich kam der Friede zu Stande, und das Reich ward in drei Stücke zertheilt. Dies ist die berühmte Theilung von Verdun, durch welche Frankreich und Deutschland von einander geschieden worden sind. Deutschland bekam Ludwig (der Deutsche), bis an den Rhein, und jenseits desselben noch die Städte Mainz, Speier und Worms

*) S. Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur für Philologie ꝛc., Jahrg. 2. Bd. 1. S. 315 fg.

**) Dies sagen die Annales Fuldenses ad ann. 842 ausdrücklich. Es war also nicht bloß die Schwäche und Unentschlossenheit der Brüder, wodurch Lothar zu größeren Vortheilen gelangte.

mit ihrem Gebiete; Westfrankreich (später blieb diesem Lande allein der Name Frankreich) Karl II. (der Kahle); endlich Lothar nahm die Kaiserwürde, Italien, und alles Land zwischen Frankreich und Deutschland, von der Nordsee an den Rhein hinauf, und dann wieder die Rhone hinunter bis zum Mittelmeere. Lothars Haus regierte nicht lange. Er selbst ging 855 ins Kloster Prüm. Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt nun Italien nebst der Kaiserwürde, der zweite, Lothar II., die Länder am linken Rheinufer, die nach ihm Lotharingien (Lothringen) genannt wurden*); der dritte, Karl, wurde König der Provence, worunter damals ein größeres weiter nach Norden laufendes Gebiet begriffen ward, als die spätere Provinz dieses Namens umfaßte. Von diesen drei Brüdern starb Karl zuerst kinderlos; die beiden anderen theilten sein Erbe; aber wenige Jahre darauf (869) starb auch Lothar II., und nun theilten sich, den Kaiser Ludwig übergehend, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Lothringen; damals ward die Maas die Grenze beider Reiche. Mit Ludwig II., welcher 875 starb, erlosch der Stamm Lothars schon.

Jetzt stehen wir also an dem Scheidewege, wo die Deutsche Geschichte sich von der Französischen trennt.

---

## 6. Die Deutschen Karolinger.

(843—911.)

Die Theilung des großen Reiches, von der man genauere Beaufsichtigung der einzelnen Länder, und Wiedererweckung der in der Gesammtmasse ermattenden Volkskraft hätte erwarten sollen, führte doch keine besseren Zeiten herbei.

---

*) Nur ein Theil derselben führt bis auf unsere Tage diesen Namen.

Die Eifersucht der Brüder und ihre Neigung, sich zu beeinträchtigen dauerte fort; Ludwig der Deutsche ließ sich durch die Klagen der Westfranken über seinen Bruder Karl zweimal zu dem Versuche verleiten, Frankreich zu erwerben, fand sich aber beide Mal von den Großen und Bischöfen, die ihn gerufen hatten, verlassen, und mußte das Unternehmen aufgeben. Auch erhoben sich gegen Ludwig aufrührerische Söhne, wie er sich einst gegen seinen Vater erhoben hatte. Bei diesen inneren Unruhen und der schlaffen Regiernng konnten schwächere Völker es wagen, den Deutschen zu trotzen und ihnen Schrecken einflößen. Am schlimmsten spielten die Normannen den Frankenreichen mit. Man versteht unter diesem Namen die Bewohner der Skandinavischen Länder, Völker, den Germanen an Sprache und Sitte verbrüdert, die, gleich ihnen voll kühnen Kriegsmuths, von der Neigung zu Abenteuern, Kampf und Beute in die Fremde getrieben wurden. Das Meer, welches sie von den schöneren und angebauteren Ländern Europa's trennte, war ihr Element, und im neunten Jahrhundert war fast keine Küste Westeuropa's vor ihnen sicher. Wo sie landeten, verwüsteten sie die Gegend, und schleppten Menschen und Güter als Beute mit sich fort. So zerstörten sie im Jahre 845 Hamburg, daß sogar der von Ludwig dem Frommen zur Bekehrung des Nordens in dieser Stadt gestiftete erzbischöfliche Sitz dort nicht mehr bestehen konnte, und in der Folge nach Bremen verlegt ward. Andere Feinde, welche das östliche Deutschland beunruhigten, waren die Slaven, wegen deren Einfälle sogar in Thüringen und Sachsen wieder Herzoge eingesetzt wurden, zu einem fortwährenden Schutze der Grenzen, und nach und nach kam diese Würde, ganz wider Karls des Großen Plan und Zweck, in allen Deutschen Hauptprovinzen wieder auf.

Damit verschwand auch die treffliche Einrichtung der Sendboten, durch welche der große Vorfahr über seine Statthalter eine so genaue Aufsicht geführt hatte. Das Ansehen des Adels und der Staatsbeamten wuchs zu einer vorher nie erreichten Höhe, und das geringere Volk, von dessen Unterdrückung sie durch keine Gegenkraft mehr abgehalten waren, sank zu immer größerer Abhängigkeit und politischer Unfreiheit herab.

Als Kaiser Ludwig **II.**, der letzte Lotharide, im Jahre 875 starb, hatte Ludwig der Deutsche unstreitig das nächste Recht auf die Kaiserwürde, aber Karl der Kahle kam ihm zuvor. Er eilte nach Rom, erhielt vom Papste Johann **VIII.**, wahrscheinlich in Folge einer frühern Verabredung, die Kaiserkrone, und vergalt ihm diesen Dienst durch reiche Geschenke. Ludwig dachte dies nicht ruhig zu dulden, sondern sandte erst seine Söhne gegen ihn, dann, als diese nichts ausrichteten, rüstete er, um selbst auszuziehen, ward aber darüber zu Frankfurt am 28. August 876 vom Tode überrascht. Seine Söhne wollte der neue Kaiser auch ihres Erbes berauben, ward aber von einem derselben, Ludwig dem Jüngern, bei Andernach geschlagen, so daß er selbst nur mit weniger Mannschaft entrann. Hierauf theilte Ludwig mit seinen Brüdern das Deutsche Reich. Er selbst erhielt Sachsen, Ostfranken, Thüringen und Friesland, sein älterer Bruder Karlmann Baiern mit den zinsbaren Reichen der Slaven in Böhmen und Mähren, der jüngste, Karl der Dicke, Allemannien (Schwaben). Karlmann zog mit einem großen Heere Baiern und Slaven nach Italien wider seinen Oheim Karl, der wiederum in dieses Land gezogen war, aber auf die Nachricht vom Anrücken des Deutschen Heeres eiligst zurückging. Auf dem Heimwege starb er (6. Oct. 877), und hinterließ Frankreich seinem

Sohne Ludwig dem Stammler in der schlechtesten Verfassung. Auch dieser sank bald ins Grab (879) und seine beiden Söhne Ludwig III. und Karlmann waren kaum der Vertheidigung ihres eigenen Reiches gegen die Normannen gewachsen; auch hatten sie mit einer Partei im Innern zu kämpfen, welche die Herrschaft Ludwig dem Ostfranken zuwenden wollte. Alle diese Fürsten wurden schnell vom Tode hingerafft; Ludwig III. starb schon 882 im zwei und zwanzigsten, Karlmann 884 im achtzehnten Jahre seines Alters.

Karlmann, König von Baiern, wollte zwar aus diesen günstigen Umständen Vortheil ziehen, Italien zu erwerben; allein auch ihm war dies schöne Land nicht beschieden. Eine lähmende Krankheit unterbrach seine Bestrebungen, und 880 starb er schon. Johann VIII. wurde von den Saracenen, die sich damals in Sicilien und Calabrien niedergelassen, und von dort aus ihre Raubzüge bis nach Mittelitalien ausgedehnt hatten, so hart bedrängt, daß er selbst Karl den Dicken von Schwaben nach Italien einlud, und ihm zu Rom die Kaiserkrone auffsetzte (881). Da nun auch Ludwig der Jüngere, welchem Baiern, das Erbe Karlmanns, zugefallen war, bald starb (882) so war jetzt das ganze Deutsche Reich, sammt Italien und der Kaiserwürde, in Karl dem Dicken vereinigt.

Dies scheinbare Glück war aber ein Unglück für das Reich und für den Kaiser selbst. Damals verwüsteten die rohen Normannen die Gegenden am Niederrhein bis nach Köln und Trier hin; der Papst wurde von den Saracenen und dem Herzoge Guido von Spoleto beunruhigt. Diesen und noch anderen Verwirrungen kräftig zu begegnen, reichte des schwachen Karl Kraft nicht hin. Doch versuchte er sich zuerst gegen die Normannen. Nach einem Reichstage zu Worms zog er 882 mit einem großen aus allen Deut-

schen Ländern aufgebotenen Heere gegen sie, und schloß sie in ihrem festen Lager bei Haslov an der Maas ein. Schon freuten sich die Deutschen darauf, dies barbarische Räubergesindel mit Stumpf und Stiel zu vernichten, als Karl, von bestochenen oder furchtsamen Räthen bewogen, einen Vergleich mit dem Anführer der Normannen, Gottfried, schloß, in welchem dieser ein Christ zu werden und die Deutschen nicht mehr zu beunruhigen versprach, wogegen ihm ein Stück von Friesland eingeräumt und zweitausend Pfund Gold und Silber bezahlt werden sollten. Der Kaiser selbst vertrat Pathenstelle bei Gottfrieds Taufe, und die verlangte Summe ward von gerettetem Kirchengelde bezahlt. Unwillig über den ehrlosen Frieden ging das Deutsche Heer nach Hause. Und die Normannen hielten ihn nicht einmal, sondern setzten ihre Streifereien fort, und verbrannten Deventer noch in demselben Jahre.

Aber das Glück wollte nun einmal den schwachen Karl recht hoch erheben. Als 884 auch der Französische König Karlmann starb, und nur einen fünfjährigen Bruder, nachmals Karl der Einfältige genannt, hinterließ, fielen die Französischen Großen darauf, sich dem Kaiser Karl dem Dicken zu unterwerfen. Wirklich empfing Karl den Eidschwur dieser neuen Vasallen zu Gondreville, und so war unter ihm fast die ganze Macht Karls des Großen vereinigt.

Aber nur kurze Zeit. Karl der Dicke war nicht Karl der Große. Wie in diesem der Zuwachs an Arbeit die Fülle der Kraft entwickelt hatte, so offenbarte er in jenem die Blöße der Ohnmacht. Man drängte ihn abermals, die Normannen aus dem Lande zu schlagen. Er kaufte ihnen den Frieden abermals mit Gelde und Provinzen ab, und diese, Deutschen Männern doppelt schimpfliche Art, sich eines Feindes zu entledigen, brachte ihn um den letz-

ten Rest von Achtung. Ein von ihm beleidigter Bischof Leutward von Vercelli reizte den tapfern Herzog Arnulf von Kärnthen (des 880 gestorbenen Karlmann von Baiern natürlichen Sohn) die allgemeine Stimmung der Deutschen zu benutzen, und sich an die Spitze des Reichs zu stellen. Die Ostfranken, Thüringer und Sachsen wurden bald gewonnen. Endlich fielen auch die Schwaben, die als Karls älteste Unterthanen am längsten an ihm gehangen, von ihn ab, und erklärten sich auf einem Reichstage zu Tribur (887) für Arnulf. Karl überlebte seine Schande nicht lange; er starb schon 888, den 21. Januar, fast in Dürftigkeit.

Arnulf trat fest und männlich auf. Unter seiner tapfern Anführung wurden zuerst die allgefürchteten, bisher unbesiegbar geglaubten Normannen, an der Dyle, nicht weit von Löwen, gänzlich aufs Haupt geschlagen, zwei ihrer Könige, Gottfried und Siegfried, getödtet, und funfzehn Feldzeichen erobert; ein herrlicher Sieg, der jedes Deutsche Herz mit Ehrfurcht und Liebe für den Retter der allgemeinen Sicherheit und den Rächer der Nationalehre erfüllte. Dagegen forderte er gegen den Slavischen König Zwentibold von Mähren, dessen Macht er selbst durch Böhmen vergrößert hatte, und der ihm dann dennoch treulos den Gehorsam verweigerte, die Hülfe eines andern Volkes auf. Dies waren die Ungern, die sich nach den Zeiten Karls des Großen in Pannonien niedergelassen hatten, und von den Schriftstellern jener Jahrhunderte als so wild, ungeschlacht und verwegen geschildert werden, wie die Hunnen. Sie kamen auf Arnulfs Ruf, während dieser von der andern Seite her in Zwentibolds Lande eindrang. So ward der stolze Slave gedemüthigt und mußte sich unterwerfen, aber Deutschland erhielt zum Unglück nach Arnulfs Zeiten an den neuen Freunden die schlimmsten Feinde.

Arnulfs Blick war nicht bloß auf Deutschland beschränkt, er versuchte, auch die übrigen Karolingischen Länder zur Anerkennung seines oberherrlichen Ansehens zu zwingen. Wirklich mußten sich die Herrscher von Frankreich und der beiden neu entstandenen, von Frankreich losgerissenen Burgundischen Reiche (unten Abschn. 8.) dazu bequemen, doch hatte es mit dieser Oberherrlichkeit nicht viel zu bedeuten. Mit Italien gelang es ihm dem Anschein nach am besten, weil der Kampf mehrerer Parteien ihm die Pforten dieses Landes öffnete. Denn dort stritten seit dem Tode Karls des Dicken die Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, welche beide ihr Geschlecht in weiblicher Linie von Karl dem Großen ableiteten *), um den Thron. Berengar war schon zum König von Italien gekrönt **). Da ward er von Guido in zwei Schlachten besiegt, und flehte nun des Deutschen Königs Hülfe an. Günstige Umstände für einen tapfern Kriegsmann, der selber Ansprüche auf Italien machte. Arnulf that 894 einen Feldzug über die Alpen und, da nach Guido's indeß erfolgtem Tode die Spoletinische Partei für dessen Sohn Lambert die Unruhen fortsetzte, im nächsten Jahre einen zweiten. Er sprengte die Thore Roms, jagte die Spoletiner aus der Stadt, ließ sich vom Papst zum Kaiser krönen und vom Römischen Volke den Eid der Treue schwören (896). Indeß dauerte diese neue Deutsche Herrschaft nicht lange. Lambert starb zwar schon 898,

*) Von dem Erstern ist diese Abstammung zweifelhaft.

**) Bei dieser Gelegenheit soll zuerst von der berühmten eisernen Krone Gebrauch gemacht worden seyn. Diese Krone, von der Königin Theudelinde (oben S. 92.) in die von ihr erbaute Kirche Johannis des Täufers zu Monza geschenkt, ist von Gold, ohne Zinken, und umschließt einen eisernen Reif, den eine spät erfundene Wundersage aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet seyn läßt.

allein nun trat Berengar hervor, vertrieb den König des Cisjuranischen Burgunds, Ludwig, den seine Gegner herbeigerufen hatten, um ihn zum König zu erheben, und behauptete die Herrschaft.

Von den Deutschen konnte er nicht gestört werden, denn Arnulf war gleich nach seiner Heimkehr aus Italien 899 gestorben. Sein sechsjähriger Sohn Ludwig, das Kind genannt, ward von den Fürsten zu seinem Nachfolger erwählt, und der Erzbischof Hatto von Mainz zum Reichsverweser während seiner Minderjährigkeit bestimmt. Lothringen, welches Arnulf seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Königreich gegeben, fiel von diesem durch große Gewaltthätigkeiten verhaßten Herrscher ab, und ergab sich dem Deutschen Reiche. Sonst ist von dieser Verwaltung kein glückliches Ereigniß zu melden. Die Großen achteten der königlichen Macht nicht; in Sachsen schaltete Herzog Otto der Erlauchte ohne Rücksicht auf das Reich; in Franken wüthete heftige Fehde zwischen den beiden mächtigen Geschlechtern der Babenberger und Rothenburger. Diese Schwäche des zwieträchtigen Reiches benutzten die Ungern zu furchtbar zerstörenden Einfällen. Die Heere, die ihnen weder zahlreich genug, noch gut geführt, entgegengestellt wurden, schlugen sie, und verheerten dann, den wenigen Städten vorbeiziehend, das offene Land, ließen Dörfer und Klöster in Feuer aufgehen, und schleppten Männer, Weiber und Kinder zu Tausenden in die Gefangenschaft. Von tiefem Jammer über alles dieses Mißgeschick, welches er nicht zu wenden vermochte, erfüllt, starb Ludwig schon im achtzehnten Jahre seines Alters (911) und mit ihm erlosch der Stamm der Deutschen Karolinger.

---

## 7. Culturzustand der Deutschen unter den Karolingern.

Alles was wir von der Geschichte dieser Zeiten wissen, ist uns durch Geistliche aufbewahrt worden, deren Chroniken in späteren Zeiten aus dem Staube der Klöster hervorgezogen und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von fleißigen Geschichtsforschern herausgegeben worden sind. Oft haben die Chroniken nur die Geschichte des Klosters oder Ortes, in dem sie aufgezeichnet worden, zum Gegenstand, enthalten aber so viele allgemeine Merkwürdigkeiten des Staates und der Kirche eingewebt, daß sie für uns sehr wichtige Quellen sind.

Der wissenschaftliche Eifer, den Karl der Große erregt hatte, blieb auch in seinen nächsten Nachfolgern noch lebendig. Karl der Kahle bekundete seinen Sinn und seine Vorsorge für die Verbreitung höherer Bildung dadurch, daß er den Johannes Scotus Erigena aus England zur Leitung seiner Hofschule zu sich berief. Dieser war der berühmteste Philosoph und Litterator seiner Zeit, der eine damals seltene Kenntniß der Lateinischen, Griechischen, ja selbst der Arabischen Sprache besaß, ein Mann, der sich durch die Verbreitung seiner Gelehrsamkeit und seiner wahrhaft philosophischen Denkart große Verdienste um seine Zeitgenossen erwarb. In Deutschland reiften von jenen Bemühungen Karls des Großen die schönsten Früchte. Die gelehrte Schule zu Fulda ging hier allen übrigen voran, besonders seitdem der berühmte Rabanus Maurus (gest. 856) als Lehrer an derselben auftrat, der seinen Meister Alcuin an Umfang der Gelehrsamkeit noch übertraf. Lange Zeit glaubte man nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Ländern, man könne die weltlichen

Wissenschaften nirgends besser als zu Fulda lernen. Es gab zu einem hohen Kirchenamte keine vollgültigere Empfehlung, als die, unter Rabanus gebildet zu seyn; Prälaten sandten ihre Mönche, edle Geschlechter ihre Sprößlinge aus der Nähe und Ferne, um diesen berühmten Lehrer zu hören. Doch waren neben Fulda auch noch manche andere Klöster wegen guter Lehrer sehr geschätzt. Leider aber wirkten die Kriegsstürme von den Normannen, Slaven, Ungern, äußerst nachtheilig, Klöster und Schulen wurden zerstört, und die kaum begonnene Bildung fing schon wieder an, zurück zu schreiten.

Alle diese Männer schrieben Lateinisch, weil die Grundlage ihrer Bildung aus den Trümmern der alten bestand, und ihre Gelehrsamkeit hatte sich in den Landessprachen noch eben so wenig ein neues Organ bilden können, als der Staat und die Kirche, deren Sprache ebenfalls fortwährend die Lateinische blieb. Einiges aber, was besonders für das Volk bestimmt war, ward doch auch schon in der Landessprache versucht, wovon wir selbst oben einige Proben gesehen haben. Otfried, ein wackerer Mönch und Vorsteher der Schule im Kloster zu Weißenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus Maurus, tadelte mit edler Wärme Diejenigen, die, ihre eigene Sprache verachtend, die Lateinische vorziehen, die sie erst mit so vieler Mühe erlernen müssen. „Haben so viele andere Völker, sagt er, ihre eigene Sprache angebaut, warum sollen die Franken allein dies nicht thun, und sich nicht einmal getrauen, in ihrer Sprache das Lob Gottes zu singen?“ Er selbst dichtete eine Umschreibung der evangelischen Geschichte in gereimten Strophen, die er dem Könige Ludwig dem Deutschen zueignete, wodurch er ein anregendes Beispiel gab, das Deutsche zur Schriftsprache auszubilden.

Dankbar werde dafür der Name des würdigen Mannes von seinen spätesten Enkeln genannt.

Freuen muß sich ferner der Deutsche, wenn er in einem noch vorhandenen Briefe den Papst Johann VIII. den Bischof Anno von Freisingen um eine gute Orgel und einen guten Orgelspieler bitten sieht. So schnell hatte also der Deutsche Fleiß die fremde Erfindung ausgebildet, daß die Italiener selber schon von uns die Künstler borgen mußten. Aus den Capitularien Karls des Großen lernen wir eben so auch den Acker- und Gartenbau der Deutschen sehr vortheilhaft kennen. Es kommen darin schon alle feinere Früchte und eine große Verschiedenheit einzelner Obstarten vor.

Aber die Kriege zernichteten auch vieles Gute wieder. Sie waren gewöhnlich so verheerend, daß bei dem Mangel an Handelsverbindung und der Unsicherheit der Straßen oft theilweise Hungersnoth ausbrach. So sind in den noch übrigen Jahrbüchern des Klosters Fulda, in dem kurzen Zeitraum von 850 bis 874 vier schwere Hungerjahre angezeigt, in denen fast der dritte Theil der Menschen gestorben seyn soll.

Der Handel in Deutschland war fast bloß in den Händen der Juden. Diese, seit ihrer Zerstreuung über alle Lande vom Ackerbau, auf welchen ihr großer Gesetzgeber einst das ganze Daseyn des Volkes gegründet hatte, entwöhnt, hatten sich schon im Römischen Reiche ganz dem Handel, als dem einträglichsten Gewerbe, hingegeben, und sich durch den großen Reichthum, welcher ihnen durch denselben zufloß, eben so sehr den Weg zu Begünstigungen und Befreiungen von bürgerlichen Lasten eröffnet, als durch diese Vorzüge Haß und Mißgunst zugezogen. Ihre strenge Absonderung, ihr starres Festhalten an der Weise und den Gebräuchen ihrer Vorfahren, ihr Widerwille gegen das

Christenthum trugen nicht wenig dazu bei, diese Feindschaft zu vergrößern und zu bestärken, welche in manchen Ausbrüchen der Volkswuth hervortrat. Aber der Schutz der Herrscher und die Handhabung vieler zu ihren Gunsten erlassener Gesetze waren mächtiger, und so fanden denn die Deutschen bei ihren Eroberungen im Römerreich Juden in großer Zahl und im Besitze bedeutender Reichthümer. Auch in Gallien und den Rheinlanden war durch den Handel der größte Theil alles baaren Geldes in ihren Händen. Daher wurden sie auch in den Karolingischen Zeiten oft von geldbedürftigen Vornehmen sehr geliebkoset, und selbst am Hofe wußten sie sich Einfluß zu verschaffen. Mit Abscheu lesen wir, daß sie sogar einen geheimen Menschenhandel nach dem Arabischen Spanien getrieben haben.

Nächst ihnen waren die Kirchen und Klöster die größten Geldbehälter, die daher oft zur Zeit der Noth von den Fürsten gebrandschatzt wurden. Wie ihrer in Folge der Siege Karls des Großen im nördlichen Deutschland viele emporstiegen, ist oben erzählt. Die Stiftungen dieser Art verdienen unser dankbares Andenken, als die ersten Schritte zur Bildung unserer Voraltern, wie Vieles auch, im Vergleich mit unseren Zeiten, den Bildnern selbst noch fehlte. Denn schon die bürgerliche Aufsicht, welche diese über ihre Pfarrkinder zu führen hatten, mußte bei der Mangelhaftigkeit der Gerechtigkeitspflege und Polizei sehr nützlich seyn. Jeder Bischof mußte jährlich seinen Sprengel bereisen, und überall ein scharfes Sittengericht, Send (Synodus) genannt, halten. Jedermann mußte, bei Strafe des Kirchenbanns, dabei erscheinen. Sieben ältere rechtliche Männer mußten schwören, nichts verheimlichen zu wollen, und hierauf fingen die Fragen an. Unter diesen Fragen, wovon uns Rhegino, Mönch zu Prüm (gest. gegen 915), ein langes

Verzeichniß aufbehalten hat, kommen mehrere vor, die für die Sittengeschichte merkwürdig sind, z. B. ob jemand in der Pfarrei sey, der einen Menschen umgebracht; ob einer einen Reisenden oder einen Sklaven durch Schmeicheleien angelockt, und nachher außer Landes verkauft; ob jemand einen christlichen Sklaven an einen Juden verhandelt, oder ob man einen Juden wisse, der mit christlichen Sklaven handle; ob ein Zauberer oder Wahrsager da sey; ob jemand zauberische Opfer verrichte, bei Bäumen, Brunnen oder Steinen; ob ein Weib vorhanden sey, die vorgebe, die Gemüther der Menschen zum Hasse oder zur Liebe lenken, fremde Güter besprechen zu können, des Nachts mit dem Teufel auf gewissen Thieren zu reiten oder in einem Bunde mit ihm zu stehen; ob jemand etwas bei sich trage, wodurch er glaube das Gericht Gottes (z. B. den Zweikampf) verkehren zu können u. dgl. Die Strafen bestanden entweder in Geld oder in Fasten oder in langem Beten. Einen Monat nichts als Brot und Wasser genießen, sollte soviel seyn, als 1200 Psalmen kniend oder 1680 stehend beten.

Der Bann wurde mit kluger Vorsicht nur selten angewandt, um ihn nicht gewöhnlich und dadurch unkräftig werden zu lassen. Und da die Ausschließung von Messe und Gottesdienst von Vielen aus dem Volke wol nicht als eine sehr empfindliche Strafe betrachtet worden wäre, so blieb die Kirche bei diesen ursprünglichen Folgen des Bannes nicht stehen, sondern ließ es sich angelegen seyn, die Trennung von ihrer Gemeinschaft in eine von der ganzen menschlichen Gesellschaft zu verwandeln. Niemand, ward verordnet, solle mit den Gebannten essen und trinken, niemand mit ihnen sprechen oder sie grüßen. Ja man rief sogar die Hülfe des weltlichen Armes wider sie auf, und König Arnulf verordnete, daß Diejenigen, die, um Lösung des

Bannes, in den sie verfallen, zu erhalten, sich nicht zur Buße und Genugthuung verstehen wollten, von den Grafen vor Gericht gezogen werden sollten.

Eine neue Erscheinung in der Kirche seit dem achten Jahrhundert war das kanonische Leben der Geistlichkeit, zur Verbesserung ihrer Sitten und ihres Wandels, gestiftet vom Bischof Chrodegang von Metz (gest. 769). Verbreitet wurde es besonders durch Ludwig den Frommen, und bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts war es bereits in allen bischöflichen Kirchen von Deutschland, Frankreich und Italien eingeführt. Diesen Beifall verdankte es der Vorstellung der Zeit von der Heiligkeit des Mönchsstandes. Die Geistlichen traten hier in eine weit genauere Verbindung, wohnten und aßen beisammen und beteten gemeinschaftlich zu bestimmten Stunden. Die Glieder dieser Gemeinschaft wurden Canonici genannt. Vom Mönchsleben, dem sie sich sehr näherten, unterschieden sie sich dadurch, daß sie keine Gelübde ablegten, und eigenen Besitz haben durften. Aus diesen geistlichen Körperschaften gingen mit einer von dem Zwecke des Stifters sehr verschiedenen Wendung die Domcapitel hervor, welche die Gewalt der Bischöfe in ihren Sprengeln mannigfach beschränkten.

---

## 8. Die Französischen Karolinger.

(843—987.)

Diese Könige waren noch weit schwächer und zum Regieren unfähiger als die Deutschen desselben Stammes. Wir haben gesehen, daß Karl der Kahle seine Hände nach der Kaiserkrone, nach Italien und Deutschland ausstreckte, und doch konnte er sein angestammtes Land kaum behaupten.

Die Seeprovinzen von Frankreich und die Städte an den großen Flüssen waren ein vorzügliches Ziel der räuberischen Normannischen Geschwader. Ja diese kühnen Nordländer spotteten der Macht Frankreichs so sehr, daß sie im Jahre 845 auf der Seine bis nach Paris segelten, und der Enkel des Mannes, dessen Schwert in ganz Europa mächtig gewaltet hatte, kaufte ihnen den Rückzug schimpflich ab. Dies aber wurde nur eine größere Lockung für sie; fast jedes Jahr erschienen sie wieder, und plünderten bald dort bald hier. Eben so tief wie das Ansehen des Reiches nach außen, sank die königliche Macht im Innern herab. Karl der Kahle wurde von den trotzigen Großen zu einer Reihe von Bewilligungen gezwungen, durch welche die Krone an Gewalt über die Vasallen immer mehr einbüßte. Ob die Erbfolge in den Grafschaften unter diesem Könige schon gesetzlich wurde, ist nicht ganz klar, gewiß aber hatte das Herkommen, wonach der Sohn dem Vater in den großen Beneficien wie in einem Eigenthum folgte, alle Wirkungen eines ausdrücklichen Gesetzes. Die Grafen wurden aus Richtern und Anführern zu wahren Gebietern in ihren Bezirken, maßten sich in denselben fast alle Rechte der obersten Staatsgewalt an, und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Besitzungen und Rechte zu vermehren. Die Mächtigsten derselben führten bald wieder den herzoglichen Titel. Auch rissen sich nach Karl dem Kahlen die zu dem ehemaligen Königreiche Burgund gehörigen Provinzen gänzlich von Frankreich ab. Die dortigen Bischöfe trugen unter Mitwirkung Papst Johanns VIII. im Jahre 879 dem Herzog Boso von Provence, einem Schwager Karls des Kahlen, die Krone an, wozu dieser sich nicht lange nöthigen ließ. Der neue Staat bestand außer der Provence und der Dauphiné, aus Theilen von Languedoc und der Franche

Comté, dem Gebiet von Lyon u. s. w., und hieß das Königreich Provence, nachmals das Cisjuranische Burgund, zum Unterschiede von einem zweiten, Transjuranischen Königreiche Burgund, welches aus dem größten Theile der Schweiz, Savoyens und der Franche Comté bestand, und dessen erster König, Rudolf, ein angeblicher Enkel Ludwigs des Frommen war.

Den Entschluß, sich in den Gegenden, deren Statthalter er bisher gewesen, zum König aufzuwerfen, faßte Rudolf um die Zeit, wo Karl der Dicke abgesetzt und gestorben war (888), und in allen Ländern des ehemaligen Karolingischen Großreiches die Mächtigsten nach der Krone griffen, in Deutschland Arnulf, in Italien Berengar und Guido. Auch die Französischen Großen bedurften eines kräftigen Führers gegen die Normannen, und erhoben daher den durch Tapferkeit erprobten Grafen von Paris und Herzog von Francien Odo, gegen den indeß bald eine andere Partei aufstand, welche Karl den Einfältigen (oben S. 219.) zum Könige krönte. Nach Odo's Tode (898) wurde Karl zwar von allen Vasallen anerkannt, aber leider war es gerade seine ungemeine Schwäche, die ihnen gefiel, da sie nun desto ungestörter um sich greifen und ihre Macht befestigen konnten. Die Normannen, die auch Odo nicht hatte besiegen können, setzten ihre räuberischen Einfälle unaufhörlich fort, und Karl mußte sich endlich entschließen, einem kühnen Führer derselben, Rollo, eine ganze Provinz zu überlassen, unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse, und ihn, den König von Frankreich, als seinen Oberlehnsherrn erkenne (911). So wurde Rollo, in der Taufe Robert genannt, der erste Herzog der Normandie, welche Benennung die ihm eingeräumte Provinz von den neuen Ansiedlern erhielt, und der benach-

barte Graf von Bretagne ward ihm sogar noch als Vasall untergeordnet. Bald wurden die Normannen, der Sprache nach, zu Franzosen, und der Sprache folgten dann auch Sitten und Gesinnung, aber um die Könige ihres neues Vaterlandes bekümmerten sich ihre Herzoge wenig oder gar nicht.

Mit der Abfindung dieses beschwerlichen Feindes war für Karl den Einfältigen noch keine Zeit der Ruhe gekommen, und das schwerste Mißgeschick stand ihm noch bevor. Odo's Bruder Robert, der Erbe seiner Macht, erhob sich wider ihn als Gegenkönig, und nachdem dieser in einer Schlacht gefallen war (923), Rudolf Herzog von Burgund, besonders unterstützt von Roberts Sohn, Hugo dem Weißen, welcher nachher der Große genannt ward. Karl starb in der Gefangenschaft (929). Rudolf war nun zwar allein König, aber die verderblichen Parteiungen unter den Großen dauerten fort. Nach Rudolfs Tode (936) holten sie sich einen Sohn Karls des Einfältigen, den seine Mutter nach England geflüchtet hatte, Ludwig IV., welcher deswegen der überseeische (d'Outremer) genannt wurde, von dort her, und ließen ihn zu Rheims zum Könige krönen. Auch er war der Spielball der mächtigen Vasallen, besonders Hugo's des Großen, dem jetzt auch das Herzogthum Burgund zugefallen war, und der an Ruhm, Ansehen und Größe der Besitzungen über alle Andere hervorragte. Abtretungen und Geschenke waren für diese schwachen Könige das einzige Mittel, die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen, und sie hatten sich damit zuletzt so arm geschenkt, daß Ludwig von dem ganzen großen Reiche zuletzt fast nichts mehr übrig hatte, als die einzige Stadt Laon. Darum konnte auch dem Sohne und Nachfolger dieses Ludwig, Lothar (954—986), obschon es ihm weder an geistigen Fähigkeiten, noch an Muth fehlte, die Wiederherstellung

der zu einem leeren Schatten herabgesunkenen königlichen Macht nicht gelingen. Auch der Tod Hugo's des Großen änderte wenig, sein ältester Sohn Hugo Capet erbte mit dem Herzogthume Francien des Vaters Ansehen. Als nun Lothars Sohn, Ludwig V., der wegen seiner Unthätigkeit den Beinamen des Faulen erhalten, schon nach einer Regierung von fünf Vierteljahren starb (987), rief Hugo Capet schnell seine Anhänger zusammen, nahm den Königstitel an, und wurde von den übrigen großen Vasallen im Norden der Loire bald anerkannt. Die südlichen Herzoge und Grafen zögerten, und mußten zum Theil mit den Waffen gezwungen werden, ihren Widerstand aufzugeben. Indeß konnte Karl, Herzog von Niederlothringen (s. unten Abschn. 12.), der letzte noch übrige Karolinger, seine Ansprüche nicht geltend machen, und starb zuletzt als Gefangener seines Gegners. Von Hugo Capet stammen alle folgenden Könige von Frankreich ab, bis auf den heutigen Tag.

---

## 9. Frankreich unter den ersten Capetingern.

(987 — 1060.)

Es war einer der ersten Schritte Hugo's, sich die Geistlichkeit durch Rückgabe vieler Abteien und Güter, welche sein Haus an sich gerissen hatte, geneigt zu machen, denn er bedurfte mächtiger und einflußreicher Freunde. Der König war jetzt als Herzog von Francien (**Isle de France**), welches den größten Theil der Länder zwischen der Seine und Loire, Paris und Orleans, in sich begriff, zwar der mächtigste Güterbesitzer in Frankreich, aber er war doch immer nur der Erste unter Vielen, die ihm an Macht sehr nahe kamen. Diese großen unmittelbaren Kronvasallen wa-

ren: die Herzoge von Burgund (der Bourgogne, nicht mit den Burgundischen Königreichen zu verwechseln), von der Normandie, von Aquitanien (Guyenne), und von Gascogne, und die Grafen von Vermandois (denen ein großer Theil der Picardie und fast die ganze Champagne gehörte), von Flandern, und von Toulouse (Languedoc). Mehr oder weniger bestanden damals in den übrigen Germanischen Reichen ähnliche Verhältnisse, und von jetzt an erhält die Geschichte des Mittelalters ihr größtes Interesse von dem Kampfe, den die Könige mit ihren Vasallen, oder der Feudalaristokratie, und der Geistlichkeit um die Oberherrschaft begannen. Frankreich ist dasjenige Land, in welchem dieser Kampf zuerst zum Vortheil der Krone beendigt worden, und es ist höchst anziehend zu sehen, auf welchen Wegen dies gelang.

Die ersten Capetinger *) waren zwar nicht eben große, durch ihre Persönlichkeit ausgezeichnete Fürsten, allein sie hatten das Glück, sehr alt auf dem Throne zu werden. In zweihundert Jahren nur sechs Könige, ist ein seltener Fall. Dabei hatten sie die Vorsicht, ihren Söhnen noch bei ihrem Leben die Nachfolge zu sichern, so daß deshalb nie ein Streit entstand. So wurde das Haus der Capete allmählig so eingewohnt auf dem Throne, daß ihre Namen schon durch die Kraft des Alterthums Ehrfurcht wirkten.

Dessen ungeachtet war die Gewalt eines damaligen Königs von Frankreich noch ärmlich genug. Die Macht der späteren Capetinger wurde besonders dadurch erweitert, daß sie durch kluge Benutzung der Umstände, durch Heirathen mit Erbtöchtern z. B., die großen Lehen an sich zu bringen wußten, aber bis gegen die Zeit des ersten Kreuz-

*) Hugo Capet starb 997. Nach ihm regierten während dieses Zeitraums noch: Robert bis 1031; Heinrich I. bis 1060; Philipp I. bis 1108.

zuges gewann die Krone zu ihren ursprünglichen Besitzungen noch nichts *); und selbst diese Domainen waren noch von fremden Besitzungen durchschnitten. Alles übrige gehörte den Kronvasallen, die zwar dem Könige gehuldigt hatten, aber in ihren Gebieten als völlig unumschränkte Herren hauseten, Kriege führten, und nicht selten den König selbst befehdeten. Die mächtigsten Untervasallen dieser Herzoge und unmittelbaren Grafen hielten sich gegen ihren Lehnsherrn oft für eben so unabhängig, als diese gegen den König, daher auch manche von ihnen zu unmittelbaren Kronvasallen emporstiegen, und dagegen schwächere Vasallen des Königs zu Unter- oder Aftervasallen herabsanken. In diesen Zeiten, welche man daher die des Faustrechts genannt hat, wurden in Frankreich wie in anderen Ländern beinahe soviel verschiedene kleine Kriege geführt, als feste Schlösser im Lande waren. Es gab nur zwei freie Stände im Staate, die Geistlichkeit und den Lehnsadel; alle anderen lebten in Abhängigkeit von jenen, nicht nur die eigentlichen Leibeigenen, sondern auch alle die, welche ehedem als die minder begüterten Freien den Kern der Nation ausgemacht hatten, aber nun zu Hintersassen des Adels herabgesunken waren. Folge dieses Zustandes war häufiger, oft harter Druck der Untergebenen, welche bei den Gesetzen wenig oder gar keinen Schutz gegen ihre Herren fanden. Daß aber dennoch hier bei weitem nicht so viel Übles geschah, als geschehen konnte, geht am besten daraus hervor, daß die Nation nicht Kraft und Lebensmuth ganz verlor, sondern sich aus diesem Zustande zu höherer Entwickelung

*) Denn das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) welches König Robert ererbte, gab dessen Sohn Heinrich I. seinem Bruder Robert, der Stammvater der älteren königlichen Linie der Herzoge von Burgund ward.

und Bildung aus eigenen Kräften emporhob. Auch trat die Kirche häufig mildernd ein, durch Ermahnung, Warnung, Drohung, oder auch durch geistliche Strafen. Eine sehr wohlthätige Verordnung derselben war der Gottesfriede. Denn weil mancher Edelmann sein ganzes Leben hindurch die Fehden mit seinen Nachbarn unterhielt, darüber Äcker und Saaten zerstampft wurden, und alles Gewerbe liegen blieb, verordneten die Bischöfe durch Conciliens beschlüsse (1034), daß in jeder Woche von neun Uhr Sonnabends bis ein Uhr Montags keiner den andern angreifen dürfe. Nachher verlängerte man die Zeit des Waffenstillstandes von Mittwoch Abend bis Montag früh; in anderen Ländern setzte man auch andere Fristen. Auch vom ersten Advent bis Epiphanias sollten alle Fehden ruhen. Wer diesen Gottesfrieden*) brach, kam in den Bann. Allein es war fast unmöglich, ihn überall als feste Sitte geltend zu machen.

In der großen Verwirrung unter den späteren Karolingern waren die Anstalten wieder verfallen, welche von Karl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen worden waren. Die Bischöfe lagen den Waffenübungen und der Jagd ob, Domherren, Äbte und Mönche verwilderten, viele Geistliche konnten nicht einmal lesen, und so versank ganz Frankreich, bis auf eine kleine Zahl auserlesener Männer, die sich in der Einsamkeit mit den Wissenschaften beschäftigten, in grobe Unwissenheit. Eine bessere Zeit begann am Ende des zehn-

---

*) Eigentlich treuga Dei, Waffenstillstand Gottes. Die erste Absicht war auf einen allgemeinen Frieden gegangen, und da die Gemüther der Menschen damals eben durch furchtbare Hungerjahre und vieles Elend in deren Gefolge erschreckt und gebeugt waren, hatten die Vasallen darein gewilligt. Aber ein solcher Friede widersprach zu sehr den Verhältnissen und Gesinnungen der Zeit, als daß er auch nur von einiger Dauer hätte seyn können.

ten Jahrhunderts; und im elften hoben sich die Schulen wieder, besonders erhielt Paris einen großen wissenschaftlichen Ruf und zog viele Ausländer, der Studien wegen, zu sich. Eine edle Wißbegierde belebte die Geistlichkeit, es entstanden wieder Bibliotheken, und der Lateinische Vortrag ward besser.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die von der nächsten Zukunft außerordentliche Dinge erwarteten; in jenen Jahrhunderten, wo die Bildung so wenig verbreitet war, waren solche Vorstellungen natürlich weit allgemeiner. So erfüllte der Glaube, daß mit dem Ende des Jahrtausends nach des Erlösers Geburt die Welt untergehen würde, die Menschen mit kindischer Furcht und abergläubischer Frömmigkeit. Man schenkte den Kirchen weit mehr als sonst. Niemand besserte an seinem Hause etwas aus, man ließ Alles verfallen. Als man aber endlich sah, daß nichts erfolgte, faßte man wieder Muth, und baute im elften Jahrhundert desto mehr neue Kirchen und Klöster auf.

Unter den Französischen Königen war besonders Robert, Hugo Capets Sohn, sehr gottesfürchtig; er versäumte keine Messe, las täglich in dem Psalmbuch, fastete, wachte häufig, und schlief während der Passionszeit auf bloßer Erde. Er speisete viele Arme, oft tausend auf einmal, und am grünen Donnerstage bediente er bei Tische dreihundert Arme knieend und Psalmen singend. Nach der Mahlzeit wusch er ihnen die Füße, und beschenkte sie mit Gelde. Zur Ehre der zwölf Apostel hatte er jederzeit zwölf Arme bei sich, die auf Eseln vor ihm her ritten und Gott lobten. Unverschämte Menschen benutzten die Mildthätigkeit des gutmüthigen Königs so keck, daß sie ihm die Pelzstreifen und die goldenen Zierrathen vom Mantel rissen, welches er mit unermüdlicher Langmuth trug.

---

## 10. Deutschland unter Konrad I.

(911—918.)

Nach dem Abgang der Karolinger bestand der Deutsche Staatskörper aus fünf großen Völkerstämmen und Herzogthümern, Franken, Sachsen, Lothringern, Schwaben und Baiern, unter denen nur noch ein schwacher Zusammenhang übrig war. Es war demnach die größte Gefahr vorhanden, daß das Deutsche Reich jetzt in lauter kleine Staaten zersplittert werden möchte. Zum Glück aber waren die Franken und die Sachsen mit einander einig, daß man wieder einen König wählen müsse, und der Sachsenherzog Otto, dem man diese Würde zuerst antrug, schlug selbst den Herzog Konrad von Franken *) an seiner Stelle als den Tüchtigern vor, der auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde.

Konrad hatte den Ruf eines durchaus rechtschaffenen, tapfern und verständigen Mannes. Seine erste Sorge war, das so sehr gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, aber dies gelang ihm bei weitem nicht. Zuerst wollte er die unruhigen Großen in Lothringen unterwerfen, die sich nach dem Tode Ludwigs des Kindes zu Frankreich gewandt hatten, aber er konnte das Land den Franzosen nicht wieder entreißen. Im Jahre 912, als der Sachsenherzog Otto starb, wollte er dessen Sohn Heinrich nicht die ganze Lehnsfolge in Sachsen und Thüringen bewilligen **), allein

*) D. i. des Landes am Main und Mittelrhein zwischen den Gauen der Sachsen und Allemannen oder Schwaben.

**) Man muß bei dem Namen Sachsen nicht an das heutige Königreich dieses Namens denken, sondern vielmehr an Niedersachsen und einen Theil von Westphalen. Die Landstriche zwischen der Mittelelbe und Saale waren damals noch gar nicht Deutsch, sondern, wie oben schon erwähnt ist, im Besitze des Slavischen Stammes der Sorben.

Heinrich war tapfer, mächtig, und von seinen Völkern sehr geliebt, und widersetzte sich standhaft. Konrad ließ vom Kriege ab, ohne daß es zum Frieden gekommen zu seyn scheint, und Heinrich blieb im Besitze seiner Länder. Dagegen wurden die in Schwaben mit herzoglicher Macht waltenden Kammerboten Erchanger und Berthold, welche an dem Bischof Salomo von Costnitz schwere Frevel verübt, vom Könige vor eine Fürstenversammlung geladen, und nach deren Ausspruch enthauptet, worauf sich die Schwaben mit königlicher Einwilligung einen Herzog, Namens Burkhard, wählten. Auch Herzog Arnulf von Baiern, welcher den Kammerboten, als seinen Anverwandten, Beistand geleistet, mußte vor der überlegenen Macht des Königs aus seinem Lande weichen.

Über diesen inneren Unruhen fielen die Ungern verheerend in das Reich ein, und drangen in verschiedenen Schwärmen bis nach Fulda, ja bis nach Elsaß und Lothringen (915 und 917). Eben da man von dem wackern Konrad Hülfe gegen diese wilden Feinde erwartete, verfiel er in eine tödtliche Krankheit. Selbst unbefriedigt durch die geringen Erfolge seiner Regierung, beschloß er sein Leben mit einem Zuge wahrhaft Deutschen Edelmuths. Er ließ seinen Bruder Eberhard zu sich kommen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler anderen Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß dir also deine eigene Wohlfahrt und das Beste der Franken empfohlen seyn. Wir sind im Stande Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, und alles was zum königlichen Glanze gehört — nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht. Das aber besitzt im vollen Maaße Heinrich; auf den Sachsen beruht allein das Wohl des Reichs. Nimm diese Zeichen der Königswürde, Mantel, Lanze,

Schwert und Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrichen, und mach ihn dir zum Freunde auf immer. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe." — Alle Anwesende waren gerührt über diese unparteiische Schätzung der Verdienste seines Feindes, und versprachen ihm, seinen letzten Willen zu erfüllen. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen (918), so ging sein Bruder mit den Reichsinsignien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort seine Güter hatte, die unerwartete Botschaft zu überbringen.

---

## 11. Heinrich I. der Vogelsteller.

(919—936.)

Er fand ihn eben auf der Jagd, mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt, und davon haben mehrere Chronikenschreiber den Beinamen des Vogelstellers hergenommen. Er verdiente eher der Große zu heißen, denn er erhob das schon zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren zur ersten Macht der Christenheit, und gab den Deutschen ihren siegreichen Arm wider die Feinde, den alten Ruhm ihrer Tapferkeit wieder.

Er war von männlich schöner Gestalt, und großem Liebreiz der Sitten und des Umgangs. Muth und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters in hohem Grade eigen. In früheren Jahren hatte er einst, mehr zu Fuße als zu Pferde, eine Reise nach Rom unternommen, zur Büßung seiner Sünden. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele bezeichnen ihn in jeder Handlung. Jagte er, so ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand

dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären und anderes Wild erlegt hatte; war er in Waffenübungen, so legte er nicht eher die Lanze nieder, als bis kein Gegner mehr zu besiegen war, und stand er einmal an der Spitze der Truppen, so gings über Rhein und Main, Elbe und Havel, und auf jedem Zuge mußte eine Provinz erobert seyn. Die Leidenschaftlichkeit hätte ihn zu vielem Bösen hinreißen können, wenn sie nicht früh durch einen festen Verstand geleitet worden wäre. Aber er sah immer das Gute zuerst; von einer Ungerechtigkeit findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur.

Eine glücklichere Wahl hätte man also gar nicht treffen können. Die Feierlichkeit des öffentlichen Ausrufs ging zu Fritzlar vor sich, wo sich die Fürsten der Sachsen und Franken zu diesem Ende versammelt hatten. Als sich ihm der Erzbischof von Mainz nahte, ihn zu salben, sagte Heinrich: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß.“ Hierauf zog er gegen den Herzog Burkhard von Schwaben, welcher seiner Wahl nicht beigepflichtet hatte, und zwang ihn zur Anerkennung. Indeß war Herzog Arnulf nach Baiern zurückgekehrt, und da nun die Königswürde von den Franken auf die Sachsen übergegangen war, so glaubte er des Vasallenverhältnisses enthoben zu seyn, und nahm selbst den königlichen Titel an. Als nun aber Heinrich mit Heeresmacht heranzog, und Regensburg belagerte, ward ein Vergleich geschlossen, für beide Theile ehrenvoll, denn Jeder achtete des Andern Macht. Arnulf erkannte Heinrich als allgemeinen König von Deutschland an, erhielt aber als Herzog von Baiern eine noch ausgedehntere Gewalt, als früher. Unter den neuen Befugnissen, die ihm zuge-

standen wurden, war ungehinderte Verfügung über die Besitzungen der Geistlichen, wofür ihm diese den Beinamen des Bösen gegeben haben.

Um sich gegen Frankreich zu sichern, ging Heinrich 921 über den Rhein, hatte auch in demselben Jahre eine Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen in einem Schiffe auf dem Rhein, in welcher beide Könige sich Freundschaft gelobten. Bald darauf, als der Franzosenkönig seine Krone nicht mehr behaupten konnte, brachte Heinrich Lothringen wieder an das Deutsche Reich.

Im Jahre 924 thaten die Ungern einen ihrer gewöhnlichen furchtbaren Einfälle in Deutschland, und raubten und mordeten bis ins Thüringische hinein. Unglücklicher Weise lag Heinrich den ganzen Sommer im Hildesheimischen krank, und konnte ihrer nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenstillstand los werden, den er mit einem Tribute erkaufen mußte. Aber nach den neun Jahren hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an ihre Kriegsart zu verbessern. Er lehrte sie in geschlossenen Gliedern und planmäßig fechten, und bemühte sich besonders, eine kühne und geübte Reiterei zu bilden, als welche allein gegen die Ungern entscheiden konnte. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so weites Vordringen der Feinde möglich machte, so befestigte er gegen Ungern und Slaven bequem gelegene Örter, besonders in Sachsen, theils durch Mauern, theils durch Burgen, in welche er jeden neunten Dienstmann vom Lande verlegte. Diese Anstalten waren äußerst ersprießlich, wenn man aber Deutschland von Heinrich mit vielen neuen Städten verzieren läßt, so erweist man ihm zu viel Ehre *).

---

*) S. Wilken Handbuch der Deutschen Historie, Abth. I. S. 179.

Während die Ungern ihn in Ruhe ließen, übte er seine Krieger gegen die Wenden an der Elbe, Saale, Havel und Dosse, und drang also bis ins Brandenburgische vor. Brannibor (Brandenburg), den Hauptort der Heveller, eroberte er im Winter 926 mit Hülfe der zugefrornen Havel und befestigte es, doch konnte man diese überelbischen Eroberungen noch nicht überall behaupten. Um aber die nördlichen Wenden zu beobachten und der Deutschen Herrschaft zu unterwerfen, bildete sich allmählig in der heutigen Altmark die sogenannte Nordsächsische Mark (d. i. ein Grenzbezirk, in welchen ein Markgraf eingesetzt war zur Beaufsichtigung und Zähmung unruhiger Nachbarn). Eine ähnliche Markgrafschaft entstand späterhin gegen die Daleminicier, einen südlichern Wendenstamm, und erhielt ihren Namen von der Burg Meißen, welche als eine Hauptfestung gegen die Slavischen Einfälle schon von Heinrich erbaut wurde. So wurde das Land der Sorben eine Deutsche Provinz. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der Hauptort der Milzener, unterworfen. Im Jahre 928 eroberte Heinrich auch Prag, die Hauptstadt der Böhmen, und zwang ihren Herzog zur Lehnsunterwürfigkeit. Auch gegen die Dänen unternahm er einen Feldzug, eroberte Schleswig, setzte einen Grenzgrafen dahin, und brachte einen Dänischen Fürsten zur Taufe; die übrigen Dänen mußten versprechen, die abscheulichen Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen.

Nun war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungern abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher, auf einer Versammlung, der Zustimmung des Volks für diesen Fall versichert. Alle hatten den Krieg bewilligt; als daher die Gesandten den fernern Tribut zu fordern kamen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Hee-

reszug brach darauf 933 wie ein Heuschreckenschwarm in Thüringen und Sachsen ein; aber die braven Deutschen waren auf sie gefaßt, und fürchteten nichts mehr, als daß die Ungern nicht Stand halten, und also nicht blutig genug bezahlen würden. Und so geschah es auch; die Flucht ward allgemein, doch wurden die Meisten eingeholt und niedergehauen, und die man lebendig fing, an die Bäume geknüpft. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen, denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Verwüster des Vaterlandes. Die Hauptschlacht geschah nicht weit von Merseburg. Heinrich ließ dieselbe an einer Wand seines besten Zimmers in der dortigen Burg abmalen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorliest, gefeiert wird.

Heinrich selbst baute aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster auf, welche die Ungern zerstört hatten, und verordnete, daß im Stifte zu Quedlinburg die Töchter der Edlen, welche im Kriege fürs Vaterland gefallen wären, anständig erzogen und bis zu ihrer Verheirathung unterhalten würden. Er starb, dieser unvergeßliche Mann, im sechzigsten Lebensjahre, auf seinem Gute Memleben an der Unstrut (2. Jul. 936), als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam ward in Quedlinburg beigesetzt.

---

## 12. Kaiser Otto I. der Große.

(936—973.)

Noch bei seinen Lebzeiten hatte König Heinrich I. auf einer Reichsversammlung zu Erfurt seinem ältesten Sohne

Otto die Nachfolge zusichern lassen. Jetzt ward derselbe in Gegenwart aller großen Herzoge zu Aachen gekrönt. Bei dieser Feierlichkeit treten zuerst die nachher üblich gewordenen Ceremonialwürden der großen Vasallen, die des Erzkämmerers, Erztruchsessen, Erzschenken und Erzmarschalls, hervor. Der Herzog Giselbert von Lothringen nämlich besorgte die allgemeine Bewirthung, da Aachen zu seinem Herzogthum gehörte; Eberhard von Franken sorgte für das Essen, Herzog Hermann von Schwaben machte den Mundschenk, und Arnulf von Baiern sorgte für das Heer und den Marstall. Auch die drei vornehmsten Deutschen Erzbischöfe, von Mainz, Trier und Köln wären zugegen, und stritten sich um das Salbungsgeschäft, welches zuletzt dem Mainzer zufiel.

Otto I. besaß alle große Eigenschaften seines Vaters, nur schien er sie noch mehr geltend machen zu wollen. Dies machte ihm bald die Freunde seines Vaters abgeneigt, und reizte in Vielen die Lust, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen. Kein König hat daher mehr rebellische Vasallen zu bekämpfen gehabt, als er. Aber Tapferkeit und Glück halfen sie ihm alle besiegen, und so behielt er nach einer langen Reihe innerer Kriege und Verschwörungen sogar noch Zeit übrig, gegen äußere Feinde zu wirken.

Von seinem thatenreichen Leben hat hier nur ein kurzer Abriß Raum. Sein erster Zug ging gegen Boleslav, Herzog von Böhmen, der 938 seinen Bruder Wenzlav ermordet, und ohne den König zu fragen die Regierung übernommen hatte. Nach einem fruchtlosen Feldzuge übergab Otto diesen Krieg einem tapfern Sachsen, Hermann, Billungs Sohn, den er in der Folge zum Herzog von Sachsen ernannte, da er als König das angeerbte Herzogthum nicht behalten wollte. Der Böhmische Krieg wurde

erst nach dreizehn Jahren beendet, wo Boleslav sich unterwarf, und Christ wurde.

Nach dem Tode Herzogs Arnulf von Baiern (937) glaubte sein ältester Sohn, ohne Einwilligung des Königs das Herzogthum als ein Erbe davon tragen zu können. Otto zog wider ihn, vertrieb ihn, und setzte Arnulfs Bruder Berthold zum Herzog ein.

Andere Unruhen brachen bald darauf in Franken aus, und selbst Herzog Eberhard, König Konrads Bruder, hatte Theil daran. Der Übermuth eines Sächsischen Vasallen, der wie alle Sachsen stolz darauf war, daß der König zu seinem Stamme gehörte, und den Herzog beleidigte, hatte diesen vermocht, die Waffen zu ergreifen. Doch dämpfte der König diesen Ausbruch noch durch sein bloßes Ansehen. Er verurtheilte den Herzog Eberhard zu einer ansehnlichen Pferdelieferung, und seine Anhänger zum Hundetragen bis nach Magdeburg, einer altdeutschen beschämenden Ehrenstrafe. Aber dies erbitterte nur mehr. Als Thankmar, ein zurückgesetzter Stiefbruder Otto's, sich empörte, und sich der Festung Ehresburg in Westphalen bemächtigte, schlug sich Eberhard wieder zu ihm, und ein gefährlicher Krieg schien nahe. Aber die Treue der Sachsen rettete den König. Sie standen dem Thankmar nicht bei, übergaben Otto die Festung, und Thankmar ward in einer Kirche mit Pfeilen getödtet, seine Anhänger nach richterlichem Spruch gehängt. Eberhard erhielt durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz Verzeihung, ward aber auf eine Zeitlang nach Hildesheim geschickt. Dies kränkte abermals tiefer. Kaum losgelassen, wandte er sich an den gleichfalls unzufriedenen Herzog Giselbert von Lothringen, des Königs Schwager, bei welchem sich auch Otto's zweiter Bruder, Heinrich, eingefunden hatte, der, unzufriedener als

Beide, von des Königs Erniedrigung Erhöhung hoffte. Otto zog ihnen nach, belagerte Kievermont, hernach Breisach, aber ohne Erfolg, so daß Erzbischof Friedrich von Mainz und Bischof Ruthard von Strasburg ihn verließen, und sich nach Metz zu den Empörern begaben. Aus dieser mißlichen Lage rettete Otto sein Glück. In Eberhards eigenem Hause erhob sich Zwietracht, so daß nur ein kleiner Theil der Franken seine Partei nahm, und endlich ward in einem glücklichen Überfall bei Andernach Eberhard selbst getödtet, und Giselbert ertrank im Rheine. So hatte der Krieg ein Ende. Heinrichen erlaubte sein königlicher Bruder, still in Lothringen zu wohnen (939). Und doch nahm Heinrich zwei Jahre nachher an einer Verschwörung, den König zu ermorden, Theil, um sich auf den Thron zu schwingen. Zum Glück wurde der schändliche Anschlag entdeckt, und der großmüthige Otto verzieh seinem Bruder wiederum.

Während dieser inneren Kriege hatte eine treulose That Gero's, Markgrafen der Ostmark (an der Elbe, nördlich von Meißen), die Slaven zu einer Empörung aufgeregt, welche lange und blutige Kämpfe zur Folge hatte. Endlich aber wurden die Slavischen Völker bis zur Oder wieder unterworfen, und Otto stiftete in ihrem Lande die Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (949). Auch die Dänen hatten die von seinem Vater nach Schleswig geführte Sächsische Colonie zerstört. Otto züchtigte sie dafür, auf einem Zuge, auf dem er bis in die Spitze von Jütland drang, den König Harald zur Taufe und zum Treuschwur nöthigte, und zur Befestigung des Christenthums in diesem noch heidnischen Lande die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus anlegte.

So milde war Otto gegen seinen Bruder Heinrich

gesinnt, und so aufrichtig hatte er ihm seine Empörungsversuche verziehen, daß er ihm 947 nach Bertholds Tode das Herzogthum Baiern übertrug. Dafür blieb Heinrich nun auch entschiedener Anhänger des Bruders und eine treue Stütze in inneren und äußeren Kriegen. Seinem Tochtermann, dem Grafen Konrad von Worms, gab Otto das erledigte Herzogthum Lothringen, und der Schwäbische Herzog Hermann, der nur eine Tochter hatte, bat ihn selbst, diese mit seinem (Otto's) Sohne Ludolf zu vermählen, und dem Letztern die Anwartschaft auf Schwaben zu geben. So eilte das Glück, fast alle große Provinzen des Reichs an Otto's Haus zu bringen.

Aber es that noch mehr für ihn. Ihm war es sogar beschieden, Italien wieder mit dem Deutschen Reiche zu vereinigen. Dieses Land war seit Arnulfs Zeiten fortwährend der Schauplatz von Kriegen, Verwüstungen und erbitterten Parteikämpfen um den Thron gewesen. Der oben (S. 222.) schon erwähnte König Ludwig von Provence, der Sohn Boso's, erschien noch zweimal gegen Berengar, ward auch zum Kaiser gekrönt, zuletzt aber von Berengar überfallen, und geblendet in sein Königreich zurückgeschickt (905). Nun war Berengar Alleinherr von Italien, aber ohne daß bessere Zeiten für das Land begonnen hätten, denn vom Süden aus verwüsteten es die Saracenen, und vom Norden her fielen die Ungern mit aller ihrer barbarischen Wuth ein, so daß Berengar diese schlimmen Feinde, zu schwach sie zu bekämpfen, durch Geschenke gewinnen mußte. Der Römische Bischofstuhl war damals ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse, da er sich in einem Zustande tiefer Erniedrigung befand. Eine vornehme Römische Frau, Theodora, an der Spitze einer Adelspartei, welche die Stadt beherrschte, und ihre Töchter, die jüngere

Theodora und Marozia, Mutter und Tochter an zügelloser Unkeuschheit und Frechheit einander gleich, machten fast funfzig Jahre hindurch ihre Freunde, Liebhaber, Söhne und Enkel nach Gefallen zu Päpsten, so daß die schändlichsten und lasterhaftesten Menschen den Sitz einnahmen, auf welchem die Welt die Nachfolger und Nacheiferer des Apostels Petrus erblicken sollte. Einer dieser Liebhaber der ältern Theodora, Papst Johann X., lud, von den Saracenen bedrängt, Berengar nach Rom ein und krönte ihn zum Kaiser (916). Aber nach einiger Zeit rief eine Partei der stets unruhigen und nach neuen Dingen begierigen Italiener den transjuranischen König Rudolf II. herbei, und setzte ihm die Krone der Longobarden auf; Berengar ward durch einen treulosen Diener ermordet (924). Indeß fand der neue König wieder einen Gegner an Hugo von Provence, welcher dem Nachfolger des unglücklichen Ludwig die Herrschaft geraubt hatte, und verglich sich endlich mit ihm dahin, daß er ihm seine Ansprüche auf Italien abtrat, und dagegen Hugo's Länder jenseits der Alpen erhielt. Rudolf vereinigte nun (933) die beiden Burgundischen Staaten zu einem Reiche, welches von seiner Hauptstadt Arles auch das Arelatische hieß*). Hugo herrschte in Italien mit großer Strenge, und schien dadurch die Großen einzuschrecken, machte sich aber auch äußerst verhaßt, und als er sich 946 in ein Kloster zurückzog und seinem Sohne Lothar, den er schon früher zum Reichsgenossen ernannt hatte, die Herrschaft ganz überließ, erhob sich bald ein neuer Bewerber. Dies war Berengar, Herzog von Ivrea, Enkel des ersten Berengar. Lothar starb, und Berengar, den ein allgemeines Gerücht beschuldigte, den Tod seines

*) Doch blieben in der Provence besondere Grafen, welche sich bald von den Burgundischen Königen fast ganz unabhängig machten.

Gegners durch Gift herbeigeführt zu haben, ließ sich 950 zum König von Italien krönen. Als er aber, um die Krone auf seinem Haupte mehr zu befestigen, die Wittwe Lothars, die schöne Adelheid, zwingen wollte, seinem Sohne Adalbert die Hand zu geben, rief diese, um der verhaßten Ehe zu entgehen, die Deutschen herbei, indem sie dem König Otto ihre Hand anbot. Otto ging demnach 951 über die Alpen, bezwang den Berengar, wurde nach der Einnahme der Hauptstadt Pavia als König von Italien anerkannt, und vollzog mit größter Pracht daselbst die neue Vermählung.

Aber die Italienische Stiefmutter erregte Unfrieden unter Otto's Kindern. Ludolf von Schwaben fürchtete neue Erben, und Konrad von Lothringen, der den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme zur Ergebung bewogen hatte, war unwillig, daß der König diesen auf seiner Gemahlin Anstiften in Augsburg drei Tage warten ließ, und ihm dann den Bescheid gab, übers Jahr mit seinem Sohne wiederzukommen, wo er mit Italien belehnt werden solle. Beide mächtige Häupter, Ludolf und Konrad, gingen in ihre Herzogthümer zurück und rüsteten sich zur Empörung, auch der Erzbischof von Mainz sogar trat ihnen bei, so daß Otto, als er gegen Neujahr 953 sein Hoflager zu Mainz nehmen und zu Aachen Ostern halten wollte, Alles so verändert fand, daß er eiligst in sein Sachsenland zurückkehren mußte, wo er, wie sein Lebensbeschreiber Witikind, ein Mönch zu Korvey (gest. 1004), sagt, den verlornen König wiederfand *). Wiederum also mußte er innern Krieg, und zwar diesmal gegen seine nächsten Blutsverwandten, beginnen. Die beiden

*) Regem, quem in Francia pene perdidit, in patria magnifice recepit.

Herzoge hatten sich in Mainz geworfen (953). Hieher zog Otto mit einem Heere treuer Sachsen. Die Belagerten baten um Gnade, und der König bewilligte sie ihnen, wenn sie ihre vornehmsten Räthe und Anhänger auslieferten. Aber dazu konnten sie sich nicht entschließen; Ludolf entwich nach Baiern, ließ sich Regensburg, die Hauptstadt seines abwesenden Gegners Heinrich, durch Verrätherei öffnen, und drohte so, den König seines vornehmsten Bundesgenossen zu berauben. Otto belagerte wirklich Regensburg ein ganzes Jahr vergeblich; allein beharrlich wie sein Vater verstärkte er Willen und Kraft gleichmäßig mit dem Widerstande, und so zwang er die Empörer doch endlich (954), abermals um Gnade zu bitten. Sie erhielten sie, aber mit Verlust ihrer Herzogthümer. Unbekümmert um die Schwächung seines eigenen Hauses, wollte er wie Brutus und Manlius zum warnenden Beispiel zeigen, daß ihm sein Ansehen und die Erhaltung des Ganzen über jede Privatrücksicht und Neigung gehe. Das Herzogthum Schwaben bekam Graf Burkhard, ein Sohn des ersten Herzogs in Schwaben gleiches Namens, Lothringen der Erzbischof Bruno von Köln, des Königs jüngerer Bruder. Doch ward auf dessen Antrag dieses letztere Land in zwei Herzogthümer, Oberlothringen an der Mosel, und Niederlothringen an der Maas, getheilt, und zwei besonderen Herzogen, Friedrich und Gottfried, übergeben.

Es war hohe Zeit, daß das Reich im Innern wieder beruhigt ward, denn schon wurden die Einfälle der von Heinrich gezüchtigten Ungern wieder unerträglich. Sie kamen diesmal bis nach Schwaben, und verheerten Alles fürchterlich. Der König bot seine sämmtlichen Vasallen auf, und so kam ein rechtes Nationalheer bei Augsburg zusammen (955). Die Ungern wurden in der Nähe dieser Stadt,

auf dem Lechfelde, entscheidend geschlagen, und Pannonien, oder die nachmalige Markgrafschaft Österreich, ihnen wieder abgenommen. Der tapfere Konrad, Otto's Tochtermann, blieb in dieser Schlacht. Obgleich hart gestraft vom Könige, hatte der wackere Mann seinen Arm doch nicht dem Vaterlande entziehen wollen. Auch Ludolf war beflissen, durch treuen Dienst des Vaters Gnade wieder zu verdienen.

Noch immer war es Otto nicht vergönnt, zur Ruhe zu kommen. Die Nachricht von seinen vielen Händeln in Deutschland hatte Berengar, dem Italien zu Lehn ertheilt worden war, so kühn gemacht, in diesem Lande mit der Willkühr eines unumschränkten Herrn zu schalten. Der Papst Johann XII. klagte und bat um Hülfe. Otto schickte seinen Sohn Ludolf voran, der aber schon 957 starb. Da zog (961) Otto selbst über die Alpen, kam ohne Widerstand nach Mailand, wo er sich zum König von Italien krönen ließ, und im Anfang des folgenden Jahres (962) nach Rom, wo ihm der Papst die Kaiserkrone aufsetzte. Durch diese letztere erhielt Otto zunächst die Oberherrschaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet; viel folgenreicher aber war es, daß die Kaiserwürde, welche unter den schwachen Italienischen und Burgundischen Fürsten ihre Bedeutung ganz eingebüßt hatte, durch die Macht des Deutschen Königs, bei dessen Nachfolgern sie blieb bis auf die gänzliche Auflösung des Reiches in unseren Tagen, neuen Glanz erhielt, und die Vorstellung von jener höhern, den Nachfolgern Augusts und Constantins zustehenden Obmacht wieder erwachte. Durch das Bestreben, das Ansehen dieser und der damit engverbundenen Krone Italiens zu behaupten, wurde das Deutsche Königthum auf Bahnen gerissen, welche die Sorge für die der Obhut so sehr bedürftigen heimischen Angelegenheiten nur zu oft vergessen ließen; aber

auch der Nation ein Spielraum für ihre Thätigkeit eröffnet, welcher ihrer Entwickelung sehr förderlich gewesen ist.

Die Beruhigung Italiens hielt Otto eine Zeitlang in der Lombardei auf, zu lange für die Italiener, deren höfliche Hinterlist mit der rauhen Geradheit der Deutschen nicht lange verträglich war. Mit Erstaunen hörte er, daß derselbe Papst Johann XII., der ihn so freundlich empfangen und gekrönt, selbst heimlich Berengars Partei ergriffen habe, und empfing zugleich Berichte von dieses Papstes anstößigem, unheiligem und unkeuschem Wandel. Da erhob er sich zum zweiten Male nach Rom, und rief ein Concilium von Deutschen und Italienischen Bischöfen zusammen, Recht zu sprechen über den entflohenen Papst (963). Hier erhob sich ein Römischer Geistlicher und bezeugte, daß der Papst einst einen Diakonus im Pferdestall ordinirt, daß er mit seinen Verwandten Blutschande getrieben, und den heiligen Palast zu einem Hurenhause gemacht, daß er einen Geistlichen durch Ausstechen der Augen, einen Andern durch Entmannung ums Lebens gebracht u. s. w. Hierauf wurde beschlossen, den Papst zur persönlichen Verantwortung gegen seine Ankläger aufzufordern. Umsonst drohte dieser aus seinem Schlupfwinkel in Campanien mit Bannbullen; das Concilium erklärte ihn für abgesetzt, und erwählte seinen Archivar, der den Namen Leo VIII. annahm *), zu seinem Nachfolger.

Aber so unbeugsam war der Römische Freiheitsgeist, daß die streng Gezügelten nicht bloß dem Kaiser, während er noch bei ihnen war, nach dem Leben trachteten, sondern auch, sobald er ihnen den Rücken gewandt, seinen Papst

---

*) Der erste Papst, der das Beispiel des nachher gewöhnlich gewordenen Namenswechsels bei der Erhebung gab, war, so viel man weiß, Johann XII.

zur Stadt hinausjagten, den Johann zurückriefen (964), und da dieser starb, eigenmächtig einen andern (Benedict V.) wählten. Zornig, jedoch nicht ohne kluge Mäßigung, weil das fremde Klima ihm bereits einen Theil seiner Kriegsmacht aufgerieben, ging Otto nach Rom zurück, das sich zwar widersetzte, aber durch Hunger und Gewalt in kurzem bezwungen ward. Sein Gericht war strenge, doch nicht despotisch noch rachsüchtig. Er versammelte das Concilium wieder, das Leo VIII. noch einmal als Papst anerkennen mußte; den Benedict dagegen schickte er, nachdem ihm der Papstmantel abgenommen und der Stab vor den Füßen zerbrochen worden, in die Verbannung nach Hamburg. Auch König Berengar wurde als Gefangener nach Deutschland, und zwar auf das feste Schloß Bamberg geschickt. Jetzt endlich war es dem Kaiser einmal vergönnt, in sein geliebtes Sachsenland zurückzukehren.

Aber auch nur auf kurze Zeit. Die Römer jagten ihm seinen neuen Papst Johann XIII. (Leo VIII. war schon 965 gestorben) wieder zur Stadt hinaus. Dies mußte geahndet werden. Zum vierten Male also zog er nach Rom (966), und ließ diesmal dreizehn der vornehmsten Römer aufhängen. Seltsam genug maßte sich der Griechische Kaiser Nicephorus II. an, ihm darüber Vorwürfe machen zu lassen; aber Otto ließ ihm sagen, die Rebellen seyen nach den Gesetzen der Kaiser Justinian, Valentinian und Theodosius gerichtet worden. Zugleich mußte der gerächte Papst bei dieser Gelegenheit seinen Sohn Otto II. als Mitregenten und Nachfolger im Kaiserthum krönen. Der Vater wünschte, ihn mit der Griechischen Prinzessin Theophania zu vermählen, welche nach seinem Vorschlage die Provinzen Apulien und Calabrien als Brautschatz mitbringen sollte, um auf diese Weise den Rest von Italien mit dem Rö-

misch-Deutschen Reiche zu vereinigen. Die bisher von den Griechen abhängig gewesenen Fürsten von Benevent und Capua *) hatten sich ihm schon unterworfen. Aber Kaiser Nicephorus verwarf den Antrag mit lächerlichem Stolze, so daß es zum Kriege kam und Otto in Apulien einfiel. Darüber wurde Nicephorus ermordet, und sein Nachfolger Johann Tzimisces schloß Frieden (970), in welchem er Theophania für Otto II. bewilligte. Alle diese Italienischen Händel und Verwickelungen hatten Otto die Angelegenheiten des Vaterlandes nicht aus den Augen gerückt; auch dem Norden und Osten schenkte er fortwährende Aufmerksamkeit. Er unterstützte die dortigen Missionen, legte Bisthümer in den eroberten Slavischen Provinzen an; außer den oben erwähnten zu Havelberg und Brandenburg, auch noch zu Merseburg, Zeitz und Meißen, ja selbst in Posen. Er unterwarf diese sechs Bisthümer einem neuen Erzbisthum, das er in seinem geliebten, durch starke Mauern befestigten und durch eine berühmte Domkirche verschönerten Magdeburg gründete. Was Karl mit den Sachsen gethan, thaten nun auch die Kaiser aus dem Sächsischen Hause mit den Slaven, sie suchten die mit dem Schwerte theils errungene theils zu erringende Herrschaft durch die Einführung des Christenthums zu befestigen oder vorzubereiten. Die Silbergruben bei Goslar wurden jetzt erst bergmännisch bearbeitet (seit 960), und setzten Otto in den Besitz trefflicher Mittel zur Behauptung und Verstärkung seines Ansehens.

Das Äußere dieses herrlichen Mannes schildert uns Witikind als seines Innern würdig. Er war von hohem, majestätischem Ansehen, funkelnden Augen, röthlichem An-

*) Capua und Salerno hatten sich um die Mitte des neunten Jahrhunderts als besondere Staaten von Benevent getrennt.

gesicht, weißem Haar und langem Bart; sein Gang war in jüngeren Jahren rasch, seine Kleidung immer vaterländisch. Er besaß eine schnelle Fassung, selbst für fremde Sprachen, und war bei aller Würde stets heiter und gütig.

Allgemein geehrt und gefürchtet im Reich und im Auslande als der mächtigste Herrscher seiner Zeit, und doch mit dem Ruhm der Mäßigung und der Gerechtigkeit, endete Otto I., von Vielen der Große genannt, seine leuchtende Laufbahn zu Memleben, dem Sterbeorte seines Vaters, am 7. Mai 973, und ward zu Magdeburg begraben. Im dreißigjährigen Kriege haben Tilly's Soldaten sein Grabmal geplündert.

---

## 13. Kaiser Otto II.

(973—983.)

Otto II. übernahm, obgleich wissenschaftlich gebildet, vielleicht zu jung die Regierung so weitläufiger Staaten. Seine Hitze verdarb viel. Auch unter seiner Regierung erblicken wir Vasallenkämpfe. Herzog Otto von Schwaben und Herzog Heinrich II. von Baiern, genannt der Zänker, beide seine Verwandten (Otto des abgesetzten Ludolfs, seines Stiefbruders, Sohn, und Heinrich seines Oheims Sohn), hatten Grenzstreitigkeiten. Der junge Kaiser begünstigte den Erstern; darüber ergrimmt, suchte Heinrich die Hülfe der ihre Abhängigkeit mit Unwillen tragenden Herzoge von Böhmen und Polen. Von seiner geheimen Verbindung mit diesen unterrichtet, ließ der Kaiser ihn auf einen Reichstag fordern, und sodann nach Ingelheim in Verwahrung bringen. Von dort entfloh er zum Herzog Boleslav von Böhmen. Die Böhmen standen ihm bei,

und schlugen ein Deutsches Heer. Zuletzt aber mußte er sich doch (977) dem Kaiser in Passau ergeben. Er ward nach Magdeburg geführt, von den dort versammelten Fürsten seines Herzogthums entsetzt, und dem Bischof Poppo von Utrecht zur Verwahrung übergeben. Sein Herzogthum erhielt Otto von Schwaben, der also dadurch, was ungewöhnlich war, zwei Herzogthümer besaß, bis an seinen Tod (982), wo der König das Herzogthum Baiern einem frühern Bundesgenossen Heinrichs, dem Grafen Heinrich dem Jüngern, gab.

Am schwersten zu bewachen waren zu allen Zeiten Lothringen und Italien. Um in jenem Ruhe zu haben, belehnte Otto den Bruder des Französischen Königs Lothar, Karl, selbst damit. Allein, da sich die Franzosen schämten, Lehnsträger einer fremden Macht zu seyn, brach Lothar 978 plötzlich selbst in Oberlothringen ein, überrumpelte Aachen, und ließ den Adler auf dem dortigen Kaiserpalast mit dem Gesicht nach Frankreich wenden. Allein Otto II. rief ein Heer zusammen, und veränderte schnell die Bedeutung jenes Sinnbildes, indem er die Franzosen bis nach Paris jagte. Im Jahre 980 hielten darauf Otto und Lothar eine Zusammenkunft, in welcher ein Friede beschworen, und kraft desselben Lothringen bei dem Deutschen Reiche gelassen ward.

Der Italienischen Händel entledigte sich Otto nicht so glücklich. Immer ist Italien das Grab der Deutschen gewesen, und doch haben diese fortwährend einen unwiderstehlichen innern Zug nach demselben gefühlt. Aufgeben mochten sie die alten wohlerworbenen Ansprüche nicht, ihrer Ehre wegen, und doch schien es fast unmöglich, sie zu behaupten. Der Haß der Römer gegen die Deutschen war so groß, daß sie selbst jeden Papst mißhandelten, der seine

Wahl dem kaiserlichen Einflusse verdankte. Ja im Jahre 974 ward sogar Benedict VI. in der Engelsburg ermordet. Der Anführer dieser revolutionären Partei war ein Römischer Edelmann, Namens Crescentius. Ihr entgegen stand die Partei der Grafen von Tusculum, und jede wählte nun einen Papst aus ihrer Mitte. Der von der letztern erhobene Benedict VII. behielt die Oberhand und stellte in Rom die Ruhe wieder her, doch bat er den Kaiser dringend, nach Italien zu kommen, um die Ordnung zu befestigen. Otto konnte wegen der Lothringischen Händel diesen Zug erst im Jahre 980 antreten. Seine Absichten waren vornehmlich auf Apulien und Calabrien gerichtet, die er als Heirathsgut seiner Gemahlin ansah und den Griechen nun ernstlich entreißen wollte. Als er deshalb mit großer Heeresmacht in Apulien einrückte, riefen diese in ihrer Noth die Saracenen aus Sicilien zu Hülfe. Es kam zu einer Schlacht bei Basentello (982), in welcher die Deutschen eine vollkommene Niederlage erlitten. Unter vielen anderen Herren blieben der Herzog Udo von Franken, der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda auf dem Platze, und der Kaiser selbst war in Gefahr, von den Saracenen gefangen zu werden. Da erblickte er vom Strande aus ein Schiff, stürzte sich in die Wogen, und ließ sich aufnehmen. Zum Unglück war das Schiff ein Griechisches, der Kaiser ward erkannt, doch bewog er den Schiffer, bevor er ihn nach Constantinopel brächte, bei Rossano anzulegen, wo er, wie er vorgab, Geld und Kostbarkeiten zu sich nehmen wollte. Kaum aber war das Ufer nahe genug, so stürzte sich der kühne Schwimmer zum zweiten Male ins Meer, und kam glücklich zu den Seinen ans Ufer. Dieses Unglück erregte im ganzen Reich ungemeine Bestürzung. Indessen führten Otto's

treue Vasallen ihm aus Deutschland Verstärkungen zu, und es wurde ein neuer Kriegszug beschlossen, als der acht und zwanzigjährige Kaiser zu Rom erkrankte und starb (7. Dec. 983). Er hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein. Die Deutschen Großen kehrten schnell nach Hause zurück, wo unterdeß die Wenden im Nordosten sich empört, das Land verwüstet, viele christliche Einwohner erschlagen, und besonders gegen die Priester grausam gewüthet hatten. Erst unter der folgenden Regierung wurden diese Grenzprovinzen wieder beruhigt.

---

## 14. Kaiser Otto III.

(983 – 1002.)

Der gerade, rechtliche, auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung bedachte Sinn der Deutschen Herzoge hatte, gleich bei der Nachricht von des Kaisers Tode, die einzige Maaßregel ergriffen, die den innern Frieden sichern konnte. Der junge Sohn des Kaisers war schon beim Leben des Vaters in Italien zum Nachfolger ernannt, und auch zu Aachen von den Erzbischöfen von Ravenna und Mainz feierlich gekrönt worden. Der Französische König Lothar und Heinrich der Zänker machten zwar Versuche, die Kindheit des Reichsoberhauptes für sich zu benutzen, aber die Einigkeit aller großen Herzoge unter einander schreckte sie zurück. Doch erhielt Heinrich das Herzogthum Baiern zurück, indem Heinrich der Jüngere zufrieden seyn mußte, das Herzogthum mit der neuerrichteten Markgrafschaft Cham zu vertauschen *). Durch diese Vorfälle wurde Kärnthen von

*) Mannert Geschichte Baierns, Th. I. S. 116.

Baiern getrennt, und erscheint als ein besonderes Herzogthum. Auch das Land zwischen der Ens und Raab, welches Karl der Große den Avaren abgenommen, welches die Ungern dann erobert, durch die Schlacht bei Augsburg aber wieder verloren hatten, wurde eine Markgrafschaft, Österreich genannt, und um diese Zeit Leopold dem Babenberger gegeben.

Otto wuchs unter der Aufsicht einer Griechin, einer Italienerin und einer Deutschen (der Theophania, seiner Großmutter Adelheid, und seiner Base der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg) auf, und lernte so fleißig, daß ihn seine eitlen Lehrer zu voreilig ein Weltwunder nannten. An der Spitze der Geschäfte stand unterdessen der Erzbischof Willigis von Mainz. Schon als Knabe begleitete Otto die Deutschen Kriegsheere auf ihren Zügen gegen die Wenden; als er heranwuchs, wurde seine Thätigkeit, und bald auch seine Neigung auf Italien gerichtet. Die Römer konnten bei ihrer ewigen Getheiltheit einer auswärtigen Machtentscheidung nicht entbehren, und weil doch nun einmal der Deutsche König als Kaiser ihr Oberhaupt seyn sollte, so wandten sie sich trotz ihrem Hasse immer wieder selbst an ihn. So geschah es auch jetzt, nachdem der oben erwähnte Crescentius, mit dem Titel eines Consuls, sich eine tyrannische Gewalt über Rom und den Papst Johann XV. angemaßt hatte. Der junge König Otto trat demnach 996, dem Verlangen des Papstes gemäß, die Reise nach Italien an. In Ravenna erhielt er die Nachricht von Johanns XV. Tode. Sogleich beschloß er die Anwendung eines Mittels, durch welches die Deutsche Herrschaft am besten in Italien behauptet werden könnte, nämlich die Wahl eines Deutschen Papstes. Er bestimmte dazu den jungen wackern Bruno, Enkel des verstorbenen Franken-

herzogs Konrad, und ließ ihn durch den Erzbischof Willigis von Mainz unter dem Namen Gregor V. einführen. Wenige Wochen darauf folgte ihm Otto selbst nach. Er ward von den launenhaften Römern mit Freudensbezeigungen empfangen, und — ein sechzehnjähriger Jüngling — von dem neuen Papst mit der Kaiserkrone geschmückt. Sein erstes Geschäft war nun, über den verwegenen Crescentius Gericht zu halten. Der Kaiser wollte ihn verbannen, aber auf die Fürbitte des neuen Papstes, der seine Regierung mit Gnadenbezeigungen anfangen wollte, ward ihm die Strafe erlassen. Kaum aber war der junge Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als Crescentius den Deutschen Papst auf alle Weise kränkte, ja zuletzt ihn gar aus der Stadt jagte, und an seine Stelle den Bischof von Piacenza unter dem Namen Johanns XVI. zum Papst wählen ließ. Dies waren die Folgen einer unzeitigen Güte.

Der Kaiser war mit der Bezwingung der Wenden jenseits der Elbe beschäftigt, als er Kunde von diesen Vorfällen erhielt. Sogleich rüstete er sich zu einem zweiten Zuge über die Alpen, und ging 998 mit Gregor V., der sich in Pavia zu ihm fand, auf Rom los. Crescentius verschloß sich in die Engelsburg, sein neuer Papst Johann entfloh aus Rom, und ward auf der Flucht von den Römern selbst, die sich dadurch von allem Verdacht der Theilnahme reinigen wollten, grausamer Weise der Hände, der Nase und der Augen beraubt. Die Engelsburg ward von den tapferen Deutschen schnell unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen erobert, Crescentius gefangen und nachher nach Urtheil und Recht mit zwölf Anderen enthauptet. Gregor V. aber erfuhr bald das Schicksal so vieler Deutschen in Italien, er starb schon 999 sehr jung. Otto ließ hierauf seinen Freund und Lehrer Gerbert, ge-

bürtig aus Auvergne, wählen, der als Papst den Namen Sylvester II. annahm. Es war dieser der größte Gelehrte seiner Zeit, und seine Wissenschaft schien den Zeitgenossen so unbegreiflich, daß sie ihn der Zauberei und des Umgangs mit bösen Geistern beschuldigten. Otto kehrte zu Anfang des Jahres 1000 nach Hause zurück, und bereisete die Provinzen des Deutschen Reichs, um nach alter Sitte überall nach der Ordnung zu sehen und Recht zu sprechen. In Gnesen besuchte er das Grab des unlängst von den Preußen erschlagenen Heidenbekehrers Adalbert, und zu Aachen ließ er sich andachtsvoll das Grab und den Sarg Karls des Großen öffnen, dessen goldenes Kreuz er zu einem heiligen Andenken mit sich nahm. Dann ging er noch in demselben Jahre zum drittenmal nach Italien. Er hatte mit Karl dem Großen das innige Wohlgefallen an dem schönen, majestätischen Rom gemein, ja ihm wohnte soviel von dem mütterlichen Blute bei, daß ihm das, was er Sächsische Rohheit nannte, Mißbehagen erweckte, und alles Griechische und Römische den Vorzug bei ihm davon trug. Selbst eine Griechische Gemahlin wollte er haben, und aus allen seinen Anstalten leuchtete das Bestreben hervor, den alten Ruhm und Glanz Roms wieder herzustellen, und den Sitz seiner Regierung dorthin zu verlegen. Allein weder den Deutschen noch den Römern war mit diesem Entwurfe gedient. Die Letzteren erhoben sogar einen Aufstand, belagerten den Kaiser drei Tage lang in seinem Palaste, und ließen keine Lebensmittel hinein. Dies undankbare Betragen kränkte den sonst so sanften Jüngling tief. Schon war er bereit, nachdem er das Abendmahl genommen, mit den Seinigen einen Ausfall zu thun, als der Herzog Heinrich III. von Baiern und der Markgraf Hugo von Tuscien Mittel fanden, den Aufruhr gütlich zu

stillen. Der Kaiser warf den Römern in rührenden Worten ihre Undankbarkeit vor, so daß das leichtbewegte Volk ihm selbst zwei der Rädelsführer überlieferte. Doch mochte Otto nicht länger unter ihnen weilen; er verließ Rom, und bot die Deutschen Großen auf, sich unverzüglich mit ihren bewaffneten Schaaren bei ihm einzufinden. Aber ehe dies ins Werk gerichtet ward, starb Otto zu Paterno, zwei und zwanzig Jahre alt, nach Ditmars *) Aussage an den Frieseln, nach Anderen an Gift, welches ihm die Wittwe des Crescentius beigebracht (1002).

---

## 15. Kaiser Heinrich II.

(1002—1024.)

Otto's III. frühzeitiger und unerwarteter Tod setzte ganz Deutschland in Bestürzung. Indem man noch unschlüssig auf einen Nachfolger sann, war Heinrich III., Herzog von Baiern — in welcher Würde er seinem 995 gestorbenen Vater, Heinrich dem Zänker, gefolgt war — als König Heinrichs I. Urenkel des Kaisers nächster Anverwandter, geschäftig, die aus Italien rückkehrenden Fürsten herrlich zu bewirthen. Auch des verstorbenen Kaisers Schwestern sprachen für ihn, und bewogen einen Theil der Sachsen auf einer Provinzialversammlung zu Werla, ihm ihre Stimmen zu geben. Dennoch ergaben sich große Hindernisse. Eckard, Markgraf von Meißen, der tapferste Fürst seiner Zeit, warb für sich selbst, und ein anderer Nebenbuhler,

*) Einer der schätzbarsten Chronikenschreiber des Mittelalters, geb. 976, gest. 1018. Er war Bischof zu Merseburg und Hofcaplan Kaiser Heinrichs II. Sein Werk enthält die Geschichte der sämmtlichen Kaiser aus dem Sächsischen Hause.

Herzog Hermann von Schwaben, lagerte sich gar mit einem Heere bei Worms, um Heinrichen den Weg nach Mainz zu verlegen, wo sich die Fränkischen Herren versammelt hatten. Aber das Glück wollte ihm wohl. Markgraf Eckard ward auf einer Reise von Privatfeinden ermordet, das Heer der Schwaben umging Heinrich, und so kam er glücklich nach Mainz, wo er von dem Erzbischof und den übrigen Fränkischen Bischöfen und Herren als König anerkannt und auch sogleich gekrönt ward. Hierauf fiel er dem Hermann mit einem Truppenschwarm ins Land, verwüstete ihm seine Güter, und ging dann nach Merseburg, wo die noch übrigen Sachsen und Thüringer ihre Zusammenkunft hielten, zu der auch Boleslav, Herzog von Polen, sich eingefunden hatte. Auch diese alle nahmen ihn an, nachdem er ihnen die Aufrechthaltung ihrer Gesetze und Rechte versprochen hatte. Boleslav, der sich damals gewaltsam in den Besitz der Lausitz und des Markgrafthums Meißen gesetzt hatte, erhielt vorläufig, um des Friedens willen, jene zu Lehen für sich selbst, dieses für seinen Bruder Gunzelin. Sodann begab sich Heinrich nach Duisburg, wo sich die Lothringer versammelt hatten. Er erhielt ohne Mühe auch ihre Stimmen, und ging nun nach Aachen, wo er feierlich auf den Thron Karls des Großen gesetzt ward. Der einzige noch immer widerstrebende Schwabenherzog Hermann ward nun endlich auch noch zu Bruchsal zur Unterwerfung genöthigt.

So mühsam dieser Heinrich, als König von Deutschland der Zweite, die Krone erlangt hatte, so schwer ward es ihm auch sie zu behaupten. In allen Provinzen waren mißvergnügte oder streitsüchtige Vasallen zur Ruhe zu bringen, vorzüglich in Lothringen und Böhmen, wo wegen der Nähe auswärtiger Mächte, die gern mit ihrer Einmi-

schung bereit waren, die Achtung für den Kaiser am schwächsten war. Besonders war der oben erwähnte Herzog Boleslav von Polen ein kühner, herrschsüchtiger Nachbar. Er bestimmte mit kecker Anmaßung die Herrscherfolge in Böhmen, ließ einem rechtmäßigen Herzog dieses Landes, der auch Boleslav hieß, die Augen ausstechen, und vertheidigte sich in einem Kriege, der bis 1018 dauerte, so herzhaft, daß der ihm endlich bewilligte Friede nicht ehrenvoll für das Deutsche Reich ausfiel. Eben dieser Boleslav erweiterte auch an der östlichen Seite die Polnische Herrschaft bis nach Kiev hin, das er eroberte, schrieb auch den Russen die Friedensbedingungen vor, und bedrohte sogar den Griechischen Kaiser.

Auch Heinrich II. hat drei Züge nach Italien unternommen, doch alle drei Male ungern und von den Italienern selbst gerufen. Die Lombarden, welche einem Könige, der nicht von Otto I. abstammte, keine Anerkennung schuldig zu seyn glaubten, hatten sich gleich nach Otto's III. Tode einen eigenen König gewählt, den Markgrafen Harduin von Ivrea, der aber wie gewöhnlich seine Gegenpartei fand, welche nun eben, den Erzbischof Arnulf von Mailand an ihrer Spitze, den König Heinrich ins Land rief. Er kam nach Pavia, und ward daselbst gekrönt (1004); aber in kurzem ging es ihm wie seinem Vorgänger zu Rom; ein schrecklicher Aufstand, in welchem schon der königliche Palast gestürmt ward und halb Pavia in Flammen aufging, erfüllte ihn mit dem bittersten Unwillen, und so kehrte er, nachdem er noch einen Reichstag zu Pontelongo gehalten, unverzüglich nach Deutschland zurück.

Dennoch ging er neun Jahre nachher (1012) auf vieles Bitten der Gegner Harduins zum zweiten Mal nach Italien, und ließ sich auch bei dieser Gelegenheit in Rom

zum Kaiser krönen (1014), worauf denn Harduin die Krone niederlegte. Und endlich kam im Jahre 1020 der Papst Benedict VIII. in Person nach Bamberg, theils um die daselbst von Heinrich II. erbaute Domkirche einzuweihen, vorzüglich aber um den Kaiser um Beistand gegen die Griechen aufzufordern, welche seit der Schlacht von Basentello in Unteritalien stärker um sich griffen. So zog denn Heinrich zum dritten Mal mit einem großen Heere über die Alpen (1021), drang in Apulien ein, eroberte die von den Griechen neu erbaute Stadt Troja, und brachte die Fürsten von Benevent, Capua und Neapel zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Allein, wie gewöhnlich, brachen Krankheiten aus, die ihn zurückzugehen nöthigten; daher auch diese Unternehmung eben so wenig als die vorhergehenden die Griechen aus Unteritalien verdrängen konnte.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr von diesem Zuge starb Heinrich II. (13. Jul. 1024). Zu Bamberg, wo er das Bisthum gründete und sehr reich ausstattete, liegt er begraben. Er hinterließ den Ruf des frömmsten Mannes, und wurde in der Folge, eben so wie seine Gemahlin Kunigunde, unter die Heiligen versetzt. Doch war seine Vorliebe für den geistlichen Stand mit dem rühmlichen Bestreben, dessen Mängel zu bessern, verbunden.

---

## 16. Verfassung und Culturzustand unter den Sächsischen Kaisern.

(919—1024.)

Mit Heinrich II. erlosch der Sächsische Königsstamm, nachdem er dem Reich fünf würdige Vorsteher gegeben.

Ehe wir sehen, wie sich die Fürsten in dieser neuen Verlegenheit berathen, wollen wir noch einen Rückblick auf den innern Zustand des Reichs in diesem Zeitraum des äußern Glanzes werfen.

Noch immer machte sich Alles in der bürgerlichen Gesellschaft unserer Vorfahren mehr durch Gewohnheit und Herkommen, als durch schriftliche Gesetze. Die verschiedenen Machtgebiete waren lange nicht so scharf begrenzt als jetzt, und die Fragen, wie weit die Rechte des Papstes oder des Kaisers, der Fürsten oder der Bischöfe gereicht, würde man selbst in jener Zeit nicht hinreichend haben beantworten können. Die großen Herzoge wurden bei aller ihrer Macht doch noch keineswegs als Landesherren betrachtet. Widersetzten sie sich den Kaisern, so ward es ihnen zur Empörung angerechnet, und der Kaiser that in der Meinung des Volks Recht daran, sie abzusetzen. Sie wurden zwar vor jeder großen Unternehmung erst zusammenberufen, indessen mußten sie in dringenden Fällen auch unbefragt die Heerfolge leisten, wenn der Kaiser etwa aus Italien die Baiern oder Schwaben plötzlich herbeirief. Man findet aber schon in diesen Zeiten, daß sie ihn oft absichtlich nicht aus allen Kräften unterstützten, damit er ihnen nicht zu mächtig würde.

Daß die missi Karls des Großen außer Gebrauch gekommen waren, ist schon oben erwähnt; an deren Stelle erscheinen jetzt die Pfalzgrafen. Zur Karolingischen Zeit war der Pfalzgraf (comes palatii) der oberste Hofrichter; nunmehr setzte man in jeder Provinz einen oder selbst mehrere Pfalzgrafen an, und übertrug ihnen die Geschäfte des Sendgrafen, in so fern sie sich auf Rechtspflege und Verwaltung der königlichen Güter und Einkünfte bezogen. Ohne sie durfte der Herzog keinen Landtag halten und

überhaupt nichts Wichtiges beschließen. Die Pfalzgrafen in Franken wurden späterhin Pfalzgrafen am Rhein genannt.

Wir haben gesehen, daß die Kaiser die großen Herzogthümer im Erledigungsfall nach Willkühr vergaben. Gewöhnlich erbten sie sich auf die Kinder fort, und so war es auch mit der Königswürde. Nur erst wenn keine Erben mehr da waren, sah man sich nach einem neuen Hause um. Die Könige betrachteten sich so sehr als Herren ihrer Vasallen, daß sie gar nichts eigenes an Land und Leuten, ihre sie nährenden Kammergüter ausgenommen, besitzen mochten. Otto I. gab, wie oben erzählt ist, bald nachdem er König geworden war, sein ganzes Herzogthum Sachsen weg, und seine Nachfolger verschenkten auch noch von ihren Kammergütern ganze Städte, Grafschaften, Zölle und Königsrechte (Regalien) an Klöster und Bisthümer.

Eines der wichtigsten Königsrechte jener Periode war die Ernennung der Bischöfe. Denn die Könige besetzten die erledigten Bisthümer entweder geradehin durch ihre Vorschläge, oder wenn der Klerus wählte, konnten sie ihre Zustimmung verweigern. Der fromme Heinrich II. besonders schlug die meisten Bischöfe selbst vor, um die Kirchen mit würdigen Vorstehern zu versorgen. Vergingen sich die Bischöfe gegen den Kaiser, so wurden sie von ihnen gestraft. So schickte Otto I. den Erzbischof von Mainz und den Bischof Ruthard von Strasburg ins Kloster, und den Erzbischof Adalbert von Magdeburg, der den Herzog Hermann von Sachsen mit kaiserlichen Ehrenbezeigungen empfangen, verurtheilte er, so viel Pferde zu geben, als er dem Herzog zu Ehren Glocken läuten und Lichter anzünden lassen. Die Kaiser beriefen ferner Concilien und bestätigten die Schlüsse derselben. Die Deutsche Kirche stand damals noch bei weitem nicht in der Abhängigkeit

von Rom, in die sie später verfiel. Die Bischöfe der Mainzer Provinz faßten 1022 den Beschluß, daß Keinem ein von Rom hergeholter Ablaß etwas helfen solle, der nicht vorher der ihm von seinem Bischofe auferlegten Buße Genüge geleistet.

Die Wissenschaften blühten seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts in Deutschland schöner empor, als in irgend einem andern Lande des Germanischen Europa. Die feinere Bildung, welche sich am kaiserlichen Hofe durch die Verbindung mit Italien verbreitete, nöthigte die Geistlichen, welche Ansehen erwerben und zu hohen Ehrenämtern emporsteigen wollten, sich wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben. Daher sehen wir gelehrte Männer als Bischöfe und Äbte die Liebe zu litterarischer Bildung in ihren Wirkungskreisen mit Glück und Eifer verbreiten. Die Dom- und Stiftsschulen kamen in Flor, und Bibliotheken wurden angelegt. Vom Erzbischof Walthard von Magdeburg wird erzählt, er habe eine unsägliche Menge Bücher (Handschriften) zusammengebracht. Unter den Männern, welche an der Spitze von Schulen standen, zeichneten sich besonders die Bischöfe Meinwerk zu Paderborn und Bernward zu Hildesheim, und der Mönch Witikind zu Korvey aus. In der Domschule zu Paderborn wurden Horatius, Virgilius, Sallustius und Statius *) fleißig gelesen, und aus Anführungen sehen wir, daß auch Terenz, Cicero und Seneca diesen Männern nicht fremd waren. Aus Studien dieser Art ging eine verbesserte Geschichtschreibung hervor, von der besonders die schon angeführten Werke des eben genannten Witikind und des Ditmar Beispiele sind. Eine Nonne zu Gandersheim, Roswitha (vor 984), schrieb La-

---

*) Ein epischer Dichter aus den Zeiten Domitians.

teinische Komödien, um den Terenz zu verdrängen, von dessen lieblicher Sprache, wie sie sagt, Mancher angezogen wird, und sich dann mit der Kenntniß sündlicher Dinge befleckt. Von dem vorher erwähnten Bischof Bernward erzählt sein Lebensbeschreiber, daß er junge Leute in Malerei und Bildnerkunst geübt, und sie angehalten habe, was er von der Art auf Gefäßen aus der Ferne Beifallswürdiges gefunden, nachzuahmen.

Städtische Gewerbe waren noch in ihrer Kindheit. Wollen- und Leinwebereien heißen noch immer weibliche Arbeiten, und auch Kaiserinnen beschäftigten sich damit. Als Otto I. 940 nach Lothringen zog, verwunderten sich die Franzosen, das ganze Deutsche Heer in Strohhüten zu sehen. Aber die oben schon erwähnte Entdeckung der Silberbergwerke, und die angeknüpften Verbindungen mit Italien und Griechenland scheinen Wohlstand und äußere Cultur in jenen Zeiten schon sehr gehoben zu haben.

Die Sitten wurden nur allmählig milder, und große Neigung zu raschen Gewaltthaten war noch vorherrschend. Bischof Burkard von Worms (gest. 1025) rechnete in einem Jahre fünf und dreißig Mordthaten in seinem Sprengel allein, ohne daß die Mörder Scham und Reue hätten spüren lassen. Räubereien waren noch weit häufiger. Ein ertappter Dieb konnte daher ohne Zuziehung einer Gerichtsperson aufgehängt werden. Menschenraub und Verkauf kommen auch noch vor. Verkauft wurden am häufigsten gefangene Slaven (die daher auch dem Worte Sklave seinen Ursprung gegeben haben sollen), wie überhaupt dieses Volk seines hartnäckigen Beharrens beim Heidenthum und seiner häufigen Empörungen wegen von den Markgrafen sehr hart behandelt ward.

---

## 17. Kaiser Konrad II.

(1024—1039.)

Nach innerer Kraft und äußerm Ansehen, war das Deutsche Reich bei dem Abgange des Sächsischen Kaiserstammes das erste in Europa. Denn der Norden und Osten waren noch dunkel und barbarisch, das Griechische Kaiserthum tief gesunken, Frankreich durch die vielfache Zerstückelung schwach. Zum Deutschen Reiche aber gehörten damals noch Italien und Lothringen, und ein Theil der Slavischen Länder im Osten konnte sich der Abhängigkeit von Deutschland nicht ganz entziehen. Die neuen Herzoge von Kärnthen waren durch die Italienischen Marken Verona und Aquileja vergrößert worden, die Otto I. weislich zu Deutschland geschlagen hatte, um sich durch sie den Paß nach Italien offen zu erhalten.

Ein so schön zusammenhängendes Reich war jetzt ohne Oberhaupt. Zwietracht oder unverständige Sehnsucht nach eigener Unabhängigkeit hätte jetzt das ganze schöne Gebäude untergraben können; aber die Fürsten betrugen sich abermals Deutscher Männer würdig. Sie waren entschlossen, nicht nach Privatrücksicht irgend einen leicht zu lenkenden Schwächling, sondern um des Ganzen willen den Besten zu wählen. Nachdem in den Provinzen die besonderen Berathschlagungen waren gehalten worden, versammelten sich gegen den Herbst 1024 die Herzoge, Grafen, Bischöfe und übrigen Herren des ganzen Volks in der Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Dort lagerten sie sich unter freiem Himmel, die Sachsen, Slaven, Franken, Baiern und Schwaben auf der rechten, die Lothringer auf der linken Seite des vaterländischen Stromes. Die damaligen Deutschen Herzoge, wenn auch nicht

alle bei der Wahl anwesend, waren: Konrad von Franken, Friedrich von Ober- und Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, Ernst von Schwaben und Udalrich von Böhmen.

Noch immer waren die Franken als das Hauptvolk des großen Deutschen Bundes geachtet. Auf sie war daher auch jetzt am meisten der Blick gerichtet. Aber außer dem Herzoge Konrad schien ein anderer Großer dieses Stammes, der gleichfalls Konrad hieß, und der Salier genannt wird, der Achtung nicht weniger würdig; auch stammten Beide von jenem Konrad, Otto's I. Tochtermann, ab. Damit sich nun diese Beiden nicht im Wege ständen, nahm der ältere, der Salier, den jüngern bei Seite, und stellte ihm vor, wie alle Wählenden sie Beide allein des Thrones würdig achteten, und wie es ihnen als Verwandten daher zieme, diese Ehre ihres Stammes nicht durch Zwietracht zu verhindern; versprach auch, wenn man den jüngern wählte, der erste mit dem Treuschwur zu seyn, welches hierauf dieser seinerseits auch zusagte. Jetzt schritt man zu der feierlichen Handlung. Das Volk wandte sich zuerst an den Erzbischof Aribo von Mainz, als den ersten Geistlichen des Reichs, und ersuchte ihn um seine Meinung. Dieser gab darauf laut und fröhlich seine Stimme dem ältern Konrad. Ihm fielen die anderen Erzbischöfe und Bischöfe sämmtlich bei. Jetzt war es an den weltlichen Fürsten. Da stand zuerst Herzog Konrad der jüngere auf, besprach sich mit den Lothringern, kehrte heiter zurück, und gab sodann gleichfalls laut vor allem Volk dem ältern Vetter seine Stimme. Schnell folgten alle Übrigen, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt und daselbst gekrönt.

Das allgemeine Vertrauen auf diesen wackern Mann

war so groß, daß man laut rühmte, die Zeiten Karls des Großen seyen wiedergekehrt. „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, sagt sein Hauscaplan Wippo, der sein Leben beschrieben hat, wenn man erzählen will, wie großmüthig, heiter, standhaft, unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen und wie streng gegen die Bösen, wie gütig gegen die Bürger und wie schrecklich den Feinden, wie nachdrucksvoll in Geschäften und wie unermüdet zum Besten des Reichs Konrad gewesen." In der That war er in Krieg und Frieden rastlos thätig, wie Karl der Große. Er durchzog alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen, schützte die Ostgrenze gegen die unruhigen Polen, und jagte sie aus der Lausitz (1031). Besonders beschäftigte es ihn, die Ansprüche Deutschlands auf das Arelatische Reich geltend zu machen. Dort wurde damals Rudolph III. König genannt, denn von der Regierungsgewalt hatten ihm seine Großen wenig oder nichts übrig gelassen. Kinderlos, ernannte er seinen Neffen, den Kaiser Heinrich II., zum Erben seiner Krone, aber dieser starb früher als Rudolph. Nun war wol Konrads Gemahlin Gisela, die in erster Ehe dem Herzoge Ernst von Schwaben vermählt gewesen war, Rudolphs Schwestertochter, aber Graf Odo von Champagne war Sohn einer ältern Schwester, daher Konrad seine Ansprüche nicht auf diese Verwandtschaft, sondern auf die alte Oberlehnsherrlichkeit der Deutschen Könige über Burgund, die auch Arnulf geltend gemacht hatte, gründete. Rudolph widersprach, aber der starke und feste Konrad wußte seinen Ansprüchen Nachdruck zu geben; er nahm Basel mit Waffengewalt. Hierauf zog er nach dem ewig aufrührerischen und mit sich selbst entzweiten Italien (1026), zwang die Widerspänstigen zur Unterwerfung, und ward zuerst zu Mailand von

dem dortigen Erzbischof Heribert zum König von Italien, sodann in Rom (1027, 26. März) vom Papst Johann XIX. zum Kaiser gekrönt, in Gegenwart der Könige Kanut von Dänemark und England und Rudolf von Burgund. Jener hatte als Pilger die Reise nach Rom gemacht, dieser um seine friedliche Gesinnung zu bezeigen. Als nun der Kaiser, nachdem er die Ruhe Italiens gesichert, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, sah er seinen Stiefsohn, Herzog Ernst II. von Schwaben, wie er schon früher einmal gethan, wider sich in Waffen, denn er glaubte, als Rudolfs Neffe gebühre Burgund ihm. Da ihm aber die Schwaben erklärten, daß sie ihre Pflicht gegen den Kaiser höher hielten, und daß sie, wenn er sie gegen ihn führen wollte, die Freiheit hätten, zu dem zurückzukehren, von dem sie ihm nur bedingungsweise überlassen seyen *); war er zu ohnmächtig, sein Vorhaben durchzuführen, mußte sich unterwerfen, und ward auf die Veste Giebichenstein gesandt. Nach einigen Jahren ließ ihn der Kaiser vor sich kommen und kündigte ihm seine Freiheit an; ja er wollte ihm sein Herzogthum Schwaben zurückgeben, wenn Ernst seinen ehemaligen Verbündeten, den Grafen Werner von Kiburg, der dem Kaiser fortwährend ungehorsam war, mit verfolgen helfe. Dazu mochte Ernst sich nicht entschließen, ja er achtete es nicht, als ihn der Kaiser in seinem Zorne für einen Reichsfeind erklärte, und führte lieber mit Werner von einer Burg des Schwarzwaldes herab ein Räuberleben, als daß er seinen Freund verrathen hätte. Endlich fielen Beide in einem Treffen gegen die Mannen des Kaisers (1030), nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten.

*) Illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter, lauten die merkwürdigen Worte, welche ihnen der Annalist in den Mund legt. Wippo apud Pistor. Struv. T. III. p. 474.

Im Jahre 1032 starb König Rudolf III. Aber noch war des Streites um Burgund kein Ende. Graf Odo von Champagne erhob zweimal die Waffen, bis er in einer Schlacht besiegt ward und fiel (1037). Konrad zog im Jahre darauf selbst nach Burgund, und hielt zu Solothurn einen Reichstag, wo er den Gottesfrieden für dieses Land bestätigte. So kam das Arelatische Reich an die Deutschen Könige, deren Rechte dort aber stets gering blieben, und nach drei Jahrhunderten ging in den meisten Provinzen desselben auch der Name ihrer Herrschaft unter.

Noch ehe die Burgundischen Angelegenheiten ganz geordnet waren, hatten Unruhen in Italien den Kaiser abermals in dies Land gerufen. Zwischen den kleineren Lehnsträgern und den großen Vasallen war des Druckes wegen, welchen die Letzteren übten, eine blutige Fehde ausgebrochen. Konrad kam (1037), um Friede zu stiften, und gab eine sehr berühmt gewordene Constitution über die Lehen, zu Gunsten der kleinen Vasallen. Hier finden wir die Erblichkeit der Lehen in der männlichen Nachkommenschaft des Besitzers zuerst gesetzlich bestätiget. Auf diesem Zuge mußte der Kaiser erfahren, wie hoch die Macht der Italienischen Städte schon gestiegen war. Die Mailänder nahmen sich ihres gegen Konrad ungehorsamen Erzbischofs Heribert nachdrücklich an, und lachten hinter ihren Mauern des kaiserlichen Heeres, welches den unternommenen Angriff bald aufgeben mußte.

Obschon Konrad die Lehnsverhältnisse in Deutschland nicht durch ein ausdrückliches Gesetz wie in Italien ordnete *), so handelte er doch hier nach denselben Grundsätzen, und nahm sich der Dienstleute überall gegen ihre Herren

*) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. II. §. 259. Note c.

an, um dadurch die den königlichen Rechten so gefährliche Übermacht der Großen zu brechen. Um das Königthum zu stärken und gegen die verderblichen Schwankungen zu sichern, arbeitete er darauf hin, es erblich zu machen, und die herzogliche Gewalt in den Provinzen mit demselben zu verbinden. Schon 1026 ließ er seinem neunjährigen Prinzen Heinrich von den Fürsten die Nachfolge versichern, 1027 gab er ihm das Herzogthum Baiern, 1028 brachte er dessen förmliche Wahl und Krönung zu Aachen zu Stande, und 1038 ließ er ihn auch noch zum König von Burgund krönen. Auch die Herzogthümer Schwaben und Kärnthen, welche in Konrads letzter Regierungszeit erledigt wurden, besetzte er nicht wieder.

Der sonst so starke Konrad war, wie so viele Deutsche, kränklich von seinem zweiten Zuge aus Italien zurückgekommen, und als er hierauf die Angelegenheiten Burgunds geordnet, dann nach Ostfranken, Sachsen und Friesland gezogen war, fand er am 4. Junius 1039 zu Utrecht das Ende seines thätigen Lebens. Er ward in dem von ihm selbst gegründeten Dom seiner Lieblingsstadt Speier beigesetzt, wobei sein Sohn und Nachfolger selbst den Sarg tragen half.

---

## 18. Kaiser Heinrich III.

(1039—1056.)

Dieser Sohn war seines Vaters würdig. Schon sein Äußeres zeichnete ihn aus. Er war eines Hauptes höher als andere Männer, rasch und thätig wie sein Vater, auch nicht ohne Wissenschaft, denn seine kluge Mutter Gisela hatte ihm oft erklärt, daß man Bücher lesen müsse. Er

stand im zwei und zwanzigsten Jahre, als er die Regierung antrat. Zu Ingelheim empfing er (1040) den Lehnseid von den Burgundischen Vasallen, sogar der Erzbischof Heribert von Mailand fand sich hier in Person ein, rechtfertigte sich über sein früheres Verfahren, und söhnte den König mit sich aus.

Schon aus den vorhergehenden Erzählungen ergiebt sich die große Verschiedenheit einer damaligen Königsregierung von einer jetzigen. Wenn ein Regent unserer Tage den künstlich gefugten Staat von dessen Mittelpunct aus lenkt und regiert; so sehen wir dagegen in jenen Jahrhunderten, wo das Meiste durch unmittelbar persönliches Eingreifen gewirkt wurde, den Kaiser, einem arbeitsamen Landwirthe gleich, der überall gegenwärtig seyn muß, das weitläufige Reich häufig durchziehen, um hier widerspenstige Diener zu bestrafen, dort träge zu ermuntern, hier Streitende zu versöhnen, dort Angegriffenen beizustehen. Das waren auch Heinrichs III. Geschäfte.

Zuerst mußte der Böhmenherzog Bretislaus, Udalrichs Sohn, der Polen verheert hatte und nun die Huldigung und den gewöhnlichen Tribut verweigerte, gezüchtigt werden. Das kostete drei Feldzüge, bis der hart Bedrängte endlich 1042 dem Kaiser zu Regensburg Treue schwur, und alle Rückstände bezahlte. Noch in demselben Jahre unternahm Heinrich einen Feldzug nach Ungern. Peter, der König dieses Landes hatte sich durch Willkühr und Ausschweifungen verhaßt gemacht, daher die Ungern einen andern König, Aba, wählten und ihn vertrieben. Peter suchte Hülfe bei Heinrich, und dieser zwang Aba erst zu Geldzahlungen und zur Abtretung des Landstrichs zwischen dem Kahlenberg und der Leitha (1043), dann, als auch Aba die Unzufriedenheit seiner Großen erregte und viele Ungern kla-

gend bei dem Deutschen Könige erschienen, begann dieser (1044) neuen Krieg. Da er nur mit einem kleinen Heere in Ungern eindrang, kam er in eine mißliche Lage, doch seine Entschlossenheit und die Tapferkeit seiner Deutschen retteten ihn, und gaben ihm über die weit stärkere Macht der Feinde einen glänzenden Sieg. Des Überwundenen Krone und Lanze sandte er als Siegeszeichen nach Rom. Auf der Flucht ward Aba ermordet, und Peter empfing 1045 von Heinrichs Händen zu Stuhlweißenburg, wo Beide das Pfingstfest feierten, das Königreich Ungern als ein Lehen, leistete auch nebst dem ganzen Ungerischen Adel dem Deutschen König den Eid der Treue. Bei dieser Gelegenheit wurden den Ungern auf ihr Verlangen auch die Bairischen Gesetze gegeben. Zwischen diesen Feldzügen war Heinrich in Besançon gewesen, hatte sich dort mit Agnes, der Schwester Wilhelms V. von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, verlobt, und dann die Vermählung zu Ingelheim gefeiert. Eine wegen der Verwandtschaft der neuen Königin mit Burgundischen Großen staatskluge Verbindung. Den Trotz der dortigen unruhigen Vasallen zu dämpfen, mußte Heinrich gleich nach dem Frieden mit Ungern wieder nach Burgund ziehen, wo er den Herzog Gottfried den Bärtigen von Oberlothringen, der sich auch Niederlothringens bemächtigen wollte*), zur Unterwerfung zwang.

Hierauf trat Heinrich III. auch seinen Römerzug an (1046). Er entledigte sich desselben mit aller Würde eines mächtigen Reichsvorstehers. Die Römische Parteienwuth hatte damals drei Päpste zugleich hervorgebracht. Heinrich berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, auf welcher zwei derselben abgesetzt und dem dritten die freiwillige

*) Stenzel Geschichte Deutschlands unter den Fränkischen Kaisern, Bd. I. S. 96. Bd. II. Beilage 1.

Entsagung angerathen wurde. Dann verfügte sich der König mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten nach Rom, wo er, von Geistlichkeit, Adel und Volk aufgefordert, einen würdigen Papst zu ernennen, den Bischof Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, wählte, der den Namen Clemens II. annahm. Den folgenden Tag, am Weihnachtsfeste (25. Dec. 1046), ward zu gleicher Zeit der neue Papst eingeweihet, und Heinrich III. nebst seiner Gemahlin Agnes von ihm mit der Kaiserkrone gekrönt.

Als er nach Deutschland zurückkehrte, nahmen ihn abermals Händel in Ungern in Anspruch. Dort war Peter, der sich aufs neue verhaßt gemacht hatte, gefangen und geblendet worden, und ein anderer König, Andreas, an seine Stelle gesetzt. Unruhen in Lothringen vermochten Heinrich, diese Angelegenheiten noch ruhen zu lassen. Nach einigen Jahren überzog er Andreas mit Krieg, und dieser versprach im Frieden zwar die Anerkennung der Deutschen Oberhoheit, brach ihn aber sehr bald, und Ungerns Abhängigkeit von Deutschland endete nach kurzer Dauer. Dazwischen wurden Gottfried der Bärtige, und einige Niederländische Grafen, die sich empört hatten, gedemüthiget, Gottfried seines Herzogthums beraubt. Dieser ging hierauf ohne des Kaisers Vorwissen nach Italien, heirathete dort die Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Toscana und erwarb durch deren Besitzungen große Macht. Dadurch und wegen der Ausbreitung der Normannen in Unteritalien (s. den nächsten Abschn.) wurde der Kaiser besorgt, und zog im Jahre 1055 zum zweiten Male über die Alpen. Gottfried blieb unangetastet, aber seine Gemahlin und deren Tochter, die nachmals so berühmt gewordene Mathilde, nahm Heinrich mit sich nach Deutschland. Noch vor diesem Zuge hatte er seinen jungen Sohn Heinrich

von den Fürsten zum Nachfolger wählen, und dann zu Aachen feierlich weihen lassen.

Gegen den Französischen König Heinrich I. nahm der Kaiser sich mit Würde und Festigkeit. Dieser erkühnte sich bei einer Zusammenkunft (1056), Lothringen zurückzufordern, das, wie er behauptete, des Kaisers Vorfahren mit List an sich gebracht. Statt alles Wortstreits erbot sich Heinrich III., auf der Stelle die Sache durch einen Zweikampf auszumachen, worüber der Französische König so erschrak, daß er schon in der nächsten Nacht in aller Stille nach seinem Lande entwich.

Im Innern verfolgte Heinrich den Plan seines Vaters, die Herzoge abzuschaffen oder, wo dies nicht anging, zu beschränken. Denn die einzelnen Völkerschaften müssen der gänzlichen Verbindung der herzoglichen Gewalt mit der Krone widerstrebt haben, da Heinrich Baiern, Schwaben und Kärnthen nach und nach wieder vergab. Doch als er den Herzog Konrad von Baiern Ungehorsams wegen entsetzte (1053), gab er das Herzogthum seinem zweijährigen zweiten Sohne Konrad, und nach dessen Tode gar seiner Gemahlin Agnes, so daß er hier nur dem Namen nach nicht Herzog war. In Franken besaß er diese Gewalt ohnehin, und in Sachsen, wo das Volk ihm als einem Franken abgeneigt war, beschränkte und beobachtete er den Herzog durch häufige persönliche Gegenwart, vorzüglich in Goslar, welche Stadt er mit vielen neuen Gebäuden und einem Palaste schmückte.

Auch in Beziehung auf die Kirche verfuhr er mit größerer Planmäßigkeit als seine Vorgänger. Nach dem Tode des von ihm eingesetzten Clemens II., der schon 1047 starb, besetzte er noch drei Mal, und jedesmal mit trefflichen und würdigen Deutschen, den päpstlichen Thron. Zum Nach=

folger des Clemens machte er den Bischof Poppo von Brixen (Damasus II.); nach dessen sehr schnellem Tode (1048) wählte er den Bischof Bruno von Tull (Leo IX.), und nach diesem (1054) den Bischof Gebhard von Eichstädt (Victor II.)

Es ist wol gewiß, daß ein Mann von Heinrichs III. Geist und Feuer in einer funfzigjährigen Regierung die Verfassung des Reichs beträchtlich verändert haben würde, allein eine so lange Laufbahn war seiner Thätigkeit nicht bestimmt. Er starb schon im neun und dreißigsten Lebensjahre (5. Oct. 1056) zu Botfeld am Harze, wohin er sich der Jagd wegen begeben hatte. Sein Leichnam ward in die väterliche Gruft nach Speier gebracht. Wir dürfen diesen merkwürdigen Mann nicht verlassen, ohne seiner hohen Religiosität zu gedenken. Er, der Päpste ab- und einsetzte, Fürsten züchtigte und Völker bezwang, schmückte nie an Festtagen sein Haupt mit der Krone, ohne zuvor gebeichtet und nach der Sitte der Zeit schmerzliche Geißelhiebe als Buße gelitten zu haben. So gehorsam fügten sich die Mächtigsten der Erde in die Vorschriften der Religion, und sie, welche der Gesetze leicht hätten spotten können, erkannten hier eine höhere Gewalt, vor der sie sich willig beugten.

---

## 19. Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien.

Ehe wir in der Deutschen Geschichte fortfahren, müssen wir eines höchst folgenreichen Ereignisses erwähnen, welches um diese Zeit die Lage Unteritaliens völlig veränderte.

Jene nach Frankreich verpflanzten Normannen verloren auch in ihrer neuen Heimath die Lust nach Wanderungen und Abenteuern nicht, die sie aus ihrem rauhen Norden getrieben hatte; immer weiter lockte sie der Süden mit seiner reichen Natur, seinen Schätzen und den Resten seiner alterthümlichen Pracht. Die Zerrissenheit Unteritaliens zwischen Griechen und Longobarden, welche schon mit dem Einbruche der Letzteren im fünften Jahrhundert begonnen hatte, dauerte im Anfange des elften noch fort; ja die Verwickelung der Verhältnisse war gestiegen, weil die Deutschen Kaiser ihre Ansprüche auf Oberherrschaft geltend machten, und daneben noch die Araber ihr Wesen trieben. Da erschienen die Normannen. Ein edler Longobarde zu Bari, Melo, der schon unter Otto II. den Plan gefaßt hatte, das Griechische Joch abzuschütteln, lockte späterhin einige Pilgrime jenes Volkes an sich, welche zu einem berühmten Gnadenorte des heiligen Michael auf dem Berge Gargano um anzubeten gekommen waren (1016). Diese zogen in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute nach Italien, welche sich zuerst als Söldner wider die Griechen brauchen ließen, nachher aber bald an eigene Niederlassung in diesem schönen Lande dachten. Sie erhielten dazu von dem Herzoge Sergius von Neapel, dem sie gegen den Fürsten von Capua Hülfe geleistet hatten, ein kleines Gebiet zum Geschenk, auf dem sie 1029 die Stadt Aversa erbauten. Ihr Anführer Rainulf erkannte Kaiser Konrad II. als seinen Lehnsherrn an, und erhielt dafür zuerst den Titel eines Grafen von Aversa.

Ein so schöner Anfang lockte immer mehr Landsleute aus der Normandie herbei. Das Heldengeschlecht, welches bald an die Spitze Aller trat, waren die Söhne des Grafen Tancred von Hauteville, deren nach und nach zehn

herüber kamen. Auch diese dienten anfangs noch als Söldner Jedem, der sie miethete. Als auf einem Zuge gegen die Araber in Sicilien, wo sie den Griechen halfen und Wunder der Tapferkeit thaten, die arglistigen Griechen sie um ihren Antheil an der Beute betrogen, nahmen sie sich vor, sich selbst bezahlt zu machen. Sie eroberten 1040 Melfi, welches sie zu ihrer Hauptstadt machten, und von da ganz Apulien; dessen erster Graf ward Wilhelm von Hauteville, genannt Eisenarm. Ihm folgten nach einander seine Brüder Drogo und Humfried, schon vom Kaiser Heinrich III. in dieser Würde anerkannt.

Solche neue Ansiedler, die nicht bloß mit dem Schwerte tapfer drein zu schlagen verstanden, sondern wo es galt, ihren Vortheil auch mit List und Schlauheit verfolgten, wurden von den benachbarten Fürsten natürlich mit Eifersucht und Mißtrauen angesehen; Papst Leo IX. stellte sich sogar in eigener Person an die Spitze eines Heeres, und gebot ihnen, das Land zu verlassen. Sie ehrten seine Würde, boten Frieden an, und wollten seine Vasallen werden. Der Papst, der des Sieges gewiß zu seyn glaubte, verwarf den Antrag, den er bald darauf doch genehmigen mußte, denn als es bei Civitella zum Treffen kam (1053), ward sein Heer geschlagen und er selbst gefangen. Die Normannen indeß, deren Vortheil hier mit ihrer Frömmigkeit Hand in Hand ging, sahen in dem Besiegten nur den Statthalter Christi, warfen sich vor ihm nieder, und ließen sich von ihm mit allem Eroberten sowol als auch mit Allem, was sie in Unteritalien und Sicilien noch erobern würden, belehnen.

Als Humfried gestorben war, folgte ihm Robert Guiscard, der berühmteste der Hautevilleschen Söhne, ein Mann von herrlicher Gestalt, im hohen Grade tapfer, beredt, schlau

und ehrgeizig. Er erweiterte die Eroberungen, und Papst Nicolaus **II.** verband diesen nützlichen Vasallen dadurch noch näher mit dem päpstlichen Stuhle; daß er ihn zum Herzoge von Apulien und Calabrien ernannte. Roberts Bruder Roger griff die Saracenen in Sicilien an, und machte sich durch eine Reihe von Siegen (1060—1090) zum Herrn dieser Insel, die er unter dem Namen eines Großgrafen beherrschte. Unter den Eroberungen Roberts verdienen Salerno und Amalfi Erwähnung. Das erstere war der Sitz der berühmtesten medicinischen Schule jener Zeiten; Amalfi's Ruhm und Reichthum entsprang aus einem weitverbreiteten Handelsverkehr, besonders nach dem Osten und mit dessen reichen Erzeugnissen. Nur Capua und Neapel behielten noch bis in das folgende Jahrhundert ihre eigenen Fürsten, und Benevent eigneten sich die Päpste zu.

Roberts Ansehen war so hoch gestiegen, daß der Griechische Kaiser Michael Parapinaces (oben S. 205.) seinen Sohn Constantin einer Tochter des Normannenherzogs verlobte. Der Sturz jenes Kaisers war für Robert ein willkommner Vorwand, die Nachfolger desselben zu bekriegen; seinem kühnen stets vorwärts strebenden Geiste schien es kein zu gewagtes Unternehmen, die Hand nach dem Griechischen Reiche auszustrecken. Er landete in Illyrien, belagerte Dyrrhachium, schlug den Kaiser Alexius I., der zum Entsatze herbeikam (1081, 18. Oct.), nahm die Stadt und drang tiefer in das Reich ein. Schon zitterte Constantinopel, als Empörungen in Italien und die weiter unten zu erzählende Gefahr Gregors **VII.**, der um Hülfe bat, ihn mitten in seinem Siegerlaufe zurückriefen. Im Herbst 1084 machte er sich zum zweiten Mal nach Griechenland auf, noch immer voll von großen Eroberungsplänen; aber

hier war ihm sein Ziel gesetzt, am 17. Julius 1085 erlag er einer pestartigen Krankheit. Übereilt und furchtsam eilten die Normannen nach Italien zurück; ein größeres Glück hätten die Byzantiner kaum erfahren können. In der herzoglichen Würde folgte dem Helden sein zweiter Sohn Roger; der älteste, Boemund, mußte sich mit Tarent und einigen anderen Orten begnügen, weil er, wie es hieß, aus einer nicht ebenbürtigen Ehe entsprossen sey.

---

## 20. König Heinrich IV. bis zur Schlacht an der Unstrut.

(1056 — 1075.)

Wir kehren nun wieder nach Deutschland zurück. Heinrich IV., Heinrichs III. Sohn, war ein sechsjähriges Kind, als sein Vater starb. Wenn von jeher schon vormundschaftliche Regierungen das Verderben der Staaten gewesen sind, so mußte es die jetzt eintretende um so mehr werden, da jeder vorher gedrückte Fürst jetzt nach erschlafftem Zügel die Herstellung seiner alten Selbständigkeit versuchte. Und was das Unglück vergrößerte, der junge Fürst wurde unter Verhältnissen und nach Grundsätzen erzogen, durch welche seine besten Anlagen verderbt wurden, so daß er, ohne eigentlich böse zu seyn, eine wahre Geißel seines Volks, und für sich selbst einer der unglücklichsten Menschen ward.

Heinrichs Mutter, die Kaiserin Agnes, welche zuerst seine Erziehung und des Reiches Regierung übernahm, war eine sehr verständige Frau; zum Unglück war aber den trotzigen Großen gegenüber auch die Kraft eines Mannes nöthig. Schon der verstorbene Kaiser hatte, wie wir sahen, den Plan, die herzogliche Gewalt mit der Krone zu verbinden, nicht überall durchführen können; um so weniger

vermochte es eine Frau. Als Schwaben erledigt ward, erhielt es Graf Rudolf von Rheinfelden; Kärnthen kam an Berthold von Zähringen; ja auch das bisher von ihr sebst verwaltete Baiern gab die Kaiserin einem mächtigen Sächsischen Großen, Otto von Nordheim. Und doch konnte sie die Unzufriedenheit Derer nicht beschwichtigen, welche dem Bischof Heinrich von Augsburg die Ehre mißgönnten, Rathgeber der Kaiserin zu seyn. Es trat plötzlich eine mächtige Faction hervor, an deren Spitze der Erzbischof Hanno von Köln stand, ein Mann, der mit Frömmigkeit, Strenge der Gesinnung und wissenschaftlicher Bildung, eine große Herrschsucht verband. Dieser hatte sich mit mehreren weltlichen Fürsten und mit dem Erzbischofe von Mainz eng verbrüdert, um jedem Widerstande trotzen zu können. Es ward 1062 ein Plan geschmiedet, vermittelst dessen der zwölfjährige König, der sich mit seiner Mutter zu Kaiserswerth am Rhein befand, auf ein Schiff gelockt, und schnell über den Rhein hin nach Köln entführt wurde. Kein Schreien half, umsonst sprang er sogar über Bord ins Wasser; man zog ihn wieder heraus, und redete ihm gütlich zu. Die Mutter konnte ihn nicht retten; er war einmal in der Verschwörer Gewalt. Sogleich machte sich der Erzbischof zum Reichsverweser, und der tiefbeleidigten Kaiserin blieb nichts übrig, als sich zu fügen; in der Folge verließ sie das Reich. Um den Neid zu stillen, verliehen die Verschwornen anderen Großen Reichsgüter und vergaßen, wie man denken kann, bei diesen Vertheilungen auch sich selbst nicht. So wurde das Reich geplündert, Geistliche und Weltliche bereicherten sich mit dem Raube. Besonders glaubte Hanno, daß er, um sich zu behaupten, einen der damals in Deutschland angesehensten und einflußreichsten Männer gewinnen, ja ihm Antheil an der Vor-

mundschaft und Verwaltung geben müsse. Dies war der Erzbischof Adalbert von Bremen, dem es aber, wider Hanno's Absicht, durch sein einschmeichelndes, gefälliges Benehmen bald gelang, sich des jungen Königs, der seinen Entführer haßte, gänzlich zu bemächtigen und die Regierung völlig an sich zu reißen.

Adalbert war ein Mann von ausgezeichneten Gaben, großer Thätigkeit und unbescholtenem Wandel, aber sein Verstand und seine löblichen Gesinnungen wurden von Eitelkeit, Ruhmbegierde und Leidenschaftlichkeit verdunkelt. Er war prachtliebend und verschwenderisch, und daher stets des Geldes bedürftig; während er den Armen mit vollen Händen spendete, drückte er seine Unterthanen, und war begierig, Güter und Einkünfte an sich zu reißen, wo er nur konnte. An diesem glänzenden Hofe fing für den lebhaften, bisher mit mönchischer Strenge gehaltenen königlichen Knaben ein neues Leben an. Er fand in Adalberten einen Mann, der ihm die Grundsätze einer unbeschränkten Herrschaft predigte, und von den Fürsten des Reichs nur mit Verachtung und Haß sprach. Hanno's Absicht war dahin gegangen, für die Macht und Unabhängigkeit der Großen zu wirken, Adalbert wünschte den Reichsfürsten eine Zuchtruhe, und für sich zugleich einen bleibenden Platz in seines Zöglings Herzen. Und welchem jungen unbesonnenen Herrscher hätten solche Grundsätze, die ihm sein Erzieher so tief als möglich einprägte, nicht gefallen sollen? Um sich noch mehr einzuschmeicheln, gestattete Adalbert sogar den erwachenden Begierden und schlimmen Neigungen des Jünglings freien Spielraum. So wurde Heinrich liederlich, leichtsinnig und hochfahrend, und wähnte, er wolle künftighin mit den Deutschen Herren noch ganz anders verfahren, als sein Vater. Um die Großen nicht zu sehr gegen

sich aufzubringen, suchte Adalbert zwar Einzelne durch reiche Güter, die er den Abteien und Klöstern nahm, zu befriedigen, aber von jenem Einflusse auf die Person des Königs wollte er sie fern halten. Besonders waren die Sachsen dem Erzbischofe verhaßt, da er oft Zwecke verfolgte, welche dem Vortheil der Sächsischen Fürsten entgegen waren, und von diesen wiederum vielfach beleidigt und beeinträchtigt ward. Daher versäumte er nichts, um diese Abneigung auf den jungen Fürsten zu übertragen. Schon im Jahre 1065 erklärte er ihn für mündig, aber nur, um Hanno's und jedes Andern Antheil an der vormundschaftlichen Regierung aufzuheben, während sein Einfluß derselbe blieb. Die Sachsen, die wegen des fast beständigen Aufenthalts des Königs in ihrem Lande theils viele unmittelbare Last und Kosten hatten, theils auch darin die Absicht fürchteten, ihre Rechte zu untergraben und zu zerstören, wurden aufgebracht und schwierig. Sie verweigerten sogar dem königlichen Hofe die schuldigen Lieferungen, so daß der König seine täglichen Bedürfnisse mit baarem Gelde erkaufen mußte. Aber Adalbert trotzte dennoch den Sachsen, bis er endlich einem gewaltsamern Angriff weichen mußte. Die vornehmsten Reichsfürsten nämlich, schon längst eifersüchtig auf Adalberts Allgewalt, Hanno wiederum an der Spitze, erklärten auf einer eigenmächtig gehaltenen Versammlung zu Tribur (1066), daß sie einen andern König wählen würden, wenn Heinrich nicht sogleich den Adalbert von sich entfernte. Der Erzbischof selbst mußte der Gewalt nachgeben, und empfand die Ausbrüche des allgemeinen Hasses gegen sich so bitter, daß er sich kaum auf einer entlegenen Meierei davor verbergen konnte, während die Sachsenfürsten sich in seine Besitzthümer theilten.

Die Reichsverwaltung kam nun wieder in die Hände

des Erzbischofs von Köln, mit dem sie der von Mainz theilte, aber sie vermochten weder des Reiches Ansehen gegen die damals heftig aufrühreriscchen Slaven*) zu behaupten, noch den jungen König zu einer bessern Lebensweise zurückzuführen. Adalberts Grundsätze hatten zu tief in seiner Seele gewurzelt, und seine Rathgeber, die er nicht aus den größeren Reichsfürsten wählte, sondern aus Menschen geringerer Abkunft, bestärkten ihn darin. Sachsen, wo das königliche Ansehen unter allen Deutschen Ländern am geringsten, die herzogliche Gewalt, im hundertjährigen Besitz Einer Familie, der Billungen, am größten war, wollte er besonders zügeln. Dort legte er daher überall Burgen an, und besetzte sie mit seinen Dienstleuten. Umgeben von einem üppigen Hoflager, überließ er sich allen sinnlichen Lüsten. Wider seine Neigung war er von Hanno zur Heirath mit einer Tochter des Markgrafen Otto von Susa genöthiget worden, wünschte aber, von dieser Gemahlin getrennt zu werden. Weil er dabei Widerstand fürchtete, suchte er sich die Stimme des mächtigen Erzbischofs von Mainz zu verschaffen, indem er ihm versprach, ihm dafür den Zehnten von den bis jetzt davon befreieten Thüringern zu verschaffen. Der habsüchtige Erzbischof nahm sich nun auch der Sache an, als aber Papst und Fürsten den König beschworen, die ärgerliche und unziemliche Scheidungs-

*) Ein Obotritischer Fürst Gottschalk, Gemahl einer Dänischen Prinzessin, hatte zu den Zeiten Kaiser Heinrichs III. alle Wendischen Stämme zwischen der Bille und Peene unter seine Herrschaft vereinigt, doch als Vasall des Deutschen Reichs. Dem Christenthume war er eifrig ergeben, und für die Ausbreitung desselben unter den Seinen höchlich bemüht. Da erhoben sich die Heidnischgesinnten, erschlugen Gottschalk (1066), durchtobten das Land mit Aufruhr und Verheerung, zerstörten Hamburg, und wütheten gegen die Christen, besonders gegen die Priester, mit ausgesuchter Grausamkeit.

angelegenheit aufzugeben, fügte sich Heinrich ihrem Willen, und gewann in der Folge Liebe für die Königin. Doch hatte er dabei die Gemüther der Thüringer wider sich empört, welche sich dem Ansinnen des Mainzer Erzbischofs sogar mit Gewalt widersetzten.

Indeß war Erzbischof Adalbert wieder bei Hofe erschienen, und im Rathe des Königs auch sogleich wieder der Erste geworden. Sein alter Haß gegen die Sachsen war durch Rachsucht für die erlittene schmähliche Behandlung aufs Höchste gestiegen, und zur Befriedigung desselben reizte er den König mehr als je wider dieses Volk. Da geschah es, daß ein gewisser Egino auftrat, und klagte, Herzog Otto von Baiern habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen (1070). Viele Fürsten meinten zwar, der Herzog dürfe sich mit dem sehr übelberüchtigten Gegner nicht ritterlich schlagen, Otto aber erbot sich dennoch zum Zweikampf. Er forderte zu diesem Zwecke vom Könige sichres Geleit nach Goslar; doch dieser schlug das billige Begehren mit sehr harten Worten ab, ließ, als nun Otto nicht erschien, dessen Güter furchtbar verheeren, und gab das Herzogthum Baiern Otto's Schwiegersohne Welf IV., einem mit Recht verhaßten Italiener *). Otto erhob zwar Krieg, ergab sich aber bald dem Könige mit seinem Bundesgenossen Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf von Sachsen. Bald nach diesen Begebenheiten starb Erzbischof Adalbert (1072), und Hanno übernahm die Reichsverwal-

*) Denn dieser Welf hatte vorher, um sich aufzuhelfen, Otto's Tochter zur Ehe begehrt, und sie erhalten. Jetzt, als Otto nichts mehr galt, schickte Welf ihm auch die Tochter wieder, ja er erschlich sich nun durch Schmeicheleien und Bestechungen dasselbe Land, welches Otto so ungerecht hatte verlassen müssen. Mütterlicher Seits stammte Welf von dem Deutschen Geschlechte dieses Namens; sein Vater war der Italienische Markgraf Azzo von Este.

tung auf des Königs Begehren zwar wieder, aber nur auf kurze Zeit, da seine Grundsätze mit denen des Herrschers in einem zu auffallenden Widerspruch standen. Es war eine Zeit großer Ungerechtigkeit und furchtbaren Druckes, alle gesetzliche Ordnung schien aufgelös't, und die Unzufriedenheit war allgemein. Otto von Nordheim war seiner Haft zwar entlassen, aber mit tiefer Erbitterung im Herzen, und Heinrich hatte sich hier einen höchst gefährlichen Feind gemacht; denn Otto, ein trefflicher Feldherr, tapfer, kühn und schlau, hegte unbezähmbare Herrschsucht, und scheute kein Mittel, welches zu diesem Ziele führte.

Heinrich regierte nun allein, ganz der frühern Weise und den Adalbertschen Grundsätzen gemäß. Von den Burgen in Sachsen aus durchstreiften seine Mannen das Land, trieben die Heerden weg, erpreßten schwere Steuern, schändeten Weiber und Töchter der Landleute, und zwangen die freien Männer zur Frohne bei dem Schlösserbau. Auch verweigerte der König den Sachsen die Freiheit des gefangenen Magnus, den sie, da sein Vater indeß gestorben war, zu ihrem Herzog setzen wollten. Dies brachte die Gährung der Sachsen endlich aufs Höchste, und als der König ein allgemeines Aufgebot ergehen ließ zu einem Zuge gegen die Polen, so fürchteten sie, daß unter jenem Vorwande der letzte Schlag gegen sie ausgeführt werden sollte, und traten auf der Stelle in ein Sicherheitsbündniß zusammen (1073).

Es war ein ansehnlicher Bund. Er bestand aus den vornehmsten Sächsischen Grafen und Bischöfen; an der Spitze stand der tapfere Otto von Nordheim. Sie schickten zuerst Gesandte an den König, die von ihm verlangten, daß er seine Bergschlösser niederreißen lasse, sich nicht beständig in Sachsen aufhalte, zu seinen Rathgebern nicht

schlechte Leute, sondern die Reichsfürsten nehme, seine würdige Gemahlin edler als bisher behandele, und seine vielen Kebsweiber abschaffe. Widrigenfalls seyen ihre Maaßregeln beschlossen. Heinrich stutzte, als die Gesandtschaft ihn in Goslar, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf. Allein seine Höflinge stellten ihm vor, er müsse hier seine Würde zeigen. Er wies demnach die Gesandten mit leichten Worten und verächtlich ab. Ehe er sich dessen versah, rückte ein Heer von 60,000 Sachsen auf Goslar an. Bestürzt floh er nach seinem festesten Bergschlosse, der Harzburg; die Sachsen folgten auch dahin. Nun galt es schnelles Entspringen. Mit wenigen Dienern entkam er durch dicke Wälder und Bergschluchten nach Eschwege in Hessen. So weit setzten ihm die Sachsen nicht nach, sie eilten lieber zu dem wichtigern Werke, die Bergschlösser am Harze sämmtlich niederzureißen, und drohten, alle Besatzungen derselben niederzumachen, wenn Heinrich nicht den Magnus frei gäbe. Hierin mußte er nun wol nachgeben, aber er that es mit Kummer und Zorn im Herzen. Die Sachsen hatten indeß Verbündete an den Thüringern gefunden, welche sich zur Abtragung des Zehnten endlich verstanden hatten, und beim Eintreiben desselben nicht minder gemißhandelt worden waren, als Jene. Heinrich forderte die übrigen Fürsten zum Kriege gegen die Empörer auf, aber die Meisten zeigten deutlich die Absicht sich mit den Sachsen und nicht mit ihm zu vereinigen. Auch war schon eine Zusammenkunft in Mainz zur Wahl eines andern Königs verabredet.

Auf diese Nachricht eilte der König, der sich nach Baiern begeben, aber auch dort nur feindselige Gesinnung gefunden hatte, an den Rhein, und hier bot sich ihm eine unerwartete Unterstützung dar. Denn als er sich der Stadt Worms näherte, zogen ihm die Bürger gewaffnet entgegen,

um ihm die große Zahl ihrer streitbaren Jugend zu zeigen, die bereit war für ihn in den Kampf zu ziehen. Ja sie erboten sich, die Kriegskosten zu tragen. Da die Fürsten sahen, wie der König Herr der mächtigen, wohlbefestigten Stadt sey, scheuten sie seine Nähe, und nur Wenige wagten es, sich zu Mainz einzufinden. Indeß mochte Heinrich die Wormser Kriegshülfe doch nicht stark genug glauben, um an ihrer Spitze einen Kampf gegen den Deutschen Lehnsadel zu beginnen, denn statt sich ihrer zu bedienen, versuchte er es, die Fürsten auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Oppenheim sogar durch demüthige Bitten zu gewinnen, erhielt aber harte Vorwürfe zur Antwort. Dann sandte er nochmals zu Geistlichen und Weltlichen, einen Heereszug gegen die Sachsen zu Stande zu bringen, die seine Bergschlösser zu belagern fortfuhren, aber nur Wenige fanden sich ein. Traurige Ohnmacht eines übermüthigen Herrschers! Er sah sich, wie sehr er auch knirschte, genöthigt, unter den bisher verweigerten Bedingungen mit den Sachsen Friede zu machen, und zu versprechen, künftig nicht mehr ausschließlich in Sachsen zu wohnen, seine dort und in Thüringen gelegenen Burgen zu zerstören, und Allen den ihnen unrechtmäßig entzogenen Besitz, besonders dem Otto das Herzogthum Baiern, zurückzustellen (1074). Sogleich mußten auch die Befehle zur Zerstörung der Schlösser gegeben werden. Doch sollten in der vom Könige besonders geliebten Harzburg nur die Befestigungen geschleift, die inneren Gebäude, weil hier Kloster und Kirche standen, geschont werden. Aber die Wuth der Sachsen war so groß, daß sie die Kirche plünderten und in Brand steckten, selbst Gebeine dort bestatteter Angehörigen Heinrichs gleich wilden Barbaren umherstreuten. Diese Unthat, obschon von den Sächsischen-Großen laut gemißbilligt, verdarb viel, und

wurde von Heinrich benutzt, sich die übrigen Deutschen Fürsten wieder zu Freunden zu machen. Er vermochte sie durch große Versprechungen, ihm gegen die Sachsen Beistand anzugeloben. Rudolf von Schwaben, der schon gehofft hatte, die Krone zu erwerben, zürnte den Sachsen, weil sie ohne ihn Friede geschlossen, Welf von Baiern hatte Ursach für sein Herzogthum zu streiten. So kam denn ein äußerst ansehnliches Heer zusammen, ein Theil der Sachsen ward von Heinrich gewonnen, und so tapfer die Übrigen in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut (13. Junius 1075) auch fochten, so mußten sie doch das Schlachtfeld zuletzt den Königlichen überlassen, die indeß ihren Sieg an diesem höchst blutigen Tage mit dem Verluste vieler Edlen erkauften.

Heinrich hatte auf den Herbst eine neue Heerfahrt anberaumt; allein mehrere Fürsten bereuten schon, ihn wieder erhoben zu haben. Daher erschienen Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen nicht, wol aber die beiden Lothringischen Herzoge, und besonders Gozelo der Bucklige von Niederlothringen, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit*), mit starker Macht. Endlich wurden die Sächsischen Häupter von königlichen Unterhändlern durch die Betheurung, daß ihnen nicht das Geringste widerfahren solle, vermocht, die Waffen niederzulegen, und friedebittend in Person vor dem König zu erscheinen. Ob die Gesandten des Königs nicht ihre Vollmacht überschritten hatten, ist ungewiß, genug die Fürsten und Bischöfe der Sachsen sahen sich schrecklich getäuscht. Bis auf den einzigen Otto von Nordheim, den er bald wieder frei ließ, behielt sie der leidenschaftliche Heinrich Alle gefan-

*) Er war ein Sohn Gottfrieds des Bärtigen, der unter dieser Regierung Niederlothringen erhalten hatte, und 1069 gestorben war.

gen, ließ sie im ganzen Reiche vertheilen, gab Anderen ihre Lehen, und stellte seine Festen im Sachsenlande wieder her.

Die Folgen dieses Eingriffs waren über alle Erwartung unselig. Doch ehe wir sie betrachten können, müssen wir einige Schritte zurückthun, und die in diesem Zeitraum geschehenen Fortschritte derjenigen Gewalt kennen lernen, die schon seit langer Zeit im Stillen der kaiserlichen entgegengekämpft hatte, und jetzt mit großer Kraft in diese Händel eingriff.

---

## 21. Wachsthum der päpstlichen Macht seit Karl dem Großen.

Nachdem die Päpste sich schon im achten Jahrhundert der Byzantinischen Oberhoheit entzogen hatten, dann durch den Beistand und die Macht der Franken der von den Longobarden drohenden Gefahr entgangen waren, trat ihnen in dem wiedererstandenen abendländischen Kaiser, ein Herrscher zur Seite, der zwar zuerst als Beschützer geliebt, dann noch eine Zeitlang als Übermächtiger geehrt, in der Folge aber, bei mehrerer Sicherheit und zunehmender Herrschsucht, als Beeinträchtiger gehaßt ward. Seitdem sehen wir beide Mächte im fortwährenden Kampfe, aber doch, bei der Religiosität der Zeiten, die weltliche nie bemüht, die geistliche gänzlich zu beherrschen, während die Päpste bei steigender Gewalt im Laufe der Jahrhunderte keinen geringern Plan entwickelten, als den, die Kaiser und überhaupt jede andere Macht der Erde der ihrigen zu unterwerfen. Sie setzten dies schwierige Werk mit eben der Einheit des Plans und eben der Beharrlichkeit fort, wie

die Consuln und der Senat desselben Roms einst das ihrige, und wenn gleich eine Zeitlang die weltliche Macht sie zu erdrücken schien, so entstand doch bald wieder ein Herrscherkopf unter ihnen, der Alles wiederherstellte.

Ein sehr wirksames Mittel, ihr Ansehen zu erhöhen, bot ihnen eine im neunten Jahrhundert plötzlich ans Licht tretende verfälschte Sammlung von Gesetzen der ältern Kirche dar. Unter den Sammlungen der Concilienschlüsse und Entscheidungsbriefe (Decretalen) der Römischen Bischöfe war besonders eine im häufigen Gebrauch, welche dem heiligen Isidorus, einem verehrten Spanischen Bischofe, zugeschrieben ward. Diese Sammlung war es, die jetzt in einer ganz neuen Gestalt erschien. Sie enthielt viele Stücke aus der ächten Spanischen Sammlung, allein theils abgekürzt, theils mit Zusätzen vermehrt, und außerdem noch eine Menge Urkunden, die vorher nie bekannt gewesen waren, zu welchen sechzig Briefe unter dem Namen der ältesten Römischen Bischöfe gehören. Die Pseudo-Isidorischen Decretalen (so nennt man diese untergeschobenen Schriften gewöhnlich) betrachten den Papst als den Bischof der allgemeinen Kirche, geben ihm das ausschließende Richteramt über alle Bischöfe, bestimmen, daß in allen Sachen an ihn appellirt werden, daß er allein Concilien berufen und ihre Schlüsse bestätigen könne, und daß diese Autorität der Römischen Kirche unmittelbar von Christo stamme. Ein Laie solle nur unter ganz besonderen Umständen Klage gegen einen Bischof vorbringen können, und wenn die weltliche Macht über Bischöfe ein Urtheil fälle, so sey dies ein frecher Eingriff in die Majestätsrechte Gottes. Aus vielen dieser angeblichen Kirchengesetze geht deutlich hervor, daß die Absicht ihres Verfertigers nicht sowol unmittelbar auf die Erhöhung der Papstmacht, als auf

Unterdrückung der Metropoliten ging, deren Rechte über die Bischöfe aufgelös't werden sollten; er that aber ohne seinen Willen noch weit mehr damit, indem er den Päpsten einen Freibrief für die unbeschränktesten Anmaßungen in die Hände gab. Es läßt sich ziemlich sicher bestimmen, daß die Abfassung der falschen Decretalen, von wem sie auch immer herrühren möge, zwischen 829 und 836 fällt. Einer großen Kunst zu täuschen hat sich der Verfasser nicht bedient; die von ihm geschmiedeten Urkunden tragen die handgreiflichsten Zeichen der Unächtheit, indem die Päpste der ersten Jahrhunderte Stellen aus Schriften anführen, die erst im siebenten geschrieben worden sind. Der erste Papst, der sich auf die falschen Decretalen berief, war Nicolaus I. (858—867), und als die Erzbischöfe einwarfen, daß sie in ihren Sammlungen von solchen Verordnungen nichts fänden, erwiederte dies der Papst bloß mit der Gegenfrage: ob denn nichts ächt sey, als was in ihrem Codex stünde. Die Ächtheit jener Actenstücke aus inneren Gründen zu bezweifeln, fiel damals Niemanden ein; kritische Untersuchungen historischer Gegenstände lagen der Geistesrichtung des Mittelalters fern. Konnten auch nicht alle Ansprüche des falschen Isidor durchgesetzt werden, so bekam doch das Meiste nach und nach Gültigkeit, welches schwerlich möglich gewesen wäre, wenn die Richtung des Zeitgeistes nicht dem Betruge den Weg gebahnt, wenn ihm der allgemein verbreitete Glaube an die hohe Gewalt der Päpste nicht vorangegangen wäre.

Mit diesem Nicolaus I., demselben den wir schon als Bekämpfer des Patriarchen Photius kennen gelernt haben (oben S. 206.), beginnt daher auch eine neue Epoche in der Geschichte des Papstthums. Günstigere Umstände konnte es für die Päpste nicht geben als die damaligen. Die

zwieträchtigen Nachfolger Karls des Großen riefen den Römischen Bischof zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf, und es ist daher gar nicht einmal Anmaßung zu nennen, wenn er sich die Machtvollkommenheit, eine solche Entscheidung zu geben, beilegte; es ist vielmehr natürlich, daß die Idee eines obersten Richteramtes über die weltlichen Händel sich in den Köpfen der klügeren und unternehmenderen Päpste ausbildete. Das Bestreben, den Frieden zu bringen an die Stelle des Streits, und mit dem Versöhnungsrufe den wilden Hader zu stillen, hatte daran gewiß eben so vielen Antheil, als die Absicht, ihre eigene Macht zu erhöhen und zu befestigen. Die Kämpfe, welche Nicolaus I. für die Behauptung der päpstlichen Obergewalt durchfocht, waren zugleich Kämpfe für sittliche Ordnung und Recht. Vorzüglich ist sein Verfahren gegen einen Fürsten merkwürdig, der beiden Hohn sprechen zu können glaubte, wo der Papst als Beschützer der Unschuld auftrat.

König Lothar II. von Lothringen (S. 215.) wünschte von seiner Gemahlin Theutberge geschieden zu seyn, um ein lasterhaftes Frauenzimmer, Waldrade, mit welcher er einen unerlaubten Umgang unterhielt, heirathen zu können. Zu diesem Zwecke dichtete er der Theutberge ein abscheuliches Verbrechen an, und nachdem sie sich durch ein Gottesurtheil von der Anklage gereinigt hatte, ließ sich der König von seiner strafbaren Leidenschaft zu noch schändlicheren Ungerechtigkeiten verleiten. Er erklärte das Gottesurtheil für einen Betrug, und zwang seiner Gemahlin durch harte Mißhandlungen ein Geständniß ab. Im ganzen Lande war man aber von der Unschuld der Verfolgten überzeugt, und ein allgemeiner Schrei des Unwillens wurde laut; doch die Bischöfe, die Erzbischöfe von Trier und Köln an der Spitze, wagten es nicht, ihrem Landes-

herrn zuwider zu seyn. Dazu kam, daß Waldrade eine Verwandte des Erzbischofs Günther von Köln war. Daher erklärten zwei zu Aachen gehaltene Synoden die Trennung für rechtmäßig, und mit ihrer Zustimmung ließ Lothar Waldraden als Königin verkünden (862). Theutberge, die zu Karl dem Kahlen geflohen war, bat jetzt den Papst um Hülfe, ja auch Lothar wandte sich an diesen, um seine höhere Bestätigung zu erhalten. Nicolaus ordnete zur nochmaligen Untersuchung der Sache eine Kirchenversammlung zu Metz an, und sandte zwei Legaten dahin, aber Lothar wußte diese zu bestechen, die Beschlüsse der früheren Synoden wurden für rechtmäßig erklärt, und jene beiden Erzbischöfe reis'ten selbst nach Rom, die Bestätigung des Papstes einzuholen. Wäre es nun Nicolaus auf nichts angekommen, als seine oberrichterliche Gewalt geehrt zu sehen, so hätte er mit dieser glänzenden Anerkennung derselben vollkommen zufrieden seyn können *). Aber edlere Beweggründe bestimmten sein Verfahren. Er verdammte auf einer Römischen Synode die von Metz, ja er entsetzte die beiden Erzbischöfe ihrer Ämter, ein Schritt, den noch kein Papst gewagt hatte. Dabei achtete er weder auf die Protestation der Erzbischöfe, daß er kein Recht habe, sie, die seine Mitbischöfe wären, wie die ihm unterworfenen Kleriker zu behandeln, noch auf das Kriegsheer, an dessen Spitze Kaiser Ludwig II., von den Erzbischöfen aufgefordert, in Rom erschien. Der Kaiser, dem das Gewissen rege wurde, kehrte schon nach zwei Tagen wieder um, und Lothar mußte bei den fortwährenden Streitigkeiten mit den übrigen Karolingern einen Kampf mit dem Papste und der öffentlichen Meinung sehr bedenklich finden. Er unterwarf

*) Planck Geschichte der christl. kirchl. Gesellschafts-Verfassung, Th. III. S. 53.

sich daher, und ließ sich von einem päpstlichen Legaten Theutberge wieder zuführen. Waldrade wurde von dem Legaten nach Italien mitgenommen, entwischte ihm aber unterweges, und Lothar, der noch immer den alten Gedanken hegte, vermochte jetzt Theutberge sogar, an den Papst zu schreiben und selbst um die Ehescheidung zu bitten. Aber Nicolaus schlug dies auf das bestimmteste ab. Nach seinem Tode handelte sein Nachfolger Hadrian II. nach denselben Grundsätzen, und beharrte bei derselben Weigerung, obschon Lothar deswegen in Person nach Italien kam. Vielleicht wäre es jetzt noch zu heftigeren Auftritten gekommen, wenn Lothar nicht darüber gestorben wäre.

Hadrians Nachfolger war Johann VIII. (872—882), von dem oben (S. 217.) schon erzählt ist, daß er Karl dem Kahlen die Kaiserwürde ertheilte. Ein neues höchst glückliches Ereigniß für das Wachsthum der Papstmacht. Bisher hatten diese bei der Kaiserkrönung nur die äußerliche Handlung verrichtet; wer Kaiser seyn sollte, hatte die Erbordnung bestimmt. Nunmehr aber hatte es durch den Streit in der Familie und durch die Partei, welche Johann dabei für Karl nahm, ganz das Ansehen, als ob es der Papst wäre, der über die Kaiserkrone zu verfügen habe. Ein einzelnes Beispiel bildete zwar noch kein Gesetz, war aber immer der Anfang, ein Herkommen zu begründen, worauf man sich in der Folge berufen konnte, um so mehr als der neue Kaiser selbst ein solches Papstrecht anerkannt hatte.

Des tiefen Verfalls, in welchen das Papstthum nach diesen Zeiten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gerieth, ist schon oben (S. 247.) gedacht. Die Päpste dieser Zeit waren die schamlosesten und ausschweifendsten, oder ganz unfähige und thatenlose Menschen. Man hat eine seltsame Erzählung von einem Frauenzimmer, Johanna,

die aus Mainz gebürtig, in männlicher Kleidung in Athen studirt haben, dann nach Rom gekommen seyn, und dort ihren Betrug so gut fortgespielt haben soll, daß sie nach dem Tode Leo's IV. (855) auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, bis sie niedergekommen und dadurch entlarvt worden sey. Diese Erzählung, die späterhin buchstäblich gedeutet, und lange für eine wahre Begebenheit gehalten wurde, ist nichts als eine Allegorie auf die Römische Kirche, veranlaßt durch den lasterhaften Wandel jener Päpste, die von Weibern erhoben und von Weibern geleitet wurden.

Die näheren Verhältnisse, in welche die Deutschen Könige mit den Päpsten kamen, seitdem Otto der Große die Krone Italiens erwarb, sind in der Deutschen Geschichte der Hauptsache nach erwähnt. Auch wie Kaiser Heinrich III. in der Kirche nicht minder wie im Staate mächtig waltend, den päpstlichen Stuhl zu verschiedenen Malen nach Gefallen besetzte, ist erzählt (S. 249.). Es war aber dem Kaiser bei diesen Einmischungen keineswegs bloß um die Übung seiner Hoheitsrechte oder um die festere Gründung seiner Herrschaft in Italien zu thun, er verlangte sehnlich, die Kirche von schweren Übeln zu heilen, an denen sie krankte, und dazu bedurfte er tüchtiger Päpste. Diese Übel waren die Simonie *), d. i. der allgemein gewordene Mißbrauch, die geistlichen Ämter zu verkaufen oder nach bloßer Gunst an Unwürdige zu ertheilen; dann die außerordentliche Sittenlosigkeit, die unter den Geistlichen herrschte. Beide Gebrechen, welche die Religion zu untergraben drohten, standen in genauem Zusam-

*) So genannt von einem Simon Magus, der nach Apostelgesch. VIII., 18 fg. den Aposteln die Wundergabe für Geld abkaufen wollte.

menhange, denn von Solchen, welche das geistliche Hirtenamt erkauft hatten, war nicht zu erwarten, daß sie sich durch Würdigkeit auszeichnen und ihren Gemeinden als Muster eines christlichen Wandels vorleuchten würden. Da Bischöfe und Erzbischöfe ihre Würden selbst großentheils durch Simonie hatten, so konnte der Kaiser von ihnen die beabsichtigte Reinigung nicht erwarten, darum setzte er seine Hoffnung auf ein kräftiges Verfahren, welches von der obersten Gewalt in der Kirche ausgehend die Bischöfe nicht minder als die geringeren Kleriker traf. Er begünstigte daher das Verfahren der Päpste, die jetzt in Person umherreis'ten, um gegen die großen Mißbräuche zu wirken. Besonders that Leo IX. dies mit außerordentlichem Eifer; er hielt in Frankreich und Deutschland Synoden, wo er Bischöfe, die der Simonie überführt waren, ohne Weiteres absetzte. Heinrich dachte nicht, daß der von ihm entworfene Plan, dessen Ausführung er eifrig beförderte, die Päpste auf eine Höhe heben würde, die seinem Geschlechte höchst verderblich zu werden bestimmt war. Aber er konnte auch nicht ahnen, daß ein seltener Herrschergeist, welcher schon unter Leo IX. hervorzutreten begann, sein Werk ergreifen, und zu einem von ihm weder vorhergesehenen noch gewollten Ziele leiten werde.

---

## 22. Papst Gregor VII.

Hildebrand, ein Italiener von ungewisser Herkunft, verlebte einen Theil seiner früheren Jahre als Mönch in dem Kloster zu Clugny. Hier traf ihn Leo IX., als er, von einer Wormser Synode auf Heinrichs III. Betrieb zum

Papst erhoben, im Begriff war nach Rom zu reisen. Hildebrand stellte ihm so eindringlich vor, wie viel er sich und der Kirche vergeben, daß er die oberste geistliche Gewalt aus der Hand eines Laien empfangen habe, daß Leo die schon angenommenen Zeichen der päpstlichen Hoheit wieder ablegte, und sich nicht eher als Papst betrachtete, bis er zu Rom nach alter Weise von Volk und Klerus gewählt war. Zu dieser Wahl trug Hildebrand, der ihn nach Rom begleitete, viel bei, und war von da die Seele der ganzen päpstlichen Regierung. Sein außerordentlicher Geist, seine hervorstechenden Talente, seine einnehmende Klugheit gewannen ihm ein unbegrenztes Vertrauen.

Nach Leo's Tode (1054) brachte es Hildebrand beim Kaiser dahin, daß der Bischof Gebhard von Eichstädt zum Papst gewählt werden durfte. Dieser, der sich Victor II. nannte, fuhr ganz in Leo's Geiste fort, und Hildebrand spielte unter seiner Regierung die vorige Rolle. Eben so groß war sein Einfluß unter Nicolaus II., der nach der kurzen Zwischenregierung Stephans IX. im Jahre 1058 den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieses Nicolaus ist schon bei Gelegenheit der Normannen gedacht (S. 283.), und wenn das Papstthum sich hier an eine Macht lehnte, die es allenfalls gegen die kaiserliche in Schutz zu nehmen vermochte, so war es Hildebrands kluges Bemühen, welcher es dahin lenkte. Höchst folgenreich war auch die neue Bestimmung über die Papstwahl, die Hildebrand unter demselben Papste durchzusetzen wußte. Bisher hatte der ganze Römische Klerus, der Adel und das Volk der Ordnung nach die Päpste gewählt, und die Kaiser sie bestätigt, wenn Letztere nicht, wie Heinrich III. es gethan, selbst bestimmten, wer Oberhaupt der Kirche seyn sollte. Solche Oberhäupter aber, die Alles der weltlichen Macht verdankten,

waren gar nicht nach Hildebrands Sinne, und was nicht thunlich war, als die Kraft Heinrichs III. waltete, geschah nunmehr, als die überaus günstigen Umstände ein schwaches Weiberregiment herbeigeführt hatten. Jetzt ward verordnet, daß fortan nur den Cardinälen *) die Befugniß zustehen sollte, den apostolischen Stuhl neu zu besetzen. Das kaiserliche Bestätigungsrecht ward aber von einer besondern Verleihung desselben Seitens der Päpste an den jedesmaligen Kaiser abhängig gemacht.

Daß dieses neue Gesetz, welches die gänzliche Unabhängigkeit des Papstthums begründete, nicht unangefochten bleiben konnte, zeigte sich gleich beim Tode des Nicolaus (1061). Hildebrand und die Cardinäle ernannten Alexander II.; aber der Römische Adel wollte von einem so gewählten Papste nichts wissen, sondern wandte sich an die Kaiserin Agnes, unter deren Einfluß sich eine Synode zu Basel versammelte und den Bischof Cadalous von Parma zum Papst ernannte. Denn der strenge Wandel, der jetzt von den Bischöfen gefordert ward, hatte auch unter diesen eine Partei hervorgerufen, die sich Hildebrands Absichten entgegensetzte. Cadalous erschien an der Spitze eines Heeres zu Rom, und obschon er von der Gegenpartei bald gezwungen ward, die Stadt wieder zu räumen, so würde er doch zuletzt, von Deutschland aus unterstützt, vielleicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht gerade jetzt — abermals zur günstigsten Stunde für Hildebrand —

*) Die Römischen Geistlichen, welche durch die Verordnung Nicolaus II. zur Papstwahl berufen wurden, waren sieben Bischöfe, Cardinalbischöfe genannt, und acht und zwanzig Pfarrer der vorzüglichsten Kirchen, welche Cardinalpriester hießen. Spätere Päpste fügten diesen Wahlberechtigten noch andere Römische Geistliche hinzu, und hieraus bildete sich das Collegium der Cardinäle. S. Moshem. Institut. hist. eccles. p. 345. not. c.

die Regentschaft der Kaiserin Agnes gestürzt worden wäre. Hanno erklärte sich sogleich für Alexander, kam späterhin selbst nach Rom, und stillte die noch fortwährenden Unruhen völlig. Endlich als Alexander im Jahre 1073 starb, bestieg der Mann selbst den päpstlichen Stuhl, der schon so lange die Kirche der That nach regiert hatte. Durch die allgemeinste Übereinstimmung ward Hildebrand gewählt, und nannte sich Gregor VII.

Alles was Gregor bis zu diesem Augenblicke gethan und gewirkt, erscheint nur als Vorbereitung zu dem riesenhaften Plane, den er bis jetzt in seiner großen Seele getragen, nunmehr aber in voller Stärke entwickelte. Es sollte der weltlichen Macht nicht nur jeder mögliche Einfluß auf die Kirche genommen, sondern der höchsten Kirchenherrschaft, der Hierarchie, auch Gewalt über den Staat gegeben werden, in so fern dies zur Erreichung ihrer höheren Zwecke nöthig sey. Wegen dieses Planes und wegen der großen, kräftigen Schritte, die er zu seiner Ausführung that, hat Gregor von der Nachwelt ein schweres Gericht erfahren, ist empörender Anmaßung und unbegrenzten Ehrgeizes bezüchtiget worden. Aber diese Urtheile sind entweder vom Parteigeist eingegeben, oder auf einem Standpuncte gefällt, auf dem ein Papst des elften Jahrhunderts nicht gerichtet werden darf. Denn daß die Überzeugung späterer Jahrhunderte nach so mannichfach fortgeschrittener Entwickelung diesen Gedanken einer Herrschaft der Kirche über den Staat, und der Leitung der Geister durch das höchste Kirchenoberhaupt mit vollem Rechte verwirft und für verderblich erklärt, darf unser Urtheil über Gregor und über den Werth und die Bedeutung seines Wirkens nicht bestimmen. Auch waren diese Gedanken dem Zeitgeiste keinesweges fremd und entgegen, sondern schienen vielmehr

aus der einmal genommenen Richtung desselben hervorzugehen, wie denn große Geister oft in Wahrheit und Irrthum nur aussprechen, was in den Gemüthern längst vorbereitet ist, und dunkel geschlummert hat. Jene Zeit sah in dem Papste den rechtmäßigen Stellvertreter Christi auf Erden, durch göttliche Institution mit der höchsten Gewalt bekleidet, das Regiment in der Kirche zum Besten Aller zu führen, und der Papst war von dieser Idee nicht minder ergriffen, als Diejenigen, die mit vertrauensvoller Ehrfurcht auf ihn blickten, und die Sorge für ihr Heil von ihm erwarteten *). Je größer und kraftvoller daher der auf diesen Platz gerufene Geist war, je mehr Tüchtigkeit er in sich spürte, das zu erfüllen, was er als eine ihm aufgelegte Pflicht betrachtete, je weiter mußte er seine Herrschaft auszudehnen trachten, je bestimmter mußte er den Reichen der Welt wehren, wo sie der Kirche zu nahe traten, je kräftiger Alles von ihnen verlangen, was der Kirche frommte. Denn die Kirche, als die große Anstalt, das Reich Gottes auf Erden zu fördern, war die Rücksicht, der in ihm jedes Andere weichen mußte. Allerdings war die Gefahr, auf einem solchen Standpuncte zu wanken und dann desto sicherer und tiefer zu fallen, groß und dringend, da der Schwindel die Menschen auf den höchsten Gipfeln am sichersten ergreift; aber es liegt in der Natur der Dinge, daß dieser Gedanke sich Dem, der noch kühn hinanklimmt, nicht aufdrängt.

---

*) Die Sage von dem schlauen Betruge der Priester, die zur Befriedigung ihrer Herrschsucht und Habgier, das, was sie selbst nicht glaubten, der frommen Einfalt des Haufens aufbürdeten, ist nur von einzelner, wenn auch häufiger, Ausartung gegründet; wenn sie aber die Entstehung und Wirksamkeit religiöser Ideen erklären soll, ein Mährchen ohne Haltung und Beweis, von Denen ersonnen, die wegen ihrer eigenen Kleinheit das Große in der Geschichte weder fassen können, noch daran zu glauben vermögen.

Gregors System soll sich, wie gewöhnlich behauptet wird, in sieben und zwanzig sogenannten Dictaten über die Befugnisse der päpstlichen Gewalt und ihr Verhältniß zur weltlichen Macht am klarsten aussprechen; da es aber sehr streitig ist, ob sie von ihm selbst herrühren, so sind die Äußerungen, die sich hierüber in seinen unzweifelhaft ächten Briefen zerstreut finden, in jedem Falle eine reinere Quelle. Folgende Sätze aus denselben sind besonders wichtig: „Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und weltliche Menschen gekettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt, und nur durch diese sind, was sie sind. — Die Religion liegt in schwerem Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort, hier und da der Glaube zertreten. Also die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den Ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Dieser also muß die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie nichts Geistiges sichtbar ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung, so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also auch nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen Dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond.

Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte." *).

Faßt man diese Ansichten und die Grundlage, auf der sie ruhten, ins Auge, so kann man auch die Stellung, die Gregor gegen die weltlichen Fürsten annahm, und die Sprache, die er gegen sie führte, weder befremdend finden, noch für bloße herrschsüchtige Willkühr erklären. So schrieb er an die Könige und Fürsten von Spanien, daß ihr Land, ehe es von den Saracenen erobert worden, dem heiligen Stuhl gehöret, und daß daher Diejenigen, die es jetzt besäßen, der Römischen Kirche einen Tribut entrichten müßten. Ähnliche Ansprüche machte er in Ungern, Polen und Sardinien geltend. Dem Herzoge Demetrius von Dalmatien ertheilte er den königlichen Titel, wogegen der neue König den Vasalleneid schwören, und sich zu einer jährlichen Geldabgabe verpflichten mußte.

Jener schändliche Pfründenhandel, die Simonie, gegen

*) Joh. Voigt Hildebrand, als Papst Gregorius der Siebente. S. 198 fg.

den seine Vorgänger schon angekämpft hatten, betrachtete auch Gregor als das tiefste und gefährlichste Übel, an welchem die Kirche kranke, zu dessen Ausrottung daher alle Kraft angewendet werden müsse, und zwar nicht bloß gegen die geistlichen Käufer, sondern auch gegen die weltlichen Verkäufer. Besonders am Hofe des Königs von Frankreich Philipps I. und an dem Heinrichs IV. von Deutschland wurde dieser sträfliche Handel auf eine höchst ärgerliche Weise getrieben. Vorläufig begnügte sich Gregor, beide Könige deswegen ernstlichst zurecht zu weisen, worauf sie sich sehr demüthig zeigten. Heinrich bekannte, daß er sich schwer vergangen, er sey nicht würdig, vom Papste Sohn genannt zu werden, und bat flehentlich um Rath und Beistand, da er Gregors Belehrung in Allem folgen wolle. Der Papst erneuerte demnächst auf einer 1074 zu Rom gehaltenen Synode das Verbot der Simonie, und fügte zugleich einen andern Beschluß hinzu, der ein viel größeres Aufsehen machte, und zunächst weit heftigern Widerstand erregte. Es war die berühmte Verordnung wegen der Ehelosigkeit der Geistlichen. Keiner sollte ein kirchliches Amt erhalten, der nicht zuvor feierlichst die strengste Ehelosigkeit angelobt habe, kein Laie die gottesdienstlichen Handlungen eines verheiratheten Geistlichen annehmen. Es war dies Gesetz mit Gregors Plänen innigst verkettet, denn wenn die Kirche die möglichste Unabhängigkeit vom Staate erhalten sollte, so durften die sichtbaren Stellvertreter derselben, die Geistlichen, auch der Welt nicht durch die tausend Fäden verbunden seyn, mit welchen verwandtschaftliche Verhältnisse den Verheiratheten umgeben. Dieses Gesetz, vor dem ein unbefangener Sinn zurückschaudert, weil es wagt, die heiligsten Bande und Triebe der Natur wie der Sittlichkeit mit Fluch zu beladen, war indeß in Ansichten begründet,

welche in der Kirche schon seit dem dritten und vierten Jahrhunderte Eingang gefunden hatten. Diesen Vorstellungen zufolge, welchen Gregor nicht weniger als seine Zeitgenossen anhing, wurde Ehelosigkeit als der höchste Grad irdischer Heiligkeit angesehen. Darum forderte die Stimme des Volks sie von den achtbareren Geistlichen, auch durch den Geiz mancher Bischöfe unterstützt, die, um nicht den Kirchenschatz durch Wittwenversorgungen schmälern zu dürfen, den Diakonen die Ehelosigkeit zur Bedingung machten, und, wenn der Bewerber sich bittend sträubte, ihm einen Mönch vorzogen, der schon durch seine Gelübde an ewige Enthaltsamkeit gebunden war. Doch erscheint die Ehelosigkeit der Geistlichen im elften Jahrhundert noch bei weitem nicht als herrschende Sitte, daher wurden die deshalb ausgegangenen Verordnungen Gregors an vielen Orten mit Abscheu und Empörung aufgenommen. Dieser Widerspruch wollte zwar die Heiligkeit des ehelosen Standes nicht in Zweifel ziehen, nur solle das Höchste nicht von Allen gefordert werden. Man nannte den Papst einen ketzerischen Menschen, welcher ganz den Ausspruch des Herrn vergesse, der da sagt: „Nicht Alle fassen dies Wort, wer es fassen kann, fasse es," und des Apostels, der das Heirathen ausdrücklich gestatte. Es scheine, als wolle der Papst die Menschen mit Gewalt zwingen, wie Engel zu leben; er möge dann sehen, wo er Engel hernähme, das Volk zu regieren. Auf einer Kirchenversammlung zu Paris wurde förmlich beschlossen, diesem Gesetze nicht zu gehorchen; in Rouen wurde der Erzbischof, in Burgos in Spanien ein päpstlicher Legat, als sie den Priestern ihre Weiber nehmen wollten, gemißhandelt. Noch größer war die Bewegung in Deutschland. Der Erzbischof von Mainz wagte kaum, des Papstes Befehle in seinem Sprengel bekannt zu machen.

Er setzte zuerst seinen Bischöfen eine halbjährige Frist, dann versammelte er eine Synode zu Erfurt, in der das Geschrei gegen ihn so laut ward, daß er die Versammlung wieder aufheben mußte; ja Einige sprachen sogar heimlich davon, ob es nicht des Beispiels halber gut sey, ihn umzubringen. Nicht besser ging es dem Bischofe Altmann von Passau. An anderen Orten traten die Bischöfe selbst auf die Seite der widerspänstigen Geistlichen. Der Bischof Otto von Kostnitz erlaubte jetzt sogar seinen Klerikern erst förmlich, Weiber zu nehmen. Aber alles dieses konnte Gregors festen Entschluß nicht brechen. Ruhig ließ er den Sturm austoben, und sorgte nur dafür, die Laien von dem angedrohten Bann für Die, welche bei einem verehelichten Priester Messe hören würden, in Kenntniß zu setzen. Dadurch bekam er das für jene Gedanken ohnehin eingenommene Volk völlig auf seine Seite, ja an vielen Orten stand der gereizte Pöbel gegen die Geistlichen auf, und zwang sie, ihre Weiber fortzujagen. Die sich weigerten, wurden beschimpft, geschlagen, beraubt, ins Elend gejagt, ja Manche bis zum Tode gemartert. So bequemte sich allmählig einer nach dem andern von diesen unglücklichen Leuten zu dem grausamen Schritte, seine Familie von sich zu stoßen, und in einer Zeit von noch nicht hundert Jahren war Gregors Ziel wirklich erreicht.

Viel näher und größer waren indeß die Folgen, die sich der Papst von seinem Kampfe gegen die unwürdige Vergebung der geistlichen Stellen versprechen durfte. Die Legaten, welche er 1074 nach Deutschland sandte, suchten dem fortwährenden Unfuge zu steuern, und brachten es bei Heinrich dahin, daß er einige Personen, die ihm schlecht riethen, und die Alexander II. schon in den Bann gethan, von sich entfernte. Der König versprach bei dieser Gele-

genheit wieder, sich in den Willen des heiligen Vaters zu fügen, dessen Verordnungen pünctlich nachzukommen, und dem Papste zur Absetzung der mit Simonie befleckten Geistlichen hülfreiche Hand zu leisten. Doch Gregor glaubte nunmehr, einen noch viel entscheidendern Schritt thun zu müssen. Auf einem großen Concilium, welches er in den ersten Monaten des Jahres 1075 zu Rom hielt, erließ er ein Decret gegen die Laieninvestitur, welches nicht weniger berühmt und folgenreich als das gegen die Priesterehe geworden ist. Nach einem alten Herkommen wurden erledigte Bisthümer und Abteien als eröffnete Lehen angesehen, die der Lehnsherr wieder besetzen könne, und die feierliche Handlung dieser Belehnung, Investitur genannt, geschah durch Überreichung von Ring und Stab, als den Zeichen der bischöflichen und äbtlichen Würde an den neu Erwählten. Da alle höheren Geistlichen Landherren waren, und als solche dem Staate mancherlei Verpflichtungen schuldig, alle Unterthanenpflichten damals aber nur in dem Verhältnisse des Vasallen zu seinem Lehnsherrn erschienen, so waren jene Ansprüche der weltlichen Macht an das Recht der Belehnung sehr natürlich; nicht weniger natürlich aber war es, daß die Kirche in einer solchen Einmischung nur Verwirrung und Veranlassung zu vielen Übeln sah. Daß es bei der verwickelten Lage Deutschlands in diesem Lande doppelt nothwendig war, die Bischöfe auch zum Staate in ein bestimmtes Verhältniß zu setzen, wußte Gregor nicht, oder wollte davon nichts wissen, seinem Grundsatze gemäß, daß überall, wo die Vortheile des Staats und der Kirche in Streit geriethen, die Kirche obsiegen müsse. Deswegen erließ er jenes Decret, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlusts ihrer Ämter verboten ward, die Investitur über ein Bisthum, eine Abtei oder sonst ein kirchliches Amt

aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien ohne Ausnahme bei Strafe des Bannes untersagt ward, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Indem er dieses Decret in alle Länder schickte, um dessen Ausführung zu bewirken, fügte er hinzu, daß nur auf diese Weise dem Übel der Simonie gründlich gesteuert werden könne.

---

## 23. Gregor im Kampfe mit Heinrich IV.

(1075—1085.)

Um nun aber nicht fortwährend bloß mit den stumpfen Waffen allgemeiner Verordnungen zu kämpfen, denen man reuevoll Folge zu leisten versprach, ohne sich ernstlich darum zu kümmern, sprach nun Gregor noch auf derselben Synode das Absetzungsurtheil über mehrere Deutsche Bischöfe, welche ihre Ämter gekauft hatten, und erneuerte zugleich den Bann gegen fünf Vertraute des Königs, durch deren Rath jener sträfliche Handel besonders getrieben worden war, wenn sie sich nicht binnen wenigen Monaten vor den Römischen Stuhl zur Buße stellten. Bald darauf besiegte Heinrich die Sachsen, und zu neuem Übermuthe gereizt, ließ er nicht nur die gebannten Räthe nicht von sich, sondern verfuhr auch bei der Besetzung mehrerer erledigten Stifter völlig eigenmächtig. Der Papst warnte, und in einem Briefe, welchem er die bedeutende Überschrift vorsetzte: „dem Könige Heinrich Heil und apostolischen Segen, wenn er dem apostolischen Stuhle, wie einem Christen ziemt, gehorcht," bezeigte er seine Verwunderung, „daß Heinrich in seinen Briefen so demüthig und gehorsam sey, sich den in aller Ehrfurcht ergebenen Sohn der Kirche nenne, dagegen sich in seinen Handlungen so

störrig, allen Anordnungen und apostolischen Beschlüssen so feindlich zeige." Zugleich wandten sich die bedrängten Sachsen, deren Fürsten und Bischöfe damals gefangen genommen waren (oben S. 277.), an den Papst, und brachten schwere Klagen gegen den König vor. Gregor ermahnte den König: die gefangenen Bischöfe alsbald frei zu lassen und ihren Kirchen und Gütern wiederzugeben. Und als der König das Weihnachtsfest (1075) zu Goslar feierte, erschienen Legaten des Papstes, und luden ihn vor eine Synode zu Rom, um sich wegen der Verbrechen, deren er beschuldigt sey, zu rechtfertigen *).

Heinrich ergrimmte. Sofort schrieb er ein Concilium nach Worms aus, und begab sich ebenfalls dahin. Dort wurde Gregor abscheulicher Verbrechen angeklagt, er habe Meuchelmörder gegen den König gedungen, treibe Höllenkünste u. s. w., und auf seine Absetzung angetragen. Vergebens stellten einige Bischöfe vor, wie unziemlich und den kanonischen Satzungen zuwider es sey, einen abwesenden Bischof ungehört wegen unerwiesener Verbrechen zu verdammen, und noch dazu den Römischen Papst; sie wurden überschrieen, und die Absetzungsurkunde unterzeichnet. Die Lombardischen Bischöfe, welche sich der Simonie noch schuldiger fühlten als die Deutschen, und Gregor als strengen

*) „Dabei verfuhr Gregor — dies muß gegen eine unrichtige Ansicht bemerkt werden, nach welcher man schon mehrmals diese Citation des Kaisers als die unerhörteste und insolenteste Anmaßung des päpstlichen Übermuths vorgestellt hat — dabei verfuhr Gregor in der That in der Ordnung des allgemein anerkannten Rechtsganges, denn durch die Gemeinschaft, die der Kaiser mit notorisch-excommunicirten Personen unterhielt, war er selbst auch nach den Gesetzen in den Bann verfallen. Wenn ihm also der Papst noch einen Termin zur Vertheidigung zugestand, so schien er fast schonender mit ihm umzugehen, als er zu erwarten befugt war." Planck a. a. O. Bd. IV. Abschn. 1. S. 162.

Sittenrichter aufs äußerste haßten, traten auf einer Synode zu Piacenza dem zu Worms gefaßten Schlusse bei. Ein Italienischer Priester übernahm es, beide Beschlüsse dem Papste zu überbringen, und erschien damit vor Gregor, als dieser gerade die Synode, die zur Osterzeit gewöhnlich in Rom gehalten wurde, eröffnete. Zugleich überreichte er ihm einen Brief des Königs voll heftiger Schmähungen, der mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Der Papst las selbst der Versammlung die Schriften vor, und so groß war die Bewegung, die sich darüber erhob, daß der königliche Bote dem Tode mit Mühe entging. Am folgenden Tage sprach der Papst vor hundert und zehn Bischöfen, wie väterlich er den König bisher zurechtgewiesen, wie sanft er ihn um die Freilassung der gefangenen Bischöfe gebeten. Alle Bischöfe riefen: sie wollten den Papst nicht verlassen bis in den Tod, worauf dieser über den König den Bann aussprach, ihn der Regierung entsetzte, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eide der Treue entband. Das letztere lag im Grunde schon im erstern, den von der Kirche über die Wirkungen des Bannes längst aufgestellten Grundsätzen gemäß *). Die Bischöfe von Mainz, Utrecht und Bamberg,

*) Als einige Zeit nachher der Bischof Hermann von Metz den Papst um sein Recht über Wahl und Absetzung der Könige befragte, antwortete Gregor: „der Herr, unser Erlöser, selbst hat im Evangelium den Ausspruch gethan: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen u. s. w.; ich gebe dir die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. — Sind denn hiervon die Könige ausgenommen? Gehören sie nicht zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut?" Indeß erregte diese Behauptung vielen Widerspruch, und namentlich leugnete der

so wie die Lombardischen, wurden gleichfalls in den Bann gethan, die anderen Theilnehmer an der Wormser Synode aber, die des Papstes Absetzung gezwungen unterschrieben zu haben vorgaben, nach Rom zur Verantwortung gerufen.

Indeß hatte Heinrich, in dem Wahne, den Papst durch die Wormser Beschlüsse völlig niedergeschmettert zu haben, fortgefahren, die Sachsen mit übermüthiger Willkühr zu behandeln. Er ließ die zerstörten Bergschlösser wieder aufbauen und neue errichten, und weckte dadurch die Erbitterung des Volkes zu der alten Stärke und Heftigkeit. Da kam die Nachricht vom Banne des Papstes, der sonst wol eine ganz andere Wirkung hervorgebracht hätte, jetzt aber in den von dem unbesonnenen Könige selbst herbeigerufenen Verhältnissen eine bereitete Stätte fand. Er entband Leidenschaften und Haß, weckte ehrgeizige Hoffnungen, und fachte in der ganzen Nation heftige Zwietracht an. Schon längst waren in den Herzogen Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen rebellische Gedanken aufgestiegen, aber die tiefgewurzelte Scheu vor der Heiligkeit des Reichsoberhaupts hatte noch den bösen Willen gebunden. Jetzt hob des Papstes Fluch diese Heiligkeit auf, und von allen Seiten her zog sich das Wetter über Heinrich zusammen. In Sachsen griff das Volk wieder zu den Waffen, und von neuem durchtobte Empörung

---

Bischof Waltram von Naumburg (oder wer sonst Verfasser der Schrift de unitate ecclesiae conservanda bei Freher. Struv. T. I. p. 233 seyn mag), daß der Papst eine solche Macht besitze, besonders aus dem Grunde, weil die königliche Gewalt so gut als die seine von Gott eingesetzt sey. Überhaupt traten Schriftsteller von beiden Parteien auf, und suchten, wie die Heere im Felde mit den Waffen, durch Gründe die Gegner zu besiegen. Über diesen für die Freiheit der Untersuchung in jenen Zeiten zeugenden Streit der Schriftsteller, sehe man Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 495 fg.

das Land. Von den gefangenen Sächsischen Großen wurden Einige durch die Oberdeutschen Fürsten, in deren Gewahrsam sie waren, entlassen, Andere fanden Gelegenheit zu entkommen. Da dachte Heinrich sich in den Übrigen eine Stütze zu verschaffen, indem er sie frei ließ, unter der Bedingung, ihm künftig treu zu bleiben und gegen die Empörer beizustehen. Aber als sie freigelassen waren, konnten oder wollten sie ihre Zusage nicht halten, und auch Otto von Nordheim, dem der König, seitdem er ihm die Freiheit wiedergegeben, das größte Vertrauen bewiesen und die Verwaltung Sachsens übergeben hatte, fiel jetzt offen von ihm ab. Die bisher entzweiten Schwaben und Sachsen versöhnten sich, und machten gemeinschaftliche Sache wider den König. Im October hielten die Fürsten zu Tribur eine Zusammenkunft, wo sie den vom Papst ausgesprochenen Bann für rechtmäßig erklärten. Heinrich kam nach Oppenheim, auf der andern Seite des Rheins, Tribur gegenüber, und machte den Fürsten die größten Versprechungen, wenn er nur Namen und Zeichen der königlichen Würde behalten dürfe. Vergebens. Endlich ließen sie ihm sagen: sie wollten die Entscheidung des Papstes abwarten, den sie bitten würden, auf Mariä Reinigung nach Augsburg zu kommen, um dort auf einer allgemeinen Reichsversammlung den Streit zu schlichten. Bis dahin möge er sich nur ganz ruhig nach Speier begeben, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt enthalten. Vom Papst hange jetzt allein sein Schicksal ab, und man habe beschlossen, im Fall er vor dem Jahrestage seines Bannes nicht losgesprochen seyn würde, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Elende Scheinmäßigung, aus der so sichtbar der Wunsch hervorblickte, seiner für immer entledigt zu seyn! Was war auch vom Papste und von der Versammlung

aller Fürsten zu Augsburg anders zu erwarten, als eine neue Demüthigung? Dieser Schmach wollte Heinrich um jeden Preis zuvorkommen. Vor dem Papste wollte er sich beugen, aber die Fürsten um ihren gehofften Triumph bringen, und schnell reifte der Entschluß in ihm, nach Italien zu ziehen, vor Gregor als Büßender zu erscheinen, und die Lossprechung vom Banne von ihm zu erbetteln. Da seine Feinde, Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, denen viel daran gelegen war, daß Heinrich in dem Bann bliebe, Alles von diesem Zuge fürchteten, und um ihn zu verhindern, alle Deutschen Alpenpässe besetzten, so nöthigte dies den König, sich heimlich, nur von seiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet, nach Burgund zu wenden, um über den Berg Cenis nach Italien zu kommen.

Es war im härtesten Winter (Jan. 1077) da er die Alpen übersteigen sollte. Aber es war nicht Säumens Zeit, denn das Jahr seines Bannes lief fast zu Ende, und bis Rom hatte er noch weit. Er kämpfte mit ungeahnten Gefahren auf den starren Eisfeldern und Gletscherrücken, auf denen oft kein Schritt ohne Lebensgefahr war. Bald kroch man auf Händen und Füßen, bald glitt man auf dem Rücken oder auf dem Bauche einen schlüpfrigen Abhang hinab. Oft mußten die Frauen auf Ochsenhäute gesetzt und so hinabgezogen werden. Eben so wurden auch an gefährlichen Stellen die Pferde vorangelassen, indem man ihnen die Beine zusammenband, und sie so an Stricken hinunter gleiten ließ, wobei mehrere umkamen. So reisete eine Deutsche Königsfamilie nach Italien, den Papst um Gnade zu bitten!

Als Heinrich endlich die Ebenen der Lombardei glücklich erreicht hatte, begegnete ihm ein Fall, der vielleicht ein großer Glücksfall war, wenn er besonnen genug gewesen

wäre, ihn zu benutzen. Viele Grafen und Bischöfe der Lombardei sammelten sich mit ansehnlicher Heeresmacht um ihn, denn die Bischöfe meinten, er käme, den ihnen so verhaßten Papst abzusetzen; die Laien hofften, er werde der seit längerer Zeit in Italien furchtbar eingerissenen Gesetzlosigkeit steuern. Aber Heinrich ließ sich nicht mit ihnen ein. Er hatte jetzt kein näheres Ziel, als des Bannes ledig zu seyn. Ob er dieses Ziel mit seinen bewaffneten Lombarden nicht schneller und ehrenvoller erreicht hätte, ist schwer zu sagen. Aber glauben möchte man es fast, denn der Papst, der schon unterweges war, um nach Augsburg zu reisen, erschrak so heftig über die Nachricht von Heinrichs Ankunft, daß er schnell vom Wege ab in das feste Schloß Canossa im Gebiet von Reggio floh, und bei der Markgräfin Mathilde von Toscana Schutz suchte. Diese Fürstin, eine Tochter des Markgrafen Bonifacius und der in zweiter Ehe an Gottfried den Bärtigen verheirathet gewesenen Beatrix, war jetzt Wittwe des kurz vorher ermordeten Herzogs Gozelo von Niederlothringen, ihres zugebrachten Bruders. Sie, die große Gräfin genannt, war nicht weniger ausgezeichnet durch Macht als durch herrliche Geistesgaben. Außer ihren reichen Erbgütern in Lothringen gehorchten ihr Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza, Verona und die meisten Städte Toscana's. Ihr Hof war glänzend und reich, doch sie die größte Zierde desselben. Sie besaß einen trefflichen Verstand und durch Kenntnisse gebildeten Geist. In allen Regierungsgeschäften erfahren und unermüdet thätig, zog sie durch ihre Länder, schuf und erhielt Ordnung, zeigte sich gegen die Armen freigebig, den Vertriebenen hülfreich *). Sie war eine ver-

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 349.

traute und eifrige Freundin Gregors VII., dessen stets rege Feinde davon Gelegenheit nahmen, üble Gerüchte über dieses Verhältniß auszustreuen. Aber Gregors Wandel war unsträflich, und die gerechte Nachwelt darf nicht auf Verleumdungen hören, denen schon die unbefangene Mitwelt allen Glauben versagte *).

Bald wurde indeß Gregor inne, wie wenig Ursache er gehabt habe zu erschrecken, als er vernahm, in welchem Aufzuge und in welcher bescheidenen Absicht der König sich nähere! Heinrich wandte sich an die Gräfin Mathilde, die ihm entfernt verwandt war, in der Hoffnung, durch ihre Vermittelung Lösung vom Banne zu erhalten. Aber Gregor, der bei Heinrichs höchst schwankendem, unzuverlässigen Sinne auch diese That nur für die Eingebung augenblicklicher Laune hielt, wollte Alles auf das Fürstengericht nach Augsburg verweisen, und sträubte sich lange, den Bittenden nur zu sehen, und mit Mühe ließ er sichs endlich gefallen, daß er im Büßergewande vor ihm erschiene, und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnisse der Unwürdigkeit übergäbe. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und auf ihr fortgesetztes Bitten änderte zuletzt der Papst seinen Beschluß dahin, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort seine Kleidung mit einem wollenen Hemde vertauschen, das man

*) Wer ist in diesen Geschichten ein aufrichtigerer Zeuge als der treffliche Lambert! Er sagt (Ed. Kraus. p. 241.): Sed apud omnes sanum aliquid sapientes luce clarius constabat, falsa esse, quae dicebantur. Nam et papa tam eximie, tamque apostolice vitam instituebat, ut nec minimam sinistri rumoris maculam conversationis ejus sublimitas admitteret, et illa in urbe celeberrima, atque in tanta obsequentium frequentia, obscoenum aliquid perpetrans, latere nequaquam potuisset.

ihm reichen würde, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harren. Dies geschah denn. Gregor selbst schildert diesen Auftritt in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam mit Wenigen vor das Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Kittel angethan, in einer erbärmlichen Gestalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige schrieen sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Am vierten Tage ließ er ihn endlich vor sich, und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, nichts unternehmen, und auf alle Ausübung königlicher Gewalt Verzicht thun solle, bis es auf einem deshalb noch anzusetzenden Reichstage entschieden worden sey, ob er König der Deutschen bleiben könne oder nicht. Nachdem Heinrich sich zu allem diesen durch feierliche Eidschwüre verpflichtet hatte, erhielt er die Lossprechung. Man hat diese Begebenheit zu Canossa häufig als die unwürdigste, schmachvollste Erniedrigung dargestellt, die ein König je von priesterlichem Stolze erfahren. Wenn aber in diesem Auftritte etwas Unwürdiges liegt, so fällt die Schuld nur auf Heinrich, der mit dem Antlitze eines Reuigen erschien, nicht um sich mit der Kirche zu versöhnen, sondern um über die Deutschen Fürsten zu triumphiren; nicht aber auf den Papst, der von seinem Vorsatze, den Bann erst in Deutschland zu lösen, offenbar

zu Gunsten Heinrichs abwich, alle Kirchenstrafen aber zu einem leeren Gaukelspiel herabgewürdiget hätte, wenn er auch die Buße erließ. Es war damals gar nichts Ungewöhnliches, daß auch vornehme Verbrecher sich noch schmerzhafteren und beschwerlicheren Demüthigungen unterzogen; ja Könige ließen sich wol von ihren Beichtpriestern Schläge gefallen (Vgl. oben S. 280.). Daß Gregor dem Könige die Absolution nicht unbedingt ertheilte, geschah aus nothwendiger Rücksicht auf den Zustand von Deutschland; ja er hätte, wenn er nur den nächsten Vortheil der Kirche bedenken wollte, aus der völligen Wiedereinsetzung Heinrichs in alle Regierungsrechte weit größern Nutzen ziehen können, da Heinrich zu jeder Aufopferung bereit gewesen wäre, um dies zu erlangen *).

Der reinste Sieg über den König aber wurde dem Papste zu Theil, als er nach der Absolution die Messe feierte, und hierauf folgendermaßen zu ihm sprach: „Ich habe vorlängst von dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beschuldigst, den apostolischen Stuhl durch simonische Ketzerei bestiegen, und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mir jeden Zutritt zu den heiligen Ämtern verschließen müßten. Und wiewol ich durch viele unbescholtene Zeugen diese Beschuldigungen widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweise meiner Unschuld den Leib des Herrn nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig." Nach diesen schrecklichen Worten zerbrach er die Hostie, und verschluckte einen Theil derselben. Da schrie alles gegen=

*) Planck a. a. O. S. 178.

wärtige Volk laut auf zum Lobe Gottes. Hierauf wandte sich der Papst wiederum zum Könige und fuhr fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, wie du mich thun gesehen. Die Deutschen Fürsten betäuben meine Ohren täglich mit Klagen gegen dich, und legen dir schwere Verbrechen zur Last, für welche du bis zu deinem Ende von der Regierung ausgeschlossen seyn müßtest. Sie verlangen ein Gericht über dich, du weißt aber wol, wie schwankend alles menschliche Urtheil ist, wie oft das Falsche für Wahrheit gehalten wird. Weißt du dich nun unschuldig, so befreie auf dem kürzesten Wege die Kirche Gottes vom Ärgerniß und dich von einem langen Streite. Nimm diesen übriggebliebenen Theil vom Leibe des Herrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde, und allen Lästerern das Maul gestopft, damit, wenn ich dann selbst als der eifrigste Vertheidiger deiner Unschuld auftrete, die Fürsten sich mit dir versöhnen, die Regierung dir zurückgegeben werde, die Stürme der Bürgerkriege für immer schweigen." Aber Heinrich war sich seiner Schuld zu sehr bewußt, als daß er sich einem Gottesurtheil zu unterziehen gewagt hätte. Höchst bestürzt und verlegen *) entschuldigte er sich mit der Abwesenheit der Fürsten, welche Zeugen seiner Reinigung seyn müßten. Hierauf entließ ihn der Papst.

Die Gemüther der Italiener fand Heinrich nunmehr ganz anders gestimmt. Man verachtete ihn, daß er seiner Würde so vergessen. Einen König, der sich der Krone unwürdig bewiesen, hieß es, müsse man entsetzen; den Sohn,

*) Ad haec ille, inopinata re attonitus, aestuare, tergiversari, consilia cum suis familiaribus segregatus a multitudine conferre, et quid facto opus esset, qualiter tam horrendi examinis necessitatem evaderet, trepidus consulere. Lambert. Schafnab. p. 249.

obgleich er noch unmündig, wolle man statt seiner erheben, mit diesem nach Rom gehen, und einen andern Papst wählen. Wohin Heinrich zog, fand er die Zeichen großen Unwillens gegen sich. Statt der sonst gewöhnlichen prächtigen Einholungen, Feste und Gastmähler, blieb Alles still, in keine Stadt lud man ihn ein, er mußte in den Vorstädten seine Herberge nehmen, und konnte kaum so viel Lebensmittel erhalten, als er gebrauchte. Betrübniß, Reue, Rachsucht, Furcht, wechselten ängstlich in seinem zerrissenen Busen. So wurde es dem Haupte der Feinde Gregors, dem Erzbischof Guibert von Ravenna, leicht, des Königs Sinn wieder ganz zu wenden. Er umgab sich wieder mit seinen alten Freunden und Räthen, selbst mit den noch im Banne Befindlichen, und schloß sich ganz an die Lombarden an, ohne noch mit dem Papste öffentlich zu brechen. Dieser war indeß von den Deutschen Fürsten eingeladen worden, nach Forchheim zu kommen, wo eine Versammlung, den Zustand des Reiches zu ordnen, anberaumt war, und forderte nun auch den König auf, dort zu erscheinen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen. Aber Heinrich entschuldigte sich mit den höchst dringenden Staatsgeschäften, die in Italien zu ordnen seyen, und die er, ohne die Italiener zu beleidigen, nicht kurz abbrechen könne. Sogar das verlangte freie Geleit bewilligte er dem Papste nicht.

Als Heinrich auf diese Weise seine Gesinnung offen gezeigt, wählten die zu Forchheim versammelten Fürsten einen andern König, und zwar Rudolfen von Schwaben (März 1077). Päpstliche Legaten waren dabei, und da sie es nicht durchsetzen konnten, daß die Wahl bis zur Ankunft des Papstes hinausgeschoben wurde, so befreiten sie den Gegenkönig wenigstens von verschiedenen lästigen Be-

dingungen, welche ihm die Fürsten auflegen wollten. Aber das Volk in Süddeutschland war meist wider den neuen König, und wurde von einer großen dem Papste feindseligen Partei unter den Geistlichen noch mehr aufgereizt. So bereitete sich ein großer und schwerer Kampf vor, als Heinrich nun aus Italien herbeikam, sein Recht mit den Waffen geltend zu machen. Er schien ein ganz Anderer geworden zu seyn; das Unglück hatte seinen Geist entwickelt; er, sonst so leichtsinnig und übermüthig, verfuhr jetzt mit großer Besonnenheit, Klugheit und Schlauheit, und zeigte sich in den Schlachten als tapferer Krieger. Er fand vielen Anhang, besonders unter den Bürgern der Rheinstädte, und vergrößerte ihn durch Austheilungen großer und kleiner Reichs- und Kirchengüter und bürgerlicher Freiheiten. Er war stark genug, die gesammte Feindesmacht aus Schwaben und Franken bis nach Sachsen zu treiben, und 1078, wo der Krieg erneuert ward, geschah bei Melrichstadt in Franken eine Schlacht, wo Rudolfs Flügel wich, der andere, Sächsische, aber, den Otto von Nordheim befehligte, die königliche Partei gänzlich schlug. Heinrich, der von den Sachsen bis nach Würzburg verfolgt wurde, aber dennoch den Vortheil des andern Flügels benutzte, das Treffen als einen vollkommenen Sieg darzustellen, ging nach Schwaben zurück, welches Herzogthum er dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen gab, und zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin. Der Krieg währte fort, und ward von beiden Theilen mit großer Grausamkeit geführt; besonders wütheten die rohen Böhmen in Heinrichs Heere mit wilder Zerstörung. Und wo der Krieg nicht hinkam, da erschlaffte die gesetzliche Ordnung durch die Heftigkeit des Parteikampfes, der alle Stände ergriffen hatte.

Der Papst beharrte indeß bei seiner Ansicht, daß über

die Sache Heinrichs noch erst entschieden werden müsse. Als auf einer Synode zu Rom im Anfange des Jahres 1078 Gesandte von beiden Königen vor ihm erschienen, ehrerbietig und demüthig seine Entschließung zu erbitten, erwiederte er: die Sache sey so wichtig, daß sie nur in Deutschland auf einer Versammlung aller Großen des Reichs und der Kirche ausgemacht werden könne. Nicht anders sprach er auf zwei anderen Synoden im November desselben Jahres und im Februar des folgenden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Sachsen, die den Jammer ihres Vaterlandes freilich tiefer empfanden als der Papst, darüber höchlich unzufrieden wurden, und in Gregors Bedächtigkeit Doppelzüngigkeit sahen. Sie sandten ihm Briefe voll bitterer Beschwerden, machten eine Schilderung der traurigen Verwirrung, in die er sie gestürzt, und klagten besonders über den Verfall der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung, und über die Verschleuderung der Krongüter. Gregor schwieg, „und so, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, geschah in diesem Jahre (1079) nichts, als daß die päpstlichen Gesandten oft zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachsen, bald Heinrichen die Gunst des Papstes versprachen, dabei aber, nach Römer Art, so viel Geld als sie bekommen konnten, von Beiden mit sich forttrugen." Gleich im Anfange des Jahres 1080 wurde Heinrich von dem tapfern Otto von Nordheim bei Fladenheim geschlagen, ohne daß dadurch Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Gregor aber, sey es, weil er Rudolfs Sieg irrig für entscheidend hielt, oder weil er es nöthig glaubte, ihn jetzt kräftig zu unterstützen *), erneuerte auf einer Synode zu Rom den Bannfluch gegen Heinrich, und erkannte

---

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 459.

Rudolf als König an. Sogar eine Krone soll er diesem geschickt haben, an der schon die Inschrift (**Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho**) zum ewigen Zeugniß dienen sollte, daß Er sie geschenkt. Wol kann man diesen schnellen Entschluß, wenn man ihn mit Gregors sonstiger Besonnenheit zusammenhält, eine Übereilung nennen, zu der er sich wahrscheinlich hinreißen ließ, um die lange Verwirrung endlich zu lösen; dieser Schritt rächte sich aber auch schwer an ihm.

Als Heinrich vernahm, daß er von neuem in den Bann gethan sey, gerieth er in heftigen Zorn, und berief eine Versammlung nach Mainz, zur Absetzung des Papstes und zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes. Wirklich kündigten neunzehn zu Mainz zusammengekommene Erzbischöfe und Bischöfe Gregor den Gehorsam auf, und diesem Beschlusse trat eine Synode Italienischer Bischöfe zu Brixen bei, welche auch sofort den alten Feind Gregors, den Erzbischof Guibert von Ravenna, an seine Stelle zum Papst ernannte. Dann wandte sich Heinrich gegen Rudolf und die Sachsen, und verlor zwar an der Elster unweit Merseburg (15. Oct.) wiederum ein Treffen, aber der Gegenkönig Rudolf blieb, nachdem ihm außer mehreren erhaltenen Wunden, die rechte Hand abgehauen worden war. Nach Einigen war es der nachher als Herrscher von Jerusalem so berühmt gewordene Gottfried von Bouillon, damals Herzog von Niederlothringen und Heinrichs treuer Vasall, welcher sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat, der ihn erlegte. Noch jetzt wird eine verschrumpfte Hand als die Rudolfs im Dome zu Merseburg den Reisenden gezeigt.

Jetzt dachte Heinrich an nichts eifriger, als sich an dem Papste zu rächen. Mit einem starken Heere zog er

1081 nach Italien; seinen Deutschen Widersachern stellte er in Herzog Friedrich von Hohenstaufen, den er zurückließ, einen wackern Kämpfer entgegen. Er fand in Italien großen Anhang selbst unter Mathildens Vasallen, und rückte vor Rom, während seine Gegner in Deutschland einen neuen Gegenkönig wählten, den Grafen Hermann von Luxemburg, der spottweise der Knoblauchskönig genannt ward. Da Heinrich keine Mittel zu einer förmlichen Belagerung hatte, so zog er das Heer nach einiger Zeit wieder zurück, und ging nach anderen Gegenden Italiens, erschien aber in den folgenden Jahren wieder vor Rom, um die Stadt durch wiederholte Einschließungen zur Übergabe zu nöthigen. Für den Papst war jetzt eine Zeit schwerer Prüfung gekommen, aber nichts glich der unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche dieser starke Geist in der Trübsal bewährte. Heinrich wandte Alles an, die Römer zu gewinnen, und lockte die Großen durch Geld und Versprechungen. Da erschienen diese vor dem Papste (1083), und flehten, er möchte Frieden mit dem Könige machen. Gregor erwiederte: „wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn gern freisprechen, und ihm die Kaiserkrone mit Segen aufsetzen; anders kann und darf ich euch nicht erhören." Da der König diese Bedingung verwarf, und die Unzufriedenheit der Römer lauter ward, begab sich der Papst mit den Seinen in die Engelsburg. Endlich öffneten die Römer am 21. März 1084 dem Könige die Thore. Zehn Tage nachher ließ er sich von dem Erzbischof Guibert, der hier nochmals unter dem Namen Clemens III. zum Papst gewählt ward, die Kaiserkrone aufsetzen. Die Engelsburg, wo sich Gregor befand, ward eingeschlossen. Da aber nahte sich, von Gregor schon längst zu Hülfe gerufen, ein starker

Feind, Robert Guiscard, der aus Griechenland gekommen war (S. 283.), mit einem zahlreichen Heere. Heinrich fand den Widerstand bedenklich, verließ die Stadt, und ging nach Deutschland, wo der Bürgerkrieg fortwüthete. Die Normannen gewannen nach seinem Abzuge Rom, dessen Pracht durch einen dabei erregten ungeheuren Brand zum größten Theile in Trümmer sank. Robert brachte den Papst zuerst nach Monte Cassino, dann nach Salerno in Sicherheit, wo er das Jahr darauf (1085, 25. Mai) starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!" *).

---

## 24. Die Engländer.

(827 – 871.)

Im Anfange dieses Zeitraums waren die Staaten der Heptarchie (S. 56.) noch zu keinem Ganzen vereiniget. Sussex war von Wessex verschlungen worden, die Könige von Mercia hatten Kent, Essex und Ostangeln abhängig gemacht. Als aber König Bernulf von Mercia mit Egbert von Wessex in Krieg gerieth, ward er überwunden, Mercia und die von ihm abhängigen Staaten fielen dem Sieger zu, der dann auch Northumberland unterwarf (827). Hier und in Mercia blieben jedoch noch eine Zeit lang einheimische Könige, die dem von Wessex zinspflichtig waren. So war die Vereinigung der sieben Reiche zu Einem Staate wo nicht vollendet, doch begründet; auch soll Eg-

---

*) Dilexi justitiam, et odi iniquitatem; propterea morior in exilio.

bert der erste gewesen seyn, der sich König von England nannte. Diese Vereinigung mußte dem Ganzen heilsam seyn, allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde gestört. Denn auch England wurde Ziel der Angriffe jener Normannischen Abenteurer (hier meistens Dänen genannt), die im neunten Jahrhundert alle Europäische Küsten zittern machten, und die Nachfolger Karls des Großen zwangen, ihnen Zins zu zahlen (oben S. 216.). So erschien schon 787 eine Flotte Dänischer Seeräuber an der Englischen Küste *). Ihr folgten mehrere, doch wagten sie sich unter Egberts kräftiger Regierung noch nicht so dreist heran. Aber unter seinem Sohne Ethelwolf (837—858) kamen sie häufiger, plünderten die Küsten, und kehrten dann mit der Beute heim. Die erste Überwinterung wagten sie 851. Zwar wurden einige Schwärme derselben geschlagen, aber im nächsten Frühling erhielten sie aus Dänemark eine Unterstützung von dreihundert und funfzig Schiffen, und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsort, in das südöstliche England ein, plünderten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bei Okely von Ethelwolf eine blutige Niederlage erlitten. Aber das stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her.

Nach dem Beispiele vieler früheren Sächsischen Fürsten und Prälaten machte Ethelwolf jetzt (855) mit seinem jüngsten Sohne, dem damals sechsjährigen Alfred, eine Andachtsreise nach Rom, wo er ein ganzes Jahr blieb, reiche Geschenke zurückließ, und sich außerdem zu einer re-

*) Es war auch dies nicht die erste Landung. S. Sprengel, Geschichte von Großbritannien, in der Allgem. Welthistorie Th. 47. S. 129.

gelmäßig zu entrichtenden Gabe von 300 Mancusen (Mark) verpflichtete, wovon ein Drittel für den Papst, und zwei Drittel zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte dieser fromme aber schwache König einem größern Einflusse des päpstlichen Stuhles auf England den Weg; der Geistlichkeit seines Reiches, welche seine Gesinnungen für ihren Vortheil sehr gut zu nutzen verstand, schenkte er den zehnten Theil aller Kronländereien, mit Befreiung von allen Abgaben und Diensten. Der fromme Sinn der Angelsachsen, welcher sich nach der Weise und den Vorstellungen der Zeit die besondere Gunst des Himmels zu erwerben suchte, hatte sogar schon mehrere Glieder ihrer königlichen Geschlechter bewogen, sich dem klösterlichen Leben zu widmen.

Ethelwolf hatte schon bei seinem Leben einen Theil des Reiches seinem aufrührerischen Sohne Ethelbald abgetreten; einen andern erhielt der zweite Sohn Ethelbert. Dieser vereinigte Ethelbalds Antheil nach dessen Tode (860) mit dem seinen. Als er starb (866) folgte ein dritter Bruder, Ethelred, welcher in einem Kampfe mit den ihre Landungen unaufhörlich wiederholenden Dänen sein Leben verlor (871). Da bestieg endlich auch der jüngste der Brüder, der zwei und zwanzigjährige Alfred, den Thron.

---

## 25. König Alfred der Große.

(871—901.)

Alfred war zweimal als Knabe in Rom gewesen, und auch sogar vom Papst Leo IV. im voraus zum König gesalbt worden, aber eine wissenschaftliche Bildung hatte er

weder in England noch in Italien erhalten. Die erste Aufregung soll sein jugendlicher Geist durch die Sächsischen Gedichte bekommen haben, die seine Mutter sehr liebte. Einst zeigte sie ihren Söhnen eine zierliche mit Malerei versehene Abschrift eines solchen Gedichts, welches sie demjenigen verhieß, der zuerst im Stande seyn würde, es zu lesen, und Alfred gewann den Preis.

Aber die Beschäftigung mit den Studien mußte auf lange Zeit ausgesetzt werden, sobald er den Thron bestieg. Die Dänen thaten immer neue Landungen, und überschwemmten das Reich so verheerend als vorher noch nie. Achtmal in einem Jahre schlug Alfred sie, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Das Dänische Heer eroberte Mercia, und setzte dort einen abhängigen, zinspflichtigen König ein; dann unterwarf ein Theil desselben Northumberland, ein anderer wandte sich nach Süden. Alfred gewann zur See einige Vortheile über diese Dänen, und brachte sie zu einem Vertrage, Wessex unangetastet zu lassen (877). Aber schon im nächsten Jahre fielen sie treulos in das Land ein, so daß viele Einwohner über das Meer flohen, der größte Theil sich der Dänischen Herrschaft unterwarf. Schon wollte der König, von seinen Unterthanen verlassen und von dem Dänischen Heere umringt, sich verzweiflungsvoll in die Feinde stürzen, als seine Freunde ihm vorstellten, daß er sich für bessere Zeiten erhalten müsse. Er entwich, und verbarg sich auf der Flucht in der Hütte eines seiner Kuhhirten, dessen Frau ihn nicht einmal kannte. Eine alte Sage von diesem Aufenthalt erhielt sich noch lange im Volke. Die vielbeschäftigte Hirtin, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Herde sitzend seinen Bogen putzte, die Aufsicht über ihre Brode, und da sie sie bei ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter vielem

Schelten vor, daß er die Brode besser zu essen als zu backen verstehe.

Er zog sich darauf mit wenigen Gefährten in eine waldige, sumpfige Gegend von Sommersetshire, baute daselbst eine Verschanzung, und machte von dieser aus rasche und unerwartete Streifereien durch die zerstreuten feindlichen Posten. Wol ein Jahr lang blieb er so verborgen. Unterdessen that der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium. Zu den durch diesen Unfall schon entmutheten Dänen schlich sich Alfred als Harfner verkleidet, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres Lagers und behorchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ sogleich durch treue Boten alle streitbaren Engländer der nächsten Grafschaften heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß er noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen begeisterte Alle. Er führte sie nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein Englisches Heer wie aus dem Boden geschossen zu sehen, waren durch die Überraschung schon halb geschlagen. Durch die Waffen wurden sie es ganz. Der Rest entfloh in einen befestigten Ort, wo der Hunger sie nachgiebig machte. Es kam zu einem Vertrage, welchem zufolge die Dänen im Besitz ihrer früheren Eroberungen, Ostangeln, Northumberland und eines Theiles von Mercia bleiben, das übrige Land räumen, ihr König Guthrum und die vornehmsten Häuptlinge Christen werden sollten. Guthrum, welcher in der Taufe, deren Zeuge Alfred selbst war, den Namen Athelstan erhielt, waltete nun in den ihm zugestandenen Landschaften gleichsam als Alfreds Statthalter, und gewöhnte sein Volk an ein ruhiges Leben

und an die Einrichtungen fortgeschrittener Cultur. Daß Alfred Dänen und Engländer als in gleicher bürgerlicher Stellung betrachtet wissen wollte, bezeugt seine Verordnung, welche für beide Völker dasselbe Wehrgeld feststellte.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn und Freiheit gesichert. Dies noch mehr zu thun, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiedererbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden könnten. Sein Scharfsinn gab ihm mehrere sinnreiche Verbesserungen bei der Einrichtung der Schiffe an die Hand. Hundert und zwanzig derselben lagen stets gerüstet in den Häfen des Reichs auf der Lauer, und waren so verständig vertheilt, daß es den herumschweifenden Geschwadern der Dänen schwer ward, sich dem Gestade ungestraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlassen. An den Plätzen, die am geeignetsten waren, die Landung des Feindes zu verhindern, oder seine Fortschritte zu erschweren, wurden Schlösser gebaut. Der zu diesem Zwecke während Alfreds Regierung errichteten waren mehr als funfzig. Um durch die Aufgebote dem Ackerbau nicht zu viele Hände zu entziehen, wurde die freie waffenfähige Bevölkerung in zwei Classen getheilt, welche sich im Kriegsdienste ablösten.

Aber eine neue Erschütterung stand seinem Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüstet hatten, setzten unter ihrem Anführer Hastings auf dreihundert und dreißig Schiffen über den Canal, und stiegen an der Küste von Kent ans Land (893). Auf eine so starke Anzahl war Alfred nicht gefaßt. Zum Unglück war nun auch Athelstan (Guthrum) gestorben, und die Dänen aus Ostangeln und Northumberland

standen alle wieder auf. Schwer war es, sich gegen zwei solche Feinde zu vertheidigen, aber nach dreijährigen Kämpfen hatte Alfred doch wieder obgesiegt, und die neu angekommenen Normänner erhielten entweder Niederlassungen bei ihren Landsleuten in Ostangeln und Northumberland, oder kehrten nach Frankreich zurück.

Sechs und funfzig Treffen rechnete Alfred in allem, in denen er persönlich mitgefochten. Und solch ein Krieger vertauschte doch so gern das Schwert mit dem Scepter, und zeigte sich in der Sorge für das Innere nicht weniger thätig und trefflich. Die bürgerliche Verwaltung war in dem langen Zeitraume der Dänischen Verheerungen beinah gänzlich verfallen, ein Geist des Ungehorsams und Verachtung der Gerechtigkeit herrschten. Alfreds Anordnungen für die Wiederherstellung der Rechtspflege waren eben so zweckmäßig als wirksam. Wichtige Fälle untersuchte er selbst, und die untergeordneten Gerichtsbeamten zitterten vor der Gerechtigkeitsliebe und der Strenge ihres Gebieters. Der bestochene oder böswillige Richter mußte dieselbe Strafe leiden, die er ungerechter Weise verhängt hatte; weder Geburt, noch Ansehen, noch Freunde vermochten ihn zu retten. Diese Strenge hatte die wohlthätigsten Folgen, und um die große Sicherheit, welche an die Stelle des frühern ordnungslosen Zustandes getreten war, anschaulich zu machen, pflegte man späterhin zu sagen, daß, wenn ein Reisender seinen Geldbeutel auf dem Wege verloren hätte, er ihn noch nach einem Monate unberührt auf derselben Stelle gefunden haben würde.

Mit gleichem Eifer sorgte Alfred für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse. Die Wissenschaften hatten im achten Jahrhundert in England geblüht; während desselben lebte Beda, ein Wunder seiner Zeit an Gelehrsamkeit,

von dem wir noch eine sehr schätzbare Kirchengeschichte seines Volkes besitzen. Aus dieser Bildung ging auch Alcuin hervor, der an Karls des Großen Hofe glänzte, und die Liebe zu den Wissenschaften dorthin verpflanzte. Aber in den Stürmen der folgenden Zeit war dies Alles untergegangen. Alfred griff auch hier auf das thätigste ein, und ging seinen Unterthanen mit dem besten Beispiele voran. Er liebte die Wissenschaften so sehr, daß er noch im neun und dreißigsten Jahre anfing Latein zu lernen, und es mit großem Eifer betrieb. Um unter den Geschäften der Regierung hinreichende Zeit für die Studien zu behalten, bestimmte er die Anwendung seiner Stunden auf das pünctlichste. Er theilte seine Zeit in drei gleiche Theile, die er aus Mangel an einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das dritte gelehrten Arbeiten und dem Gebet gewidmet. Zu einer Zeit, wo im südlichen England, nachdem die Dänen die Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt und die Geistlichen niedergehauen hatten, kaum ein Mönch zu finden war, der sein Brevier verstand, setzte der König selber Schriften auf, zur Bildung seines rohen Volks. Er sammelte, wie Karl der Große, die altsächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, bearbeitete die berühmten Bücher des Boethius (oben S. 16.) von den Trostgründeu der Philosophie, übersetzte den Äsop, die Kirchengeschichte des Beda und die Übersicht der Weltgeschichte, welche der Spanische Presbyter Orosius im fünften Jahrhundert zur Rechtfertigung des Christenthums wider die Heiden aufgesetzt (diese mit eingeschalteten geographischen Nachrichten über die Germanischen und Slavischen Völker), ins Angelsächsische, und

machte so selbst die Werke seiner Muße noch belehrend und nützlich für seine Unterthanen.

Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen (unter welchen besonders die zu Oxford genannt wird) bedacht. Er wollte, daß die Kinder jedes freien Mannes, dessen Umstände es erlaubten, lesen und schreiben lernen, und daß die zu bürgerlichen und geistlichen Ämtern Bestimmten außerdem noch in der Lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten. Ausgezeichnete Gelehrte des In= und Auslandes lud er an seinen Hof, und beschenkte sie mit großer Freigebigkeit. Auch Manufacturisten und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Colonisten aller Art waren ihm als Bevölkerer seiner durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Den sechsten Theil aller seiner Einkünfte setzte er zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse gebildeter Völker gewöhnte. Selbst die feineren Lebensgenüsse des Süden wurden ihm von seinen Schiffern zugeführt, so daß dieser König in jedem Betracht als der wahrhafte Bildner seines Volkes erscheint.

Aus den Gesetzen mehrerer seiner Vorgänger sammelte Alfred das Vorzüglichste, und brachte es nach einer neuen Überarbeitung in ein Ganzes. Auch wird ihm die Eintheilung von ganz England in Grafschaften und Hundrede zugeschrieben, die indeß gewiß schon viel früher bestanden hat, und jetzt nur, nachdem die wilden Kriege so Vieles zerstört und aufgelös't hatten, durch Alfred wieder erneuert ward, wie er überhaupt für die Wiederherstellung der erschütterten Angelsächsischen Verfassung sorgte. Diese Verfassung ruhte auf der Grundlage der alten Germanischen, und hatte sich weit weniger von ihr entfernt, als die in anderen von

den Deutschen eroberten Ländern gebildeten, da die Angelsachsen sich in die vorgefundenen Römischen Elemente gar nicht hineingelebt, sondern sie ganz zerstört hatten. Es gab zwei Gattungen von Freien, Gemeinfreie (Ceorle), und Edle (Eorle oder Thanen genannt, doch scheint die erstere Benennung nur den höhern Adel zu bezeichnen). Unter diesen Edlen gab es wiederum verschiedene Abstufungen, die sich durch das Wehrgeld (oben S. 43.) von einander unterschieden, wie der niedere Adel wieder ein höheres Wehrgeld hatte, als der Ceorl. Daß auch ein aus der Einrichtung des Dienstgefolges hervorgehendes Vasallenverhältniß bei den Angelsachsen Statt fand, zeigen unzweideutige Spuren *).

Verbindungen der einzelnen Freien zu gemeinsamen Berathungen und Handhabung der Rechtspflege, nach aufsteigender Ordnung in immer größeren Kreisen, bildeten eine feste und sichere Grundlage der bürgerlichen Ordnung. Der kleinste dieser Kreise war die Zehnde, eine Gemeinde von zehn freien Hausvätern. Diese waren, wie ursprünglich die Freien aller Germanischen Völker (oben S. 35.) berechtigt und befugt, in den sie zunächst betreffenden Rechtsstreitigkeiten unter dem Vorsitze des Zehndhauptes, das Ur-

*) Ob das Lehnssystem in England schon vor der Normannischen Eroberung vorhanden gewesen sey, oder nicht, darüber sind die Englischen Geschichtsforscher getheilter Meinung. Zu der erstern Ansicht neigt unter Andern Lingard hin (Geschichte von England, Deutsch von Salis, Bd. I. S. 389.). Vergl. Philipps Geschichte des Angelsächsischen Rechts, S. 137. Meint man die bei fortschreitender Cultur und größerer Mannigfaltigkeit der Verhältnisse sich bestimmter ausbildende Verknüpfung von Häuptern und Mannen, so ist das Lehnswesen ohne Zweifel auch hier zu finden; meint man hingegen die ausgebildete, zur Grundlage der ganzen bürgerlichen Ordnung gewordene, alle anderen Verhältnisse in sich aufnehmende Feudalverfassung, so war diese eben so gewiß nicht vorhanden.

theil zu sprechen. Jeder Freie mußte einer solchen Zehnde angehören. Die Glieder derselben standen in einer so engen gegenseitigen Verbindung, daß sie jederzeit Alle für Einen und Einer für Alle verantwortlich gemacht wurden. Entfloh einer von ihnen der Gerechtigkeit, so wurde den neun übrigen ein Monat Frist gegeben, um den Flüchtling ausfindig zu machen; kam er dann nicht zum Vorschein, und sie konnten den Beweis nicht führen, ihm zu seiner Flucht nicht behülflich gewesen zu seyn, so mußten sie die Geldbuße für sein Verbrechen erlegen, wenn sein zurückgelassenes Vermögen dazu nicht hinreichte.

Zehn Zehnden bildeten eine Hundrede. Das Gericht derselben versammelte sich in der Regel einmal in jedem Monate, und entschied Zwistigkeiten zwischen den Gliedern einzelner Zehnden. Aus den Gliedern der Hundrede wurde häufig eine Anzahl, gewöhnlich zwölf, ausgewählt, um in einem vorliegenden Falle das Urtheil zu sprechen. Diese leisteten vorher einen Eid, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen richten wollten. Hieraus hat sich späterhin die berühmte, noch in unseren Tagen in England bestehende Einrichtung der Geschwornengerichte gebildet. Einmal im Jahre fand eine außerordentliche Zusammenkunft der Hundrede Statt, bei der jeder Einwohner gegenwärtig seyn mußte. Noch höher stand das Grafschaftsgericht, wo Angelegenheiten und Gerechtsame der Kirche, so wie die Rechtsstreitigkeiten und Geschäfte der Mitglieder verschiedener Hundrede verhandelt, und alle wichtigeren Händel, die vor die niederen Gerichten nicht gebracht, oder von diesen nicht geschlichtet worden waren, entschieden wurden. Den Vorsitz in diesen Grafschaftsgerichten, welche zwei Mal im Jahre, zu Anfang des Mai und des October, gehalten wurden, hatte neben dem Bischofe der Alderman, welcher im Kriege

und Frieden der oberste Beamte der Grafschaft war. Zuweilen stand ein Alderman mehreren Grafschaften vor.

Endlich berief auch noch der König selbst einige Mal jährlich einen Rath, welcher Witenagemot oder die Versammlung der weisen Männer hieß, um in demselben Sachen, welche die allgemeine Wohlfahrt betrafen, zu verhandeln. Die gesetzgebende Gewalt war demnach eine wesentlich aristokratische. Die kleineren Landbesitzer waren mit dem unschätzbaren Rechte, in ihren eigenen Angelegenheiten Recht zu sprechen, zufrieden. Unter Völkern, die in einfachen Verhältnissen leben, ist nach der Bemerkung eines großen Geschichtschreibers *) die richterliche Gewalt von höherer Wichtigkeit, als die gesetzgebende.

Alfred, der so viel Herrliches gethan, verließ die Welt schon in einem Alter von noch nicht zwei und funfzig Jahren, deren größten Theil er sogar noch unter unaufhörlichen Anfällen einer schmerzhaften Krankheit, welche der Kunst und Erfahrung der Sächsischen Ärzte spottete, verlebt hatte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Karl dem Großen verglichen, und ihn selbst den Großen genannt.

---

## 26. Alfreds Nachfolger bis auf die Normannische Eroberung.

(901—1066.)

Alfred hatte von seiner Gemahlin Alswitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drei Söhne und drei Töchter. Von jenen folgte ihm Eduard I., ein tapferer Krieger; aber ein Vetter, Ethelwald, machte ihm die Krone streitig.

*) Hume history of England, V. I. p. 281. Ed. Basil.

Darüber entstanden innere Kriege, bis Ethelwald in einer Schlacht blieb. Hierauf gaben ihm die in Northumberland und Ostangeln wieder aufgestandenen Dänen neue Arbeit. Aber Eduard erwehrte sich ihrer männlich, und jagte sogar den Schotten Furcht ein. Er starb 924.

Ihm folgte Athelstan, sein unehelicher aber tapferer Sohn (924—940). Er unterwarf die Dänen in Northumberland und Ostangeln, und da Mercia schon von seinem Vater in unmittelbaren Besitz genommen war, so war er der erste König, welcher alle die von den verschiedenen Sächsischen Stämmen eroberten und bevölkerten Länder im vollen Sinne des Worts unter seine Herrschaft brachte. Daß Athelstan auch den König von Schottland *) zur Lehnsabhängigkeit gebracht, wird von Englischen Geschichtschreibern eben so beharrlich behauptet, als von Schottischen geläugnet. König Athelstan war schon auf die Erweiterung des Seehandels bedacht, und gab das merkwürdige Gesetz, daß jeder Kaufmann, der zwei lange Seereisen auf eigene Kosten gemacht, zum Than erhoben werden solle. Charakteristisch für den einfachen Geist der Zeiten ist folgende Anekdote. König Heinrich der Vogelsteller begehrte eine von Athelstans Töchtern für seinen Sohn Otto zur Ehe. Athelstan schickte ihm beide, damit Otto wählen könnte.

Nach seinem Hintritt folgte sein Bruder Edmund (940—946). Er hatte wieder Kriege mit den Dänen in Northumberland zu führen. Seine Todesart zeigt uns abermals ein Bild vom Geiste der Zeit. Er feierte eben ein Fest in Glocester, als Leolf, ein landkundiger Räuber, den

---

*) Die frühere Geschichte Schottlands ist völlig dunkel und voll Fabeln. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein König der Schotten, Kenneth II., im neunten Jahrhundert die Picten besiegt, und so das Königreich Schottland begründet habe.

er verwiesen, die Frechheit hatte, an seinem Hofe zu erscheinen und sich mit ihm zu Tische zu setzen. Nachdem der König ihm vergeblich befohlen, sich zu entfernen, wurden sie handgemein, und Edmund fiel, tödtlich verwundet.

Edred, sein Bruder, folgte (946—955), obgleich Söhne vorhanden waren. Die Engländer hatten so wenig feste Thronfolgegesetze, als die übrigen Völker jener Zeit. Sie gingen, wie die Deutschen, nicht gern von der alten Familie ab, haßten aber minderjährige Regierungen. Edred gelang es endlich, Northumberland völlig zu unterwerfen. Unter ihm nahm das Mönchswesen in England überhand, und die Weltpriester geriethen in Verachtung, weil sie verheirathet lebten. Es war dies das Werk eines kühnen und geistreichen Mönchs, Dunstan, der seines großen Ruhmes wegen schon von Edmund an den Hof gezogen war, und die Abtei Glastonbury erhalten hatte. Unter Edred war die Regierung ganz in seinen Händen.

Edwy, sein Nachfolger, Edmunds Sohn (955—959), ein sechzehn- oder achtzehnjähriger Jüngling, gerieth durch übermäßige, heftige Leidenschaft zu einer vornehmen Frau, Elgiva, und durch den Kampf, welchen die Geistlichkeit deswegen gegen ihn erhob, in große Verwirrungen. Elgiva war nach Einigen seine Beischläferin, nach Anderen seine Gemahlin, die von den Geistlichen nur Beischläferin genannt worden wäre, weil Edwy die Ehe mit ihr, der nahen Verwandten, wider das Verbot der Kirche eingegangen sey. Am Krönungstage entfernte sich Edwy plötzlich vom Mahle und begab sich zu Elgiva. Dies betrachteten die Großen als einen Schimpf, und ließen den König durch Dunstan in den Saal zurückführen. Edwy, der sich durch Dunstan eben so lästig beschränkt als in der freien Führung der Staatsgeschäfte gehemmt sah, ließ ihn aus seinem Kloster

und dem Lande treiben. Aber die Lebensweise des Königs machte ihn beim Volke verhaßt, und Erzbischof Odo von Canterbury durfte es wagen, ihm Elgiva zu entreißen. Mit einem glühenden Eisen ließ er die Schönheit ihres Gesichts grausam entstellen, und sie dann nach Irland jagen. Sie kehrte zurück, fiel aber den Leuten des Erzbischofs in die Hände, welche ihr mit wilder Grausamkeit die Sehnen an den Knien durchschnitten, woran die Unglückliche nach einigen Tagen unter großen Qualen starb. Gegen Edwy standen indeß Mercia und Northumberland auf, wählten seinen Bruder Edgar zum Herrscher, und nöthigten ihn zu einem Vertrage, vermöge dessen er auf das Land südlich von der Themse beschränkt wurde. Bald darauf starb er *), und nun fiel das ganze Reich an Edgar, welcher Dunstan schon vorher ehrenvoll zurückgerufen hatte.

Unter Edgars Regierung (959—975) vollendete der jetzt zum Erzbischof von Canterbury erhobene Dunstan, der Heilige (denn nach seinem Tode ward er canonisirt), ein Mann, dem man trotz seiner Herrschsucht, Frömmigkeit und Einsicht nicht absprechen kann, sein Werk. Die Abteien und Klöster erhoben sich größer und prächtiger als je; wo es irgend möglich war, wurden Mönche an die Stelle der Weltgeistlichen gesetzt. Überall war Dunstan bemüht seinen Stand zum ersten und einflußreichsten des Staates zu machen, doch erwarb er sich auch um die bürgerliche Verwaltung, die fast ganz in seinen Händen war, große Verdienste. Edgar erhielt den Beinamen des Friedfertigen, denn während seiner sechzehnjährigen Regierung war er nie genöthiget, das Schwert gegen einen äußern oder innern

*) Fast in allen neueren Darstellungen erscheint Edwy im Lichte fleckenloser Unschuld, durchaus wider die Quellen. S. Schlosser Weltgeschichte Bd. II. Th. 2. S. 59 fg.

Feind zu ziehen. Eine große, wohl ausgerüstete Flotte, die alljährlich die Runde um das Reich machte, flößte den Normannischen Häuptlingen Furcht und Achtung ein, so daß sie keine Landung wagten. Merkwürdig ist unter Edgars Regierung noch die Ausrottung der Wölfe in England. Der König verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldzins der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen, und dies belebte die Jagd nach diesen Thieren so sehr, daß zuletzt auch nicht ein einziges übrig blieb.

Edgarn folgte mit Dunstans Hülfe dessen dreizehnjähriger Sohn Eduard II., der Märtyrer (975—978). Seine Stiefmutter Elfride, die ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone verschaffen wollte, und von der Partei der unzufriedenen Weltgeistlichen unterstützt ward, ließ ihn schon im vierten Jahre meuchlings im Walde ermorden, da er ihr auf einem einsamen Jagdritt einen kindlichen Besuch abgelegt hatte. Die unmenschliche That auszusühnen, baute die Mörderin Klöster, und legte sich Bußübungen auf, aber den Abscheu des Volks konnte sie dadurch nicht mildern, zumal da die durch ihre That herbeigeführte Regierung ihres Sohnes, der damals überdies noch minderjährig war, eine der unglücklichsten in der Englischen Geschichte wurde.

König Ethelred (978—1016) war nämlich ein Schwächling, der entweder nichts, oder das was er that, nicht recht that, und durch seine verkehrten Schritte die Feinde der Ruhe und Ordnung gleichsam einlud, in dem seines Schutzes beraubten Reiche recht nach Wunsche zu schalten. Zuerst versuchten neue Seeräuber aus Dänemark wieder einzelne Landungen, und da sie leicht merkten, wie sicher dergleichen zu wagen seyen, kamen sie bald verstärkt zurück. Ethelred, anstatt ihnen herzhaft entgegen zu gehen, kaufte

ihnen auf den Rath des Erzbischofs Siricius von Canterbury (zweiten Nachfolgers des 888 gestorbenen Dunstan) den Frieden mit zehntausend Pfund Silbers ab (991), wovon die natürliche Folge war, daß in kurzem alle Seeräuber nach England schifften, um ähnliche Frieden zu schließen. Und wie für einen verächtlichen König kein tüchtiger Mann etwas zu thun sich geneigt fühlt, so übten die Großen des Reichs jetzt lieber ihre Herrschaft für sich, und die Einheit der Nation war dahin. Als 993 Dänische Seeräuber in den Humber einliefen und das Land verwüsteten, verriethen die Englischen Anführer, welche Dänischer Abkunft waren, das Heer, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Im folgenden Jahre segelten Swen, König von Dänemark, und Olav, König von Norwegen, in vier und neunzig Schiffen die Themse hinauf bis vor London. Hier kaufte ihnen Ethelred abermals den Frieden mit sechzehntausend Pfunden ab, ohne dadurch wahrhaft Frieden und Ruhe zu erlangen. Einer der nächsten Besuche der Dänen kostete schon vier und zwanzigtausend Pfund. Ethelred hoffte dieser Plagen durch eine Verbindung mit den Französischen Normännern erledigt zu werden, und erbat sich deshalb (1001) die Prinzessin Emma, Schwester Richards II., Herzogs von der Normandie, zur Ehe. Aber ein anderer eben so unmenschlicher als unbesonnener Schritt vereitelte wieder die etwanigen guten Folgen dieser Politik. Er ließ nämlich an Einem Tage (13. November 1002) alle in seinen Staaten befindliche Dänen umbringen, wobei sogar einer Schwester des Königs von Dänemark, Gunhilda, die an den Grafen Paling verheirathet war, nicht geschont ward *). Dafür erschien denn gleich im folgenden

*) Aus Mangel an genauen Nachrichten läßt sich nicht bestimmen, wie weit der grausame Befehl und die Ausführung sich er-

Jahre König Swen mit seinen Dänen, verheerte das Land furchtbar, und wiederholte dies vier Jahre, bis er für eine Bezahlung von dreißigtausend Pfunden einen Frieden gewährte, der nicht dauernder war, als die früheren. Der Zustand des Landes war furchtbar. Die vielen Verräthereien und Niederlagen hatten den Muth des Volkes völlig gebrochen. Man glaubte, ein Normann könne es mit zehn Engländern aufnehmen. Die Sitten verwilderten, denn in der Ungebundenheit eines fortwährenden kriegerischen Zustandes wurden viele Verbrechen straflos begangen. Was den Einwohnern die Plünderungs- und Zerstörungswuth der Feinde übrig ließ, nahm ihnen eine drückende Abgabe, welche Ethelred zur Aufbringung der den Dänen zu steuernden Summen unter dem Namen des Dänengeldes erheben ließ.

An der Spitze einer großen Macht und mit der bestimmten Absicht das Land zu erobern, kam Swen im Jahre 1013 wieder, so daß den verlassenen Engländern nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen, und ihr König Ethelred mit seiner Familie an den Hof seines Schwiegervaters nach Rouen flüchten mußte. Swen betrachtete nun das Land als sein, und zwang die Thanes ihm den Huldigungseid zu schwören. Aber er starb schon einige Monate nachher (1014), und nun riefen die wieder aufathmenden Engländer ihren König schnell zurück. Dafür setzte Kanut, Swens Sohn, ihre Geiseln bei Sandwich ohne Hände und Nasen ans Land, und ging dann nach Dänemark zurück, erschien aber bald von neuem an der Spitze einer ansehnlichen Kriegsmacht. Edmund, des Königs äl-

---

streckt haben. Daß aber die ganze zahlreiche Bevölkerung Dänischer Abkunft nicht niedergemetzelt seyn könne, ist aus der Natur der Sache klar.

tester Sohn (von einer frühern Gemahlin), wollte ihm mit einem Heere entgegen gehen, allein einer der mächtigsten Großen, Edric, ward zum Verräther an ihm, und ging mit allen seinen Truppen zum Feinde über (1015). Ganz Nordengland unterwarf sich jetzt dem Kanut, und Edmund mußte sich nach London zurückziehen. Hier erwartete ihn, freilich unter traurigen Aussichten, der Thron, da sein Vater endlich 1016 das unrühmliche Leben beschloß. Die Königin Emma floh sogleich mit ihren beiden noch jungen Söhnen, Alfred und Eduard, in ihre Heimath zurück.

Edmund (1016—1017) erwarb sich durch seine Tapferkeit den Beinamen Eisenseite (Ironside), aber sein Volk von der fremden Herrschaft zu befreien, vermochte er nicht. Der treulose Edric, dem Edmund großmüthig verziehen hatte, verließ ihn abermals in der Schlacht bei Assington in Essex, und so mußte er wol auf des Siegers Friedensbedingungen hören. Kanut verlangte Theilung des Reichs, und zwar für sich die Provinzen Mercia, Northumberland und Ostangeln; Edmund sollte die südlichen Grafschaften behalten, aber er starb gleich darauf (nach einigen Nachrichten von zweien seiner Kämmerlinge auf Anstiften Edrics ermordet), und nun nahm Kanut ganz England in Besitz.

Kanut (1017—1035) war ein trefflicher Mann und einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Man hat ihn den Großen genannt, und nicht unwürdig scheint er dieses Namens. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit vereinigten sich in ihm. Zuerst vertheilte er, um sich den Großen des Reiches dankbar zu erweisen, die wichtigsten Provinzen unter sie, und behielt bloß Wessex für sich allein; in der Folge aber benutzte er die Gelegenheit sorgfältig, jene Provinzen wieder einzuziehen, und die unruhigen Großen des Landes zu verweisen. Auch viele Hinrichtungen wa-

ren nöthig, vor allen die Edrics, als dieser die Unklugheit beging, sich wegen seiner Dienste zu brüsten, und Kanut fürchtete, der Treulose werde den gewohnten Verrath nun wider ihn üben. Sobald aber das Reich beruhigt war, that Kanut alles Mögliche, um die Besiegten mit sich auszusöhnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterschied zwischen Dänen und Engländern, schickte einen großen Theil der Ersteren wieder nach Dänemark zurück, gab den Angelsächsischen Gesetzen neues Ansehen, und that Alles, um die beiden an Sprache und Sitten einander ähnlichen Völker gegenseitig zu nähern und den bestehenden Nationalhaß aufzuheben. Um auch vor den Französischen Normannen sicher zu seyn, erbat er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Ethelreds Wittwe, die Königin Emma, zur Ehe. England war sein gewöhnlicher Aufenthalt; doch machte er häufig Züge nach Dänemark, welches ihm nach dem Tode seines Bruders Harald (1018) gleichfalls zugefallen war. Auch Norwegen unterwarf er seiner Herrschaft. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die künftige Welt. Da baute er Kirchen, beschenkte Klöster und Geistliche, stiftete Seelenmessen für die im Kriege gegen ihn Gefallenen, und unternahm sogar eine Wallfahrt nach Rom (oben S. 273.), wo er sich ziemlich lange aufhielt. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode (1031) war gegen Malcolm, König von Schottland, gerichtet, den er zwang seine Oberhoheit anzuerkennen. Von seinem Privatleben wissen wir leider nichts. Die oft erzählte Anekdote, wie er, um die Schmeichler zu beschämen, sich zur Zeit der Fluth an das Meeresufer gesetzt, und den Wellen geboten, seine Füße nicht zu berühren, zeugt von einem ächt alterthümlichen, ehrwürdigen Sinne.

Von seinen drei Söhnen erbte Swen Norwegen, und Hardikanut, welchen Emma geboren, sollte Dänemark und England erhalten. Aber in der Besitznahme des letztern kam ihm ein dritter Bruder, Harold, zuvor. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges schien nahe, da wurde ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen London mit dem nördlichen Theile des Königreichs Harolden gelassen, und die Grafschaften auf dem rechten Themseufer dem in Dänemark abwesenden Hardikanut zugewiesen wurden, für welchen seine Mutter Emma die Regierung führen sollte. Harold war seinem Vater höchst unähnlich; er war ein plumper Tyrann, dessen vornehmstes Bestreben darauf ging, sich gegen die Ansprüche der beiden Söhne Ethelreds, Eduard und Alfred, zu sichern. Graf Godwin, der Mächtigste der Gegenpartei, ward von ihm gewonnen. Mit dessen Hülfe lockte er Alfred zu sich, und ließ ihn dann auf dem Wege plötzlich überfallen. Die Diener des jungen Fürsten wurden mit wilder, unmenschlicher Grausamkeit geblendet, verstümmelt, oder unter Martern getödtet, Alfred selbst seiner Augen beraubt, und in ein Kloster gebracht, wo er bald nachher starb. Emma und Eduard flohen, und Harold blieb im alleinigen Besitz von England. Zum Glück starb er selber schon 1039.

Ihm folgte sein Bruder Hardikanut (1039—1041). Erbittert auf Harold, ließ er dessen Leichnam aus der Gruft reißen, enthaupten, und in die Themse werfen, ja als er erfuhr, daß er aufgefischt und wieder begraben sey, gab er denselben Befehl zum zweiten Mal. Zur Freude der Engländer, welchen er durch Erpressungen verhaßt geworden war, lebte auch er nur kurze Zeit, und die Dänische Herrschaft auf der Insel hatte ihr Ende erreicht.

Denn gleich nach seinem Tode eilten die Engländer,

Ethelreds jüngsten Sohn, Eduard II., den Bekenner, wieder einzusetzen. Seine Regierung war ein ängstliches Schwanken zwischen Muth und Furcht. Der übermächtige Graf Godwin, der den Mord seines Bruders befördert hatte, ihm selbst aber durch sein bedeutendes Fürwort zum Throne behülflich gewesen war, mußte geschont werden, so gefährlich er auch war, denn in seinen und seiner beiden Söhne Händen befand sich eine große Anzahl Grafschaften, ja Eduard hatte sogar zum Zeichen der Aussöhnung dessen Tochter Editha geheirathet. Allein er entzog sich dem ehelichen Umgange mit ihr von Anfang an, und erwarb sich dadurch bei dem Volke den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners.

Indeß hatte Eduard von Anfang an eine besondere Vorliebe für das Land blicken lassen, in welchem er seine Jugend verlebt hatte. Sein Hof hatte ganz die Farbe des Hofes von Rouen; Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der junge Französische Adel war jederzeit willkommen. Normannische Günstlinge umgaben den König, und hieraus erwuchs bei den Godwins ein so heftiger Unmuth, daß sie zuletzt sogar zu den Waffen griffen, aber geschlagen und verbannt wurden. Doch erschienen sie bald wieder mit einer mächtigen Flotte, die Ausländer am Hofe retteten sich durch schleunige Flucht, und die Godwins nöthigten den König zu einem Vergleiche, vermöge dessen sie in ihre Grafschaften wieder eingesetzt wurden. Godwin starb zwar bald darauf (1053), aber sein Tod änderte nichts, denn er hinterließ in seinem Sohn Harald einen Nachfolger, der mit dem Ehrgeiz des Vaters noch einen weit höhern Grad von Klugheit und Mannskraft vereinigte, und sich von den väterlichen Würden keine entreißen ließ. Er war Statthalter von Wessex, Sussex,

Kent und Essex, und in der That mächtiger als der König, auch wegen seines einnehmenden Betragens sehr beliebt. Darauf baute er Hoffnungen, nach dem Tode des kinderlosen Eduard den Thron zu besteigen, da Edgar Atheling, ein Enkel Edmunds Ironside, der einzige noch übrige Sprößling des alten Sächsischen Königsstammes, wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Anhang rechnen konnte. Dagegen hatte er einen furchtbaren Mitbewerber an dem Herzoge Wilhelm von der Normandie, dem unehelichen Sohne Herzog Roberts, eines Neffen der Königin Emma. Ja als Graf Harald einmal von einem Sturme an die Französische Küste geworfen, und als Gefangener vor Wilhelm geführt worden war, hatte dieser die Gelegenheit benutzt, und Harald vor seiner Freilassung zu einem Eide vor einer Versammlung der Normannischen Großen genöthiget, daß er die Nachfolge des Herzogs auf dem Englischen Throne befördern wolle. Eduard starb endlich am 5. Januar 1066, fünf und sechzig Jahr alt *). Was er in der wichtigen Angelegenheit der Erbfolge festgesetzt hatte, ist ungewiß.

Graf Harald nahm ohne Anstand den königlichen Titel an, und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere Thaten und ein fortgesetztes edles Betragen erworben hatte, waren wohl mit ihm zufrieden. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach Eduards Tode. Aber Herzog Wilhelm hörte nicht sobald

*) Der einzige auswärtige Krieg, welcher unter diesem Fürsten geführt wurde, war der zur Unterstützung Malcolms, als dieser seine Rechte auf Schottland geltend machen wollte. Malcolms Vater, König Duncan, war 1039 von Macbeth erschlagen worden, dessen Unthaten durch Shakspeare's Poesie ein unsterbliches Andenken erhalten haben. Malcolm stürzte mit Englischer Hülfe den Anmaßer (1054) und bestieg den väterlichen Thron.

davon, als er ihn an seinen Schwur erinnerte, und den Meineid schrecklich zu rächen drohte. Vergebens entgegnete Harald, jener Schwur sey ihm abgedrungen worden, er trage die Krone mit der Zustimmung des ganzen Englischen Volks, und werde ihr nur mit dem Leben zugleich entsagen. Wilhelm, an der Spitze eines Volks, das damals den Ruhm des tapfersten auf der Welt hatte, rüstete sich aus aller Kraft zu einer Landung in England. Es waren nicht seine Mannen allein, die ihm dieses Wagstück vollbringen halfen. In dieser Zeit, wo das Ritterthum zu erblühen begann, und ein kühner Geist der Abenteuer durch Europa ging, strömte der junge Adel der benachbarten Länder zu seinen Fahnen, um unter einem solchen Führer Ehre zu erkämpfen. Howel, Herzog von Bretagne, schickte ihm seinen ältesten Sohn Alain Fergant mit fünftausend Mann; König Heinrich IV. von Deutschland erlaubte seinen Vasallen, der Unternehmung beizuwohnen, und wenn gleich der Französische Hof sie nicht hätte begünstigen sollen, so ertheilte doch der Graf von Flandern, Wilhelms Schwiegervater, der über den minderjährigen König Philipp I. die Vormundschaft führte, mehreren Französischen Großen dieselbe Erlaubniß. So brachte Wilhelm ein Heer, dessen Stärke auf funfzigtausend Reiter angegeben wird, und zur Überschiffung desselben tausend, nach Anderen sogar dreitausend Fahrzeuge, zusammen. Auch Papst Alexander II. war ein wirksamer Bundesgenosse Wilhelms. Er that Alle die, welche seiner Unternehmung Hindernisse entgegenstellen würden, in den Bann, und schickte ihm ein geweihtes Banner, so wie einen Ring mit einem Haar vom heiligen Petrus.

Den ersten Angriff auf die zu erobernde Insel that Tosti, Haralds Bruder, der vormals wegen seiner Bedrückung der Northumbrier aus dem Lande vertrieben worden

war, und nun Rache nehmen wollte. Mit einigen Schiffen, die er zusammengebracht hatte, stieß er zu einem andern Bundesgenossen, dem Könige Harald Haardrade von Norwegen, der dreihundert Segel führte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein, und setzten ihre Mannschaft ans Land, die alsbald eine gräuliche Verheerung anrichtete. Aber der herbeieilende Harald schlug sie entscheidend bei Stamfordbridge, am 25. September 1066. Sogar die beiden Anführer, Tosti und der Norwegische König, wurden getödtet, und die ganze Flotte erobert. Harald hatte die Großmuth, dem gefangenen Prinzen Olav, Harald Haardrade's Sohn, die Freiheit und zwanzig Schiffe zu schenken, mit denen er nach Hause segeln konnte.

Aber der Sieger hatte nicht viel Zeit sich zu freuen, denn eben lief die Nachricht von der Landung der großen Normannischen Flotte zu Pevensey in Sussex ein. Aus ihr stieg die Blüthe des Normannischen, Niederländischen und Französischen Adels so fröhlich, als wäre der Sieg schon errungen. Der allzu lebhafte Wilhelm stolperte, und fiel beim Aussteigen aus dem Schiffe, aber schnell gefaßt verhütete er jede abergläubische Deutung dieses Zufalls durch den lauten Ruf: „so nehme ich Besitz von diesem Lande!" Haralds Bruder, Gurth, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden, und den Feind durch Zaudern und Hungern zu ermüden, allein der hitzige Harald verwarf dies, und wollte den Streit schnell entschieden sehen. Das Einzige, was er in Betracht seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog eine Geldsumme anbot, wenn er ohne Blutvergießen umkehren wolle. Aber Wilhelm verwarf dies mit Verachtung, und verlangte dagegen, daß Harald entweder das Königreich von ihm als Lehen annehmen, oder die

Entscheidung ihrer Sache dem Papste überlassen, oder mit ihm auf den Degen darum kämpfen solle. Harald erwiederte: der Gott der Schlachten werde bald der Schiedsrichter aller Streitigkeiten seyn.

So bereiteten sich denn beide Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe. Am Morgen begeisterte Wilhelm seine Krieger durch eine feurige Rede, in der er ihnen die Wichtigkeit des heutigen Tages lebhaft vor Augen stellte, und hierauf ließ er das Zeichen zum Angriff geben. Das Lied vom tapfern Roland singend gingen sie auf die Engländer los, und ein fürchterliches Gemetzel begann. Einen ganzen Tag lang vertheidigten sich die tapferen Engländer heldenmüthig, bis endlich am Abend ihr König Harald von einem Pfeil getroffen fiel, und auch seine Brüder, die gleich ihm an der Spitze der Truppen fochten, niedersanken. Da ermattete allgemach der Kampf, und die Nacht machte vollends dem blutigen Schauspiel ein Ende. Auf Seiten der Normannen allein waren funfzehntausend gefallen. Wilhelmen waren drei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. — Das war die berühmte Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066), die den Herzog Wilhelm von der Normandie, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den Englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch jetzt besitzen.

---

## 27. Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087.)

Wilhelm von der Normandie war allerdings durch seine seltenen Eigenschaften zum Herrscher eines Königreichs berufen. In ihm bewunderte man unbeugsame Festigkeit in

der Durchsetzung des kühnsten Willens, unermüdliche Thätigkeit, und eine die Verhältnisse schnell durchschauende Klugheit. Schon als Jüngling hatte er sein Herzogthum mit überraschender Kraft aus großer Verwirrung gerissen, in die es während seiner Minderjährigkeit gerathen war, und den Französischen Hof gezwungen, die darauf gebauten Entwürfe aufzugeben; doch entwickelten sich seine Eigenschaften erst völlig in der Unternehmung auf England.

Der Sieg bei Hastings verbreitete Bestürzung über das ganze Englische Volk. Es fehlte nicht an Vaterlandsliebe, nicht an Kraft, nur an einem Kopfe, der Ansehen genug hatte, die Unentschlossenen zu vereinigen. Zwei mächtige Grafen flohen zwar nebst dem Erzbischof Stigand von Canterbury nach London, und riefen daselbst Edgar Atheling zum König aus. Allein dieser Edgar war ein schwacher Prinz, und während seine Begleiter mit Angst und Ungewißheit kämpften, that Wilhelm lauter sichere und rasche Schritte. Er machte sich zuerst Meister von Dover, um den Rücken frei zu haben, und da die Stadt sich so leicht unterwarf, ließ er sogar den Bürgern, welche durch die muthwilligen Brandstiftungen einiger Soldaten ihre Häuser verloren hatten, den Verlust ersetzen. Die ganze Grafschaft Kent unterwarf sich darauf; London zögerte. Wie in Dover die Güte, so wollte er hier die Strenge zeigen, darum ließ er die Vorstadt Southwark abbrennen, worauf der junge Edgar selbst nebst einigen der vornehmsten Edelleute, Bischöfe und Einwohner von London ihm nach Berkhamstead entgegengingen, und ihm mit Höflichkeit die Krone anboten. Er spielte eine Zeitlang den Uneigennützigen, und gab vor, es bedürfe dazu erst einer allgemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung des Englischen Volks, allein Aimar von Aquitanien, sein kluger und

tapferer Kriegsgefährte, rieth ihm, das mißliche Bescheidenheitsspiel nicht zu lange zu treiben, und so ergriff er denn die dargebotene Krone. Die Krönung geschah hierauf am 26. Dec. 1066 in der Westminsterabtei. Nicht der erste Prälat des Reichs, Stigand, dem Wilhelm nicht traute, sondern der Erzbischof Alfred von York mußte sie verrichten. Nach einer kurzen Rede fragte dieser die Engländer und der Bischof von Constance die Normannen, ob es ihr Wille sey, den Herzog Wilhelm als König anzunehmen. Ein lauter Zuruf bejahte es. Hierauf leistete der König den gewöhnlichen Krönungseid, daß er die Kirche beschützen, Gerechtigkeit handhaben und Gewaltthätigkeit unterdrücken wolle, und nun ward die Salbung und Krönung vollzogen.

Zunächst begab er sich nach Barking in Essex, wo sich die Englischen Thanes in großer Zahl bei ihm einfanden, und ihm die Huldigung leisteten. Jeder neue Schritt war von der Klugheit abgemessen. Von Haralds ansehnlichem Schatze, dessen er sich bemächtigt hatte, bestritt er eine Menge nöthiger Ausgaben, beschenkte seine Truppen, und machte sich die Geistlichkeit geneigt. Dem Papst übersandte er Haralds Fahne nebst ansehnlichen Geschenken. Auf dem Schlachtfelde bei Hastings ward ein Kloster erbaut. Alle seine Maaßregeln zielten dahin, den Groll der Engländer zu beschwichtigen, und ihre Zuneigung zu gewinnen. Die großen Reichsgrafen wurden in ihren Würden und Besitzungen bestätigt, und Edgar Atheling erhielt ein ansehnliches Grundeigenthum. Die Bürger von London wurden mit neuen Vorrechten bedacht. Jedem erwies der König Gerechtigkeit, und ließ sich von jedermann selber sprechen. Um endlich auch den Haufen zugleich zu unterhalten und zu blenden, führte er eine Pracht und ein

Ceremoniel an seinem Hofe ein, welche die Engländer bei ihren vorigen Königen nicht gewohnt gewesen waren.

Allein dieser milde und freundliche Anfang hätte von den Engländern nur dann als Pfand der ungestörten Fortdauer ihres bürgerlichen Zustandes genommen werden können, wenn die fremden Krieger nicht gewesen wären, deren Ansprüche Wilhelm weder zurückweisen konnte noch wollte. Diese Normannen, die dem König das Reich erobert hatten, und dafür mit Würden und Besitzungen verschwenderisch belohnt worden waren, ließen die Eingebornen, wie man leicht denken kann, dies Übergewicht schwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden besonders empörend, als Wilhelm schon im nächsten Frühling eine Reise nach der Normandie machte. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hier und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf. Der König kehrte noch schnell genug zurück, um die Empörungen mit Waffengewalt zu dämpfen, allein die Folge seines erregten Zorns war nicht eine heilsame Beschränkung der Normannen, sondern eine härtere Bedrückung der unglücklichen Engländer, die er als ein störrisches, feindseliges Volk betrachtete, dem der Freiheitsgeist ausgetrieben werden müsse. Bei jeder neuen Empörung also (und die Empörungen dauerten während seiner ganzen Regierung fort) *) schritt er zu härteren Maaßregeln. In Northumberland, wo der Widerstand am stärksten gewesen war,

*) Edgar Atheling floh zum Könige Malcolm von Schottland, der aber, nach vergeblicher Unterstützung der Englischen Rebellen, von Wilhelm genöthigt ward, sich ihm zu unterwerfen, und Edgar mußte abermals Aussöhnung mit dem Manne suchen, der ihm eine Krone geraubt hatte.

wurde eine Strecke von zwölf Meilen *) des angebautesten Landes zur Wüste gemacht, die Häuser in Asche gelegt, das Vieh weggetrieben, und die Einwohner (man rechnet gegen hunderttausend) dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern Preis gegeben.

Immer mehr wurden die Eingebornen verdrängt. Alle wichtigen und einträglichen Ämter kamen in die Hände der Normannen, und, durch Einziehung der Güter Derer, welche an den Aufständen Theil genommen hatten, oder durch willkührliche Beraubungen, auch beinah der ganze Grund und Boden des Königreichs. Die Familien, welche sich unter der Angelsächsischen Dynastie durch Reichthum und Ansehen ausgezeichnet hatten, verschwanden allmählig. Viele kamen in den Empörungen um, andere bettelten ihr Brod in der Verbannung, oder schmachteten im Gefängniß; das leidlichste Loos fiel Denen, welche als Untervasallen der Eindringlinge einen Theil ihrer Besitzungen behalten durften. Diese große Umwälzung in dem Besitzstande war mit der Einführung der vollständigen und durchgreifenden Lehnsverfassung verbunden. Die Normannischen Grafen und Barone, denen die großen Güter zugefallen waren, besaßen sie vom Könige als Lehen, auf welche die Verpflichtung zum Kriegsdienst haftete, und vergaben wiederum einen Theil derselben als Ritterlehen an Hintersassen, welche bei ergehender Aufforderung ihren Lehnsherrn zu Rosse in den Krieg folgen mußten. Um aber die großen Vasallen dadurch nicht zu einer so unabhängigen Macht gelangen zu lassen, wie auf dem festen Lande, befahl Wilhelm weislich, daß alle diese Afterlehnsträger auch ihm huldigen und den Eid der Treue schwören mußten.

*) Deutschen nämlich, wie durchgängig in diesem Buche.

Außer den bei gewissen Gelegenheiten zu entrichtenden Steuern mußten von den Baronen (unter welcher Benennung man alle unmittelbaren Vasallen begreift) zuweilen beträchtliche Geschenke dargebracht werden. Während der Minderjährigkeit der Vasallen zog der Lehnsherr ihre Einkünfte, und ohne die Einwilligung desselben, welche nur durch eine ansehnliche Summe zu erkaufen stand, durften sich Weiber, welche ein Lehen erbten, nicht verheirathen. Dieses so vollständig ausgebildete Feudalsystem griff nothwendig, so Vieles aus der alten Verfassung auch daneben stehen blieb, in alle Verhältnisse des Lebens ein, und übte auf den Geist des Volkes einen mächtigen Einfluß, zumal auch sein eigenthümliches Besitzthum, seine Sprache, eine große Veränderung erlitt. Denn da die Französische Sprache die der Vornehmen und Angesehenen und folglich des feinern Umgangs war, da sie in den niederen Gerichtshöfen zum Theil, und in dem königlichen ganz herrschte, und in allen Schulen auf ausdrücklichen Befehl des Königs gelehrt ward, so erfuhr die Landessprache durch sie allmählig eine gänzliche Umgestaltung und ward zu einem Gemisch aus dem Französischen und Englischen, zu einer zwischen den Neulateinischen und rein Germanischen Sprachen in der Mitte stehenden Mundart, aus der das heutige Englisch erwuchs.

Die Bischöfe und Äbte wurden eben so gut dem Kriegsdienst und den bürgerlichen Strafen unterworfen, wie die Laien, und die Englischen Prälaten mußten ihre hohen Würden so gut an die Ausländer abtreten, als die weltlichen Herren. Doch nahm Wilhelm hier auch auf die Bedürfnisse der Kirche Rücksicht, indem er Männer von Geist und Talent an ihre Spitze stellte. So wurde Lanfrancus aus Pavia, an Gelehrsamkeit und Scharfsinn

einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, an des abgesetzten Stigand Stelle, zum Erzbischof von Canterbury befördert. Alle kirchlichen Beschlüsse, sowol des Papstes als der einheimischen Synoden, mußten erst dem König zur Bestätigung vorgelegt werden, und kein Normannischer Vasall durfte mit einer Kirchenstrafe belegt werden ohne königliche Einwilligung. Als Gregor VII. den Lehnseid und die Erneuerung des Peterspfennigs, einer dem Römischen Stuhle früher gezahlten Abgabe, verlangte, schrieb Wilhelm zurück, das Geld solle als herkömmlich entrichtet werden, Huldigung aber werde er nie leisten, weil er sie weder versprochen habe, noch finde, daß sie jemals von seinen Vorgängern den Vorgängern des Papstes geleistet worden sey. Er verbot sogar seinen Prälaten, einer von diesem Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung beizuwohnen.

Außer den Aufständen der Engländer hatte Wilhelm auch Empörungen seiner Normannischen Barone, ja seines ältesten Sohnes, Robert, zu bekämpfen. Diesem hatte der König die Abtretung der Normandie verheißen, da der junge Fürst aber herangewachsen war, weigerte sich Wilhelm die Zusage zu erfüllen. Darüber erhob Robert in der Normandie Aufruhr (1073). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normannen, sondern weislich ein Heer von Engländern über das Meer mit, und trieb den Sohn aus dem Lande. Fünf Jahre zog dieser umher, bis er sich in das Schloß Gerberoy, in der Landschaft Beauvoisis, warf. Als ihn Wilhelm hier belagerte (1078) endete ein seltsames Ereigniß diese Fehde. Bei einem Ausfalle gerieth Robert mit seinem eigenen Vater in einen Zweikampf. Beide waren durch die heruntergelassenen Visiere unkenntlich, und Beide fochten tapfer, bis endlich der

Sohn den Vater an dem Arm verwundete und vom Pferde warf. An des Gefallenen Hülferuf erkannte der Sieger bestürzt die Stimme seines Vaters. Voll kindlicher Reue warf er sich ihm zu Füßen und bat um Verzeihung, und half dem heftig Erzürnten auf sein eigenes Pferd. Der König hob die Belagerung auf, und ging nach der Normandie, wo durch der Mutter Vermittelung die Versöhnung zu Stande kam.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Wilhelm besonders mit inneren Einrichtungen. Unter andern ließ er nach Alfreds Beispiel das berühmte Domesdaybook, ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs sammt ihren Besitzern oder Pächtern, ihrem Werth, ihrer Bevölkerung, Weide, Forst, Viehzucht rc., aufnehmen, das noch vorhanden ist, und aus dem man sieht, daß Wilhelm kein bloßer Eroberer gewesen. Da er über die Lehenvertheilung ganz nach Willkühr schaltete, so war er weise genug, nicht Alles wegzugeben, sondern vierzehnhundert Ämter in den verschiedenen Provinzen von England für sich zu behalten; und da er außer dem Ertrage derselben ansehnliche Steuern erheben ließ, so waren seine Einkünfte so beträchtlich, daß er unbedenklich der reichste Monarch seiner Zeit genannt werden konnte. Auch eignete er sich noch manche Jagdfreiheit (denn er war ein leidenschaftlicher Jäger) auf Kosten seiner Unterthanen zu. Unter andern legte er bei Winchester, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen ganz neuen Wald von sechs Meilen Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieses Bezirks liegenden Häuser, selbst Kirchen und Klöster, ohne alle Entschädigung der Besitzer, niedergerissen wurden. Zugleich erschienen tyrannische Gesetze gegen den Wilddiebstahl. Auf die Erlegung eines Hasen in den königlichen

Forsten stand die teuflische Strafe der Blendung, und das zu einer Zeit, wo der Mord eines Menschen mit einer Geldsumme abgebüßt werden konnte.

In seinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm noch einen Kriegszug gegen Philipp I., König von Frankreich, von dem er sich theils durch häufige Einfälle Französischer Vasallen in die Normandie, theils durch eine Spötterei beleidigt fühlte. Seine übermäßige Dicke und eine ihm zugestoßene Krankheit hatten nämlich Philipp zu dem Einfall veranlaßt, daß sein Bruder von England lange im Wochenbett verweile. Worauf Wilhelm erbittert, mit Anspielung auf eine Sitte der Wöchnerinnen, sagte, er wolle bei seinem Kirchgange in Frankreich mehr Lichter anzünden lassen, als Philipp angenehm seyn würde. Er hielt Wort, und alle Französischen Dörfer, die er auf seinem Kriegszuge berührte, ließ er in Flammen auflodern. Aber bald hemmte ein Unfall seinen Lauf. Durch einen plötzlichen Seitensprung seines scheugewordenen Pferdes ward er mit seinem schweren Leibe so heftig auf den Sattelknopf geworfen, daß er sogleich umkehren mußte, und an den Folgen dieser Quetschung starb (9. Sept. 1087). Er hatte ein Alter von drei und sechzig Jahren erreicht. Auf seinem Sterbebette schmerzten ihn bitterlich die harten Maaßregeln, die er gegen das gute Englische Volk genommen. Er versuchte auch, durch Vermächtnisse an die Kirchen sein Gewissen zu erleichtern. Seine Staaten theilte er unter seine beiden älteren Söhne, Robert und Wilhelm, so, daß jener die Französischen, dieser die Englischen erhielt.

---

## 28. Skandinavien.

Jene Nordischen Völker, deren Einfälle und Niederlassungen in den Hauptreichen Europa's so viele neue Verhältnisse und Bildungen hervorriefen, lebten in ihrer Heimath (den heutigen Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden) ursprünglich ganz nach der Weise ihrer Stammverwandten, der in unserm Deutschland hausenden Germanen. Ihre Verfassung war von derselben Art; sie kannten wie diese den Ackerbau und die Kunst Metalle zu bearbeiten. Auch die ihnen eigenthümliche Buchstabenschrift, Runenschrift genannt, zeugt für eine Stufe geistiger Cultur, welche man bei rohen Völkern nicht findet. Die Runen dienten zu Inschriften auf den Gedächtnißsteinen der Verstorbenen, zur Aufzeichnung von Liedern, und dem Aberglauben zu einem geheimnißvollen magischen Gebrauche. Das Land dieser Völker war noch weit rauher und weniger ergiebig, als das alte Germanien, aber wie der kalte Himmelsstrich und das Leben unter Felsen, Klippen und Schnee ihre Körper stählten, so gedieh dort auch der allen Gefahren trotzende Muth und kühner Unternehmungsgeist. Wie in Deutschland Viele den heimathlichen Sitz aufgaben und im Gefolge des Herzogs über Rhein und Alpen zogen, so bestiegen hier unter denselben Verhältnissen die nach Krieg und Beute dürstenden Männer leicht gezimmerte, kleine Schiffe, und vertrauten dem Glücke, ihrem Schwerte und ihrem tapfern Führer. Ihre Schwimmkunst, worin sie sich besonders auszeichneten, flößte ihnen bei diesen kühnen Zügen größere Zuversicht ein, als die Bretter, von denen sie getragen wurden.

Erst um die Zeit, wo diese Züge der Normannen die

Küsten der Fränkischen Reiche beunruhigen und die Karolinger zittern machen, fängt es in der Geschichte der Länder, von welchen sie ausgingen, heller zu werden an. Bis dahin ruht Dunkel auf ihnen, und so Vieles auch von früheren Zeiten aufgezeichnet ist, so hoch auch die Namen der Könige hinaufsteigen, so wenig ist dies doch für die gewisse Geschichte brauchbar, da es nur auf Tradition und Sage beruht. Diese Sagen knüpfen sich an die merkwürdige, eigenthümliche Mythologie der Nordischen Völker an, deren Kunde in alten Liedern zu uns herübergeklungen ist. Mannichfache Göttergestalten treten hier hervor, doch weiset sie in der Vorstellung von einem die Welt und die Götter überdauernden Allvater auf eine frühere reinere Religion hin; in ihren Heldensagen ist eine historische Grundlage unverkennbar, aber wie in allen Mythen äußerst schwer von der Hülle zu sondern. Der Mittelpunct aller dieser Sagen ist Odin, der von den Ufern des Don nach dem Norden wanderte, und Ackerbau, Götterdienst, Tempelbau, Kriegskunst, Dichtkunst und die Runenschrift mitgebracht haben soll. Odin erscheint aber auch als oberster Gott, als Stammvater der Götter und Menschen, gemäß der alten Vorstellung, daß die Götter selbst die ersten Könige und Priester waren. Das Zeitalter Odins, als historischer Person, wird so verschieden angegeben, daß neuere Forscher zu der Annahme von drei bis vier durch Jahrhunderte von einander getrennten Odinen gekommen sind, während Andere, aber wol mit Unrecht, das historische Daseyn eines Odin überhaupt in Zweifel ziehen.

Weiter erzählt die Sage, daß Skiold, ein Sohn Odins, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige geherrscht habe, und nach ihm seine Abkömmlinge, die Skioldunger. Nach einer langen Reihe

dieser Herrscher soll das Ganze zerfallen seyn, bis Iwar Vidfadmi (im siebenten Jahrhundert) es wieder vereinigte, der auch Schweden unterwarf. Einer seiner Nachfolger (im achten oder neunten Jahrhundert) war Regner Lodbrok, dessen mit vielen wunderbaren Umständen durchwebte Geschichte noch halb der Dichtung angehört. Bei einem Einfalle in England ward er gefangen, und der Sage nach in einen schauerlichen Thurm geworfen, voller Schlangen und Ungeziefer, unter deren Bissen er sein Leben endete. In seinem Namen hat später ein begeisterter Skalde (so hießen die Skandinavischen Dichter) einen Todesgesang gedichtet, voll Nordischer Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Nach ihm ward das Reich wieder getheilt, bis Gorm der Alte, der von 855 bis 936 regiert haben soll, den Staatsverein von Dänemark dauernd befestigte.

Das Christenthum kam zuerst zu Ludwigs des Frommen Zeit nach Dänemark. Der Mann, der von Begeisterung getrieben und vom Glauben gestärkt, es wagte, dieses schwierige Missionsgeschäft zu übernehmen, hieß Anschar. Ihm fehlte zwar die feurige, durchgreifende Kraft des Bonifacius, dafür wirkte er durch stillere, ausharrende und unermüdliche Liebe *). Der Kaiser errichtete damals zu Hamburg das später nach Bremen verlegte Erzbisthum für den Norden (oben S. 216.), und Anschar wurde der erste Erzbischof daselbst. Aber das Christenthum konnte damals gegen das tiefgewurzelte Heidenthum noch keinen festen Fuß fassen; die Könige sahen in der Einführung der neuen Religion immer zugleich Abhängigkeit vom Deutschen Reiche, und widerstrebten lange. Wie Karl der Große das Evangelium mit den Waffen zu den Sachsen trug,

---

*) Neander Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums, Bd. III. H. 2. S. 125.

so zogen die Deutschen Könige im zehnten Jahrhundert das Schwert, um es unter den Dänen zu verbreiten (S. 242. und 246.). Noch jener Swen, der Ethelred vom Englischen Throne stieß, war ein eifriger Feind des Christenthums, aber die Eroberung Englands trug viel dazu bei, die Dänen milder zu machen und mit der Südeuropäischen Bildung zu befreunden. Mit Kanut dem Großen (S. 346.) war der Sieg des Christenthums in Dänemark entschieden. Kanuts Sohn Hardikanut war der letzte Skioldunger. Nach ihm war das Reich eine kurze Zeit mit Norwegen verbunden, bis Swen Estritson, ein Schwestersohn Kanuts des Großen, Dänemark wieder als ein abgesondertes Reich erhielt (1047), und Stifter einer neuen Dynastie ward.

Auch in Schweden schließen sich die Sagen an Odin an, dessen Enkel Yngue den heidnischen Haupttempel der Nation zu Upsala erbaut, und Stifter eines Stammes dort sitzender Oberkönige, der Ynglinger, geworden seyn soll. Diese Ynglinger seyen von Iwar Vidfadmi vertrieben, bis Biörn Iernside, ein Sohn des Regner Lodbrok, Schweden wieder als ein eigenthümliches Reich erhalten habe. Auch in Schwedens Geschichte wird es erst mit den Versuchen, das Christenthum dorthin zu verpflanzen, heller. Wir treffen hier den unermüdlichen Anschar wieder, doch machte die Lehre des Evangeliums auch in Schweden äußerst langsame Schritte. Olav Schooßkönig (so genannt, weil ihm schon als Kind gehuldigt war) nahm, um das Jahr 1000 etwa, die Taufe an, aber das Heidenthum behielt noch immer viele Anhänger. Dieser Olav war der erste, welcher sich König von Schweden nannte, da die Oberkönige bis auf seine Zeit Könige von Upsala geheißen hatten. Mit seinem Sohne und zweitem Nachfolger Ed-

mund dem Alten, welcher gegen das Jahr 1060 starb, erlosch der Stamm Regner Lodbroks, und die Stenkils kamen in den Besitz des Throns.

Norwegen war in früheren Zeiten nicht weniger getheilt als die übrigen Nordischen Länder. Was Gorm der Alte für Dånemark, das that für Norwegen, ebenfalls im neunten Jahrhundert, Harald Harfagr (Haarschön). Die meisten Stammhåupter unterwarfen sich, und traten zu Harald in ein Lehnsverhåltniß; die ihre Unabhångigkeit höher schåtzten als die Ruhe, wanderten aus. Haralds Sohn, Hako I. der Gute, war in England erzogen worden, und hatte dort das Christenthum angenommen. Aber vergebens suchte er es in Norwegen einzuführen; das Volk widerstrebte, ja Hako ward selbst mehrmals gezwungen, an den heidnischen Opfern Theil zu nehmen. Erst Haralds Urenkel, Olav Trygvåson (seit 996), drang durch, indem er sich aller Mittel bediente, und nach den Umstånden Güte und Gewalt, Verheißungen und Drohungen, Belohnungen und Strafen anwandte.

Der Wanderungstrieb der Normannen nahm nicht bloß nach dem Süden seine Richtung. Auch in den noch rauhern Norden drangen sie vor, entdeckten und bevölkerten sogar (861) das entlegene, eisige Island. Besonders als Harald Harfagr in Norwegen die Macht der Unterkönige brach, wurde Island das Ziel solcher Unzufriedenen, die vermögend genug waren, die Kosten eines so weiten Auszuges zu bestreiten, doch begaben sich nicht Norweger allein, sondern auch Schweden, von Sucht nach Abenteuern Getriebene sowol als politisch Unzufriedene und Verbannte, nach diesen fernen Gestaden. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon nach sechzig Jahren alles bewohnbare Land besetzt

war *). Es entstanden kleine Gemeinwesen, die sich allmählig verbanden. Jährlich wurde eine allgemeine Versammlung gehalten, wobei der durch Stimmenmehrheit gewählte Lagmann (Gesetzmann), der höchste Beamte der Isländischen Republik, den Vorsitz führte. Alles wurde nach dem Vorbilde des verlassenen Vaterlandes geordnet. Der Vorfahren Götterlehre, Sagen, Sitten und Sprache waren in die neue Heimath mit gewandert. Häufige öffentliche Versammlungen gehörten zum Leben der Isländer. Nach der Vorzeit Sitte hielt man Bluts-, Gastrechts- und Freundschaftsverbindungen sehr heilig; dies hatte in dem von der Natur so wenig begünstigten Lande, und trotz der Entfernungen der einzelnen Wohnungen, eine Geselligkeit und ein Zusammenleben zur Folge, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und Nachrichten von eigenen und der Vorfahren Erinnerungen befördert wurde. Noch ein volles Jahrhundert nach Islands erstem Anbau herrschte das Heidenthum, dann kam auch hieher das Evangelium, und errang im Laufe des elften Jahrhunderts völlig den Sieg, obschon man den Isländern bei der ersten Einführung des Christenthums manches Heidnische hatte nachsehen müssen. Der erste Isländische Bischof, Isleif, wurde 1057 vom Erzbischof Adalbert von Bremen eingesetzt.

---

## 29. Rußland, Polen, Ungern.

Wie sich das Volk der Slaven in verschiedenen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen von den Zeiten der

*) Von Island aus ward von einem geflüchteten Isländer auch Grönland aufgefunden (983), welche Entdeckung aber nachher wieder verloren ging, und also noch einmal gemacht werden mußte.

Völkerwanderung an im östlichen Europa immer mehr ausbreitete, ist im vorigen Zeitraum an mehreren Orten erwähnt (S. 124. 165.). Auch am Dnieper und bis zum Ilmensee wohnten Slaven, im Norden von Finnischen Völkerschaften begrenzt. Zu den nördlichen dieser Stämme kamen, eben wie zu den Engländern und den Franken, jene tapferen, unbezwinglichen Seemänner, die Normannen, hier Waräger oder Wäringer genannt. Die Slaven vertrieben sie zwar, aber nach kurzer Zeit trugen sie selbst, durch innere Unruhen bewogen, einem Stamme der Waräger, Russen genannt, die Herrschaft über sich an. „Groß ist unser Land und fruchtbar — so sprach nach einer alten Erzählung eine Gesandtschaft der Slaven zu den Russen — aber es herrscht keine Ordnung in ihm; so kommt denn, seyd ihr unsere Fürsten, und herrscht über uns!" Da kamen (862) drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geschlecht und eigene Großthaten, und wurden die Fürsten des Landes, das nun, so wie das Volk, von ihrem Stamme den Namen erhielt, aber nicht Sprache und Sitte, welche die Herrscher vielmehr, gleich ihren Brüdern in der Normandie, von den Beherrschten annahmen. Rurik, welcher seinen Sitz zu Novgorod genommen, überlebte und beerbte seine Brüder, und wurde der Ahnherr eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes Igor Minderjährigkeit zog der Vetter und Reichsverweser Oleg 882 von Novgorod aus am Dnieper herab nach Süden, unterwarf sich Alles, und machte Kiew zum Hauptsitz den neuen Warägerreichs. Von da wagte er eine Unternehmung über das Schwarze Meer gegen Constantinopel, und trotzte dem schwachen Griechischen Kaiser Tribut ab Auch ein merkwürdiger Vertrag, welcher über den Verkehr beider Völker, der

Griechen und Russen, und über die Entscheidung vorkommender Streitfälle Bestimmungen enthielt, wurde bei dieser Gelegenheit geschlossen.

Als Olga, Igors Gemahlin, nach dessen Tode die Vormundschaft für ihren minderjährigen Sohn Swäteslav führte, begab sie sich, von dem Wunsche, Christin zu werden, ergriffen, nach Constantinopel und ließ sich taufen (955). Ihr Beispiel blieb lange ohne Nachfolge. Doch Igors Enkel, Wladimir I., von den Russischen Annalisten der Große genannt (980—1015), der das Reich durch fortgesetzte Eroberungen ungemein erweiterte, nahm das Christenthum an. Moslemen, Juden und Christen bemühten sich um die Wette, den mächtigen Fürsten zu ihrem Glauben hinüberzuziehen. Doch von der Religion der Erstern schreckte ihn das Verbot des Weines ab. „Ohne die Lust des Trinkens, sagte er, können wir Russen nicht seyn." Und zu den Juden sprach er, daß Die, welche Gott in seinem Zorne in alle Welt zerstreuet, Andere nicht sollten belehren wollen. So behielt denn die von den Griechen empfohlene Religion den Vorzug; Wladimir empfing 988 zu Cherson die Taufe, und vermählte sich an demselben Tage mit der Prinzessin Anna, Tochter des Griechischen Kaisers Romanus I. und Schwester der Deutschen Kaiserin Theophania. Wladimir hatte um ihre Hand mit der Drohung angehalten, daß er sonst kommen würde und sich Constantinopels bemächtigen. Als er nach Kiew zurückkam, zeigte sich die unbegrenzte Macht eines Russischen Herrschers über sein Volk. Er ließ die Götzenbilder zerstören; Alles jammerte und weinte, aber niemand regte sich. Dann folgte das Gebot, es sollten alle Russen, Herren und Knechte, Arme und Reiche, herbeikommen und sich taufen lassen. Da kam eine zahllose Menge an den Dnieper und stieg,

während die Priester die Taufgebete lasen, bis an Brust und Hals in den Fluß, Väter und Mütter mit den Kindern auf den Armen. Denn es müsse doch, dachte das Volk, diese neue Religion etwas Gutes seyn, weil der Fürst und seine Großen sie angenommen. Mit dem Christenthum kam nun auch Schreibkunst und Schulbildung nach Rußland. Da man aber die neue Lehre aus Constantinopel und nicht aus Rom erhielt, so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Christenverein ziehen, der die übrigen Völker Europens zu einer allgemeinen geistlichen Republik verband, und das ist ein Hauptgrund gewesen, warum dies kräftige Volk in seiner Entwickelung so lange hinter allen übrigen zurückgeblieben. Ein anderer ist darin zu suchen, daß sich hier keine ständischen Einrichtungen bildeten.

Swätopolk, einer der Söhne Wladimirs, folgte ihm als Großfürst zu Kiew; anderen Söhnen hatte der Vater schon bei seinem Leben die Verwaltung der wichtigsten Städte übertragen. Schon dies gab Gelegenheit zu Bruderzwisten; noch schlimmer aber wurde es, als Swätopolks Nachfolger, Jaroslaw I., bei seinem Tode (1054) das Reich unter seine Söhne theilte. Die Monarchie wurde dadurch in einen Bundesstaat verwandelt, in welcher der Großfürst von Kiew vorherrschen sollte. Aber dies geschah nicht. Schwäche nach außen, und im Innern heftige Gährungen, Bruderkriege und stete Fehden unter den einzelnen Fürsten, waren die unseligen Folgen dieser Theilung.

---

Der Name Polen kommt erst im zehnten Jahrhundert vor. Die älteren Polnischen Geschichtschreiber wissen freilich von früheren Begebenheiten zu erzählen, allein sie sind gänzlich unhistorisch; ein Bauer Piast, den sie um

das J. 840 zum Herzog erhoben werden lassen, muß nur darum genannt werden, weil die späteren Polnischen Fürsten sich, als Abkömmlinge desselben, Piasten nannten. Die gewissere Geschichte beginnt auch hier erst mit dem von Deutschland aus verbreiteten Christenthume. Mjesko oder Mieislav (964—992), den Ditmar von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, war der erste der Slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ, und zugleich die Oberhoheit der Deutschen Könige anerkannte. Aber diese Abhängigkeit konnte von Deutschland aus, bei der großen Entfernung, nicht wol behauptet werden. Mieislavs Nachfolger, Boleslav I., Chrobri (der Tapfere) von dem wir oben (S. 263) schon gehört haben, legte sich zu Anfang des elften Jahrhunderts den Königstitel bei, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Mit diesem Eroberer endete der Ruhm und Glanz Polens auf lange Zeit. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in weit späteren Zeiten. Eben jener Ditmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen ward denn auch bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, „denn, sagt Ditmar, das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen aufgelegten Fasten." Indeß zeichneten sich die Polen doch vor den Russen durch eine größere Freiheitsliebe aus.

---

So sehen wir um das Ende des ersten Jahrtausends

nach Christus das Evangelium sich über den Norden und Osten Europa's verbreiten, und mit ihm die Anfänge der Bildung. Meistens waren es die Deutschen, welche sich um diese Länder so verdient machten, und wir haben hier noch eines andern Nachbarvolkes zu erwähnen, dem unter den Sächsischen Kaisern dieselbe Wohlthat zu Theil ward, des Ungrischen. Diese Ungern, deren freche Räubereien und Verheerungen in Deutschland, so wie die Vergeltung, die sie dafür traf, an ihrem Orte erzählt sind, hatten nach den Zeiten Karls des Großen das Land erobert, welches wir nach ihnen nennen; sie selbst nannten sich, wie ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag, Magyaren (Madscharen); welcher Völkerfamilie sie angehören, ist trotz vieler darüber angestellten Untersuchungen zweifelhaft geblieben *). Nach der großen Niederlage auf dem Lechfelde (oben S. 250.) und einigen vergeblichen Versuchen ins Herz des Griechischen Kaiserthums zu dringen, wurden die Ungern friedlicher. Ihr Oberherzog Geisa (972—997), vom Arpadischen Herrschergeschlechte, sah, daß solche Niederlagen zur gänzlichen Ausrottung der Nation führen müßten, und überredete daher die Seinen, ihre Raubzüge aufzugeben und die Bedürfnisse des Lebens aus den Erzeugnissen des Bodens und durch Handel zu gewinnen. Auch fühlte er die Nothwendigkeit, sich und sein Volk mit dem mächtigen Deutschen Nachbarreiche zu versöhnen, und durch seine Gemahlin, die schöne und männlich starke Sarolta, welche sich zum Christenthum bekannte, war er schon für diese

*) Ehemals war man allgemein der Meinung, daß die Magyaren von den Hunnen abstammten. Nach einer spätern Ansicht sind sie Finnischen, nach einer dritten Türkischen Ursprungs. Neuerlich hat man sie auch von den Parthern abgeleitet. S. Mailath Geschichte der Magyaren Bd. I. Anhang S. 51.

Religion gewonnen. So fanden denn Deutsche Bekehrer, von Piligrin, Bischof von Passau, gesandt, Aufnahme und williges Gehör, und Geisa selbst nahm die Taufe an. Schon früher hatten Griechen für das Christenthum in Ungern gewirkt, nun aber trug die Lateinische Kirche den Sieg davon, ein Umstand, der auch für die politischen Verhältnisse Ungerns von großer und folgenreicher Bedeutung geworden ist.

Weit größeres Verdienst um die Verbreitung des Christenthums, wie um das Land überhaupt, erwarb sich Geisa's Sohn und Nachfolger Stephan, der Heilige genannt, einer der größten Fürsten, welchen die Ungrische Geschichte aufzuweisen hat. Er hatte anfangs Mißvergnügen und Aufruhr der Großen zu bekämpfen, denen die neue Religion zuwider war, weil sie die Freilassung der Christensklaven von ihnen verlangte. Aber Stephan schlug die Empörer, und entschied dadurch den Sieg der christlichen Lehre und der Cultur über Heidenthum und Barbarei. Seiner nun fest gesicherten Herrschaft gab er den Glanz des Königstitels, und wurde von Kaiser und Papst in dieser Würde anerkannt. Auch gab er dem Staate eine neue Verfassung, welche mit den Feudaleinrichtungen anderer Länder Vieles gemein hat. Stephans Gesetze lassen uns einen Blick in den Zustand der Bildung und der geselligen Verhältnisse der Nation thun. Auf Mord mit dem Schwerte stand die Todesstrafe; wenn ein Mann seine Ehefrau erschlug, so kostete es ihm, wenn er ein Graf war, funfzig, wenn er ein gemeiner Freier war, fünf Kühe, die er den Verwandten der Getödteten als Wehrgeld geben mußte. Die Entführung einer Jungfrau ward, auch wenn sie zurückgeliefert war, und die Ältern sich mit dem Mädchenräuber ausgesöhnt hatten, mit fünf bis zehn Kühen

gebüßt. Diebereien wurden vorzüglich bei Frauen und Knechten geahndet. Jene verloren, wenn sie zum dritten Male ergriffen wurden, ihre Freiheit, diese aber bei dem ersten Male die Nase oder fünf Kühe, bei dem zweiten Male die Ohren, und bei dem dritten Male das Leben. Eine Hofverläumdung von der Art, daß sie ein Paar Grafen in Zwist bringen konnte oder gebracht hatte, wurde mit Abschneidung der Zunge; wenn sie zum Nachtheil des Königs geschehen war, mit dem Tode bestraft.

Das Ungrische Staatsrecht hatte keinen größern Mangel, als den einer bestimmten Erbfolgeordnung. Es war bloß festgesetzt, daß dem Arpadischen Geschlechte die Herrschaft gebühre, ohne feste Regel, nach welcher unter den Prinzen des Hauses zu entscheiden sey. Daraus entstand ein unseliges Schwanken zwischen einer Erb- und Wahlmonarchie, daraus gingen nach dem Tode Stephans des Heiligen (1038) jene Zwistigkeiten hervor, in die sich Kaiser Heinrich III. mischte, und deren schon in der Deutschen Geschichte (oben S. 276.) Erwähnung geschehen ist. Diese Verwirrung endete erst im Jahre 1077, wo Ladislaus I. der Heilige durch einstimmige Wahl aller Großen den Thron bestieg.

---

## 30. Spanien.

Die Geschichte der Chalifen oder Könige von Cordova (oben S. 122.) ist so wenig als die der Araber in Asien und Africa von Regentenzwistigkeiten, bürgerlichen Unruhen und Empörungen der Statthalter frei, aber mitten unter diesen inneren Kriegen und den äußeren gegen die christ-

lichen Staaten der Halbinsel, bietet sich uns eine überraschende Blüthe dieses Arabischen Reiches dar, aus der wir schließen dürfen, daß jenes Waffengetümmel nicht sehr zerstörend, und die Nation sehr betriebsam und thätig gewesen seyn muß, die Gunst der Natur und des Himmelstrichs in den Zeiten der Ruhe doppelt zu benutzen. Nach einer ähnlichen Blüthe forscht man in den späteren Jahrhunderten, wo ganz Spanien unter einem christlichen Scepter vereint war, vergebens, und zumal die heutige Zerrüttung dieses Landes zeigt keine Spur mehr davon. Unter der Regierung des Königs Alhakem Almostansir (st. 976), von dem gesagt wird, daß er die Lanzen und Schwerter in Spaten und Pflugscharen verwandelt habe, fand man nach Arabischen Berichten im Reiche: sechs große Städte und Sitze der Militairbezirke, achtzig Städte von starker Bevölkerung, und dreihundert vom dritten Range; die Zahl der Flecken, Dörfer, Schlösser und Meierhöfe war unermeßlich, der District, welchen der Guadalquivir bewässert, enthielt allein zwölftausend. In Cordova sollen zweimal hunderttausend Häuser, sechshundert Moscheen, funfzig Spitäler, achtzig öffentliche Schulen und neunhundert öffentliche Bäder gezählt worden seyn. Die Staatseinkünfte betrugen jährlich zwölf Millionen Goldstücke, ohne die Abgaben in Früchten. Schwerlich darf man es mit diesen Zahlen genau nehmen, so viel aber auch in den Angaben übertrieben seyn mag, der große Flor des Staats läßt sich nicht verkennen. Die Bergwerke wurden eifrig betrieben, der Ackerbau war im höchsten Flor, der Boden ward mit sehr großer Einsicht bewirthschaftet, die Vornehmsten beschäftigten sich eigenhändig mit dem Gartenbau. Viele unter dem Volke ergriff die alte Neigung ihrer Väter, mit Viehheerden von einer Landschaft zur andern zu

ziehen, das Wanderleben zu führen, welches man bis auf den heutigen Tag bei den Spanischen Merinohirten antrifft oder bis vor wenigen Jahren fand *). Nicht weniger blühten Manufacturen, Fabriken, Handel; Künste und Wissenschaften wurden geachtet und erfreuten sich eifriger Pflege, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf das christliche Europa. Wie das zehnte Jahrhundert aber die höchste Erscheinung dieser Blüthe ist, so begann auch mit dem Ende desselben der sichtliche Verfall. Träge Regenten bestiegen den Thron, oberste Staatsbeamte erhielten alle Macht, die Empörungen und Gewaltthaten häuften sich, bis 1038 die Dynastie der Omijaden erlosch, und das Reich fast in so viele einzelne Herrschaften zerfiel, als es bedeutende Städte zählte.

Dieser Herrschaft der Araber oder Mauren, wie sie hier hießen, stand eine zweite auf der Halbinsel gegenüber, die christliche. Aber die Anfänge der sich neu bildenden christlichen Staaten sind dunkel. Der Anführer jener Gothen, die sich, um den Moslemen zu entgehen, in die Gebirge des Norden zurückgezogen hatten (oben S. 120.), wird Pelayo (Pelagius) genannt. Nach und nach breiteten sich die Christen aus, und nahmen den Arabern Gallicien und alles Land bis an den Duero. Dies Königreich hieß Asturien oder Oviedo, in welche Stadt König Alfons II. 792 die Residenz verlegte. In der Folge, als Ordogno II. Leon zum Herrschersitze machte (914), gab diese Stadt dem Reiche den Namen. Daneben bestand eine Grafschaft Burgos oder Castilien, späterhin zum Königreich erhoben; und aus den Eroberungen Karls des Großen in Spanien, die Spanische Mark genannt, waren

*) Conde Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, Bd. I. S. 484. der Deutschen Übersetzung.

zwei unabhängige Herrschaften hervorgegangen: das Königreich Navarra und die Grafschaft Barcelona (Catalonien). Zu diesem kam im elften Jahrhunderte noch durch die Theilung der Länder des Königs Sancho des Großen von Navarra ein neues Königreich, das von Aragon (Aragonien). Alle diese Staaten waren in beständigen Kriegen mit den Mauren verwickelt, das Kriegsglück schwankte in den unzähligen Treffen, die sie einander lieferten, aber die Kraft des Volkes ward gestählt; der ritterliche Sinn, den die Zeit überall ausbildete und hob, erhielt durch die steten Kämpfe mit den Ungläubigen, durch die südliche Sonne des Landes, durch den eigenthümlichen Freiheitsstolz, der vom Boden des merkwürdigen Landes zu stammen scheint, hier eine ganz besondere Farbe, wovon die Spuren auch in späteren Jahrhunderten in den nirgends so hoch gespannten Begriffen von Ritterehre anzutreffen sind. Damals erlangte unter allen Kämpfern der Christen den höchsten Ruhm Don Rodrigo Diaz, von Vivar bei Burgos, von bewundernden Feinden Cid (Herr), von Castiliens König und Volk Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) genannt (st. 1099). Mehr noch als durch die Geschichte ist sein Andenken durch viele von seinem Volke zum Preise des Helden gesungene Romanzen, in welchen sich das schönste Nationalgefühl edel und treuherzig ausspricht, auf die Nachwelt gekommen.

---

# Mittlere Geschichte.

---

## Dritter Zeitraum.

### Von Gregor VII. bis auf Rudolf von Habsburg.

1085 — 1273.

## 1. Einleitung.

In dem vorigen Zeitraum haben wir den langen Kampf der geistlichen und weltlichen Macht in Europa zum Vortheil der erstern ausschlagen sehen. In dem nun folgenden behält die geistliche Gewalt dieses Übergewicht trotz manchen mehr oder minder kräftigen Widerstrebens der weltlichen. Papst Innocenz III. brachte endlich das Papstthum auf den höchsten Gipfel, aber auch auf eine so gefährliche Spitze, daß es nicht lange nach ihm, von übermüthigen Herrschern geleitet, jedes Maaß überschritt und sich selbst seinen Verfall zu bereiten anfing.

Dieser ganze Zeitraum, einer der anziehendsten in der Weltgeschichte, trägt die Spuren jener geistlichen Übermacht. Der Geist der Zeit ist aus Religiösem und Kriegerischem gemischt, die Tapferkeit erhält von der Religion ein heiliges Gewand, und ein poetischer Geist weht durch die aufstrebende Menschheit. Hierarchie und Ritterwesen in ihrer Blüthe, uud die von beiden unterstützten und getragenen Kreuzzüge bilden das vorzüglich Charakteristische dieser merkwürdigen Periode. Vom Anfange der Kreuzzüge wollen wir zuerst reden.

## 2. Veranlassung zu den Kreuzzügen.

Wallfahrten nach dem gelobten Lande waren bei den außerhalb desselben lebenden Christen schon sehr früh Sitte. Besonders aber wurden sie häufig seit den Zeiten Constantins des Großen, welcher das angebliche Grab des Erlösers mit einem schönen Gewölbe hatte überbauen, und daneben eine Kirche mit aller kaiserlichen Pracht aufführen lassen. Seine Mutter, die heilige Helena, wallfahrtete noch im hohen Alter nach den heiligen Stätten, und erbaute dort noch einige Kirchen. Seitdem sah man Pilger in Menge, aus der Nähe, wie aus weiter Ferne, bald einzeln, bald in Schaaren, nach Palästina wandern, unter ihnen oft vornehme Herren, geistlichen und weltlichen Standes. Wurde die Menge dazu durch die abergläubische Meinung getrieben, daß ein Gebet in der Kirche des heiligen Grabes verrichtet, von allen Sünden reinige und ein Hauptmittel zur Seligkeit sey; so gab es dagegen auch viele Gemüther, die ein höherer, ächt frommer Sinn dorthin zog. Wahre, innige Liebe zu dem Gekreuzigten, und ein gefühlvolles Lesen seiner traurigen Leidensgeschichte, konnte in edlen Herzen leicht das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein göttlicher Fuß einst wandelte, und ihre innige Verehrung in heißen Thränen auf dem Kreuzeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte. Die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser Länder, störten diese Andachtsübungen nicht, ließen den Patriarchen und die christliche Gemeinde zu Jerusalem ungekränkt, und fanden bei den häufigen Besuchen fremder Pilger sogar ihren Vortheil. Karl der Große schloß überdies ein Freundschafts-

bündniß mit Harun al Raschid, und bat ihn, die christlichen Besucher auf alle Weise zu schützen. Auch lockten religiöse Bedürfnisse und Wünsche nicht allein nach dem Morgenlande; manche Reisen dorthin wurden des Handels wegen unternommen, vorzüglich von den Seestädten des Mittelländischen Meeres aus. Denn die köstlichen Waaren des Orients waren damals wie bei den alten Römern in den Abendländern sehr geschätzt, und der Handel damit warf den Kaufleuten großen Gewinn ab.

Als das heilige Land unter die Herrschaft der Ägyptischen Chalifen gekommen war (oben S. 195.), hatten die Pilger schon mit manchen Bedrückungen zu kämpfen, und doch wurden diese Wallfahrten im elften Jahrhundert mehr als je Sitte. So traten unter Andern 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von Sieben Tausend eine Pilgerreise nach Jerusalem an, die besonders berühmt wurde. Sie standen viele Gefahren aus, und nur zwei Tausend dieser Pilger sahen ihr Vaterland wieder.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo diese Drangsale sich häuften, denn als die Seldschucken, wie oben schon erzählt ist, Syrien erobert hatten, kam die Gewalt in jene Gegenden an rohe Schwärme. Seitdem Orthok, der Führer einer Türkischen Horde, von Thuthusch, Malek Schahs Bruder, Jerusalem erhalten hatte, erschollen laute Wehklagen: Barbaren hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Örter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Klagen gingen vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen, und weckten den Wunsch, in Heeresmasse hinzuziehen, und das heilige Land den Ungläubigen mit dem

Schwerte zu entreißen. Schon einige Zeit vorher war Gregor VII. von dem Griechischen Kaiser um Hülfe gegen die Seldschucken angegangen worden, und da er hoffte bei dieser Gelegenheit die abgefallene Griechische Kirche mit der Römischen vereinigen zu können, so wollte er diese Schwäche des Griechischen Hofes und diese Stimmung der Abendländischen Völker benutzen, und forderte die Könige von Frankreich und Deutschland zu einem Feldzuge gegen die Ungläubigen auf, dem er in Person beiwohnen wollte. Aber seine Händel mit Heinrich, die bald darauf ausbrachen, ließen ihm keine Zeit mehr, an diesen Plan zu denken, und sein Tod vereitelte denselben völlig.

Da erschien ein sonderbarer Mann, Peter genannt, aus der Stadt Amiens, der ehedem aus Gewissenstrieb die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt, und (1093) auch eine Wallfahrt nach Palästina unternommen hatte; ihn entflammte das Schicksal der dortigen Christen zu einer glühenden Begeisterung, seinen Heiland zu rächen, er fühlte sich stark genug, das große Werk allein zu unternehmen. Er kam nach Rom, überreichte dem Papste Urban II., Gregors zweitem Nachfolger, Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina; Christus, erzählte er, sey ihm im Traume erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Urban, obschon damals selbst vor den Anhängern des sich noch immer behauptenden Gegenpapstes Clemens in Rom nicht sicher, faßte doch den gewaltigen Plan, die abendländische Christenheit in Bewegung zu setzen für das Morgenland. Peter ward von ihm durch Italien und Frankreich gesandt, den an ihn ergangenen Ruf des Heilandes

von Stadt zu Stadt zu verkündigen, und so die Gemüther auf das vorzubereiten, was Urban selbst zu vollenden entschlossen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne ging weit vor ihm her, und überall, wo er selbst erschien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet. Sein Äußeres bestärkte den Eindruck, den seine Predigten machten. Abgezehrt von Hunger und Durst und langen Beschwerden, barfuß und mit entblößtem Scheitel, in Bettlerslumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden und in der Hand ein Crucifix, saß er auf einem Thiere, das solches Ritters würdig war, auf einem magern Esel. Doch der Strom seiner Rede und der Feuerblick seiner tiefliegenden Augen lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn; sein Eifer für die Religion und sein strenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, auf Kreuzwegen und auf der Heerstraße, und seine siegende Beredsamkeit regte alle Gemüther auf. Dem heiligen Kriege beizutreten, suchten Greise noch die längst verrosteten Waffen hervor, und Kinder übten sich, die Lanze zu tragen.

Papst Urban sah mit Wohlgefallen diese schwärmerische Bewegung. Er schrieb ein Concilium nach Piacenza (1095 im März) aus, und es versammelte sich dazu ein solcher Haufe von Geistlichen und Laien, daß die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. Die feurige Rede, in der er hier die große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Gesandte des Griechischen Kaisers traten hier auf, sie baten um Hülfe gegen die sich immer weiter ausbreitende Macht der Türken, und Viele legten schon hier das Gelübde ab, hinzuziehen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Hierauf wandte sich der Papst nach Frankreich. Auch hier schrieb er für die Sache Gottes eine neue Versamm=

lung nach Clermont in Auvergne auf den November 1095 aus, auf der sein eifriger Apostel Peter auch erschien. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen, Mönchen, Fürsten und Herren bedeckt, und als der Papst seiner Beredsamkeit den Lauf ließ, und ihnen das unsterbliche Verdienst und den großen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott, mit Flammenworten ans Gewissen legte, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt; aus tausend Kehlen erscholl: Gott will es haben! Gott will es haben! Als der Papst seine Rede geendet hatte, kniete zuerst der Bischof Ademar von Puy vor ihm nieder, und bat ihn um Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen. Als er sie erhalten, folgte seinem Beispiele der Bischof Wilhelm von Orange, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Sie alle hefteten zum Zeichen des gemeinsamen Unternehmens ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Auch erschienen Gesandte des mächtigen Grafen Raimund von Toulouse, und berichteten, wie ihr Herr bereits eine beträchtliche Anzahl Ritter zum heiligen Kriege versammelt habe, worauf noch Mehrere das Kreuz annahmen. Den Antrag, daß er sich selbst an die Spitze des Heeres stellen möge, lehnte Urban ab, und ernannte den wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachteten Bischof Ademar zu seinem Stellvertreter als geistliches Oberhaupt des Heeres.

Nach der Kirchenversammlung reis'te der Papst persönlich in Frankreich herum, und ermunterte zur Pilgerschaft mit großem Erfolge. Eben so verbreiteten die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz empfangen, die Begeisterung, welche sie dort ergriffen hatte, in ihrer Heimath. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Ein feuriger

Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Damals herrschte auch eine Seuche, das heilige Feuer genannt, woran viele Menschen starben. Das mußte nun eine göttliche Strafe für das Zögern seyn. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter am Himmel fechtend, und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben; ja eine Sage ging, Karl der Große sey von den Todten auferstanden, und werde die heiligen Streiter selbst anführen.

Die große und allgemeine Bewegung, welche damals in Europa begann, hat gegen zwei Jahrhunderte gedauert; aus Deutschland und Frankreich, aus England, Italien und dem kalten Norden zogen Kriegsheere auf Kriegsheere nach Asien, man rechnet gegen sieben Millionen Menschen. Allen Kreuzfahrern (denn so nannten sich nun die heiligen Krieger) war völliger Ablaß aller Sünden verheißen, und denen, die Geld und Gut zurückließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen, und es den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Alle Zinsen sollten aufgehoben seyn während der Schuldner im heiligen Lande wäre, und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Diese Versprechungen der Geistlichkeit ermunterten und beruhigten Viele, und wen die Hoffnung des himmlischen Lohnes nicht begeisterte, den bewog die Freude, seinen Gläubigern entrinnen, und die Aussicht, in Griechenland und Asien reiche Beute sammeln zu können. Die Bauern, deren Schicksal damals noch sehr hart war, ließen Pflug und Egge liegen, um sich, das Kreuz auf der Schulter, doch auch einmal der Freiheit bewußt zu werden.

## 3. Der erste Kreuzzug.

(1096—1099.)

Außer den Spaniern, die im Innern ihres Landes dieselben Feinde zu bekämpfen hatten, welche die Kreuzfahrer im Orient aufsuchten, zeigte anfangs kein Volk des Abendlandes bei dem allgemeinen Aufbrausen so wenig Theilnahme als die Deutschen. Denn noch immer dauerte der heftige Streit zwischen Kaiser und Papst, und gab der Nation Beschäftigung und Noth genug in der Heimath. Auch spotteten die besonneneren und kälteren Deutschen der Pilgerschaaren, die von jenseits des Rheines aus Frankreich und Lothringen durch ihr Land zogen, als Betrogener, welche der täuschenden Hoffnung eines fernen Gewinnes wegen das Vaterland verließen. Erst als die Massen sich immer mehr häuften, und die geordneten Heere durch das Land kamen, ließen sich auch viele Deutsche bewegen, das Kreuz zu nehmen.

Kein allgemeiner Oberanführer trat an die Spitze der sich in den verschiedenen Ländern rüstenden Schaaren. Jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen, und durch Reichthum und Ansehen ein Heer zu führen im Stande war, sammelte für sich die Kreuzbrüder, die unter seinem Panier streiten wollten. Unter ihnen ragte besonders hervor Gottfried von Bouillon, der Schwestersohn Gozelo's des Buckligen, Herzogs von Niederlothringen, dessen Güter er ererbt, und dessen Herzogthum er gleichfalls späterhin vom Kaiser Heinrich IV. erhalten hatte. Wie er sich im Kampfe für diesen hervorgethan, ist oben (S. 326.) erzählt. So berühmt er seiner Tapferkeit wegen war, so beliebt war er wegen seiner Rechtschaffenheit, Leutseligkeit und Frömmigkeit. Mit ihm nahmen seine Brü-

der, Eustach und Balduin, das Kreuz. Die übrigen Fürsten waren: der oben schon genannte Graf Raimund IV. von Toulouse, ein alter Krieger, der sein Vaterland für immer aufgab, um seine letzten Tage einzig dem Dienste des heiligen Grabes zu widmen; Herzog Robert von der Normandie (der Sohn Wilhelms des Eroberers, und Bruder des damaligen Königs von England, Wilhelms des Rothen), welcher der beständigen Empörungen und der Widerspenstigkeit seiner Baronen müde, an der Spitze vieler Pilger ins heilige Land zog; Graf Robert von Flandern, ein tapferer, kühner Ritter, dem sein großer Reichthum erlaubte, unvermögende Kreuzfahrer zu unterstützen; Hugo, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich; Stephan, Graf von Blois; und endlich nahmen auch Boemund, Fürst zu Tarent, seinem Vater Robert Guiscard an Tapferkeit, Kriegsgeschick und Verschlagenheit ähnlich, und sein Vetter Tancred, ein kühner, trefflich gesinnter Ritter, an dem Zuge Theil. Manche dieser Herren, z. B. Raimund, Gottfried, Balduin und Tancred, weihten ihr Leben diesem heiligen Kriege, und hofften, dort in dem eroberten Lande neue Reiche zu gründen. Gottfried und mehrere Andere verkauften oder verpfändeten daher einen Theil ihrer Besitzungen im Abendlande. Dasselbe thaten viele Ritter und Gemeine.

Weislich faßte man den Beschluß, daß nicht Alle denselben Weg ziehen sollten, damit nicht das viele Volk Einem Lande beschwerlich falle; Constantinopel sollte der allgemeine Sammelplatz der verschiedenen Heere seyn. Indem nun die Fürsten rüsteten, dünkte die zum Aufbruch festgesetzte Zeit, nach vollbrachter Ernte, Vielen schon zu lang. Peter von Amiens erschien schon im Frühjahr mit einem Heere ohne regelmäßige Waffen, ohne Geld, selbst

ohne Reiterei, welches theils aus Leibeigenen, theils aus solchen Pilgern bestand, die von den Fürsten abgewiesen waren. Zu ihm gesellte sich ein Französischer Ritter, Walther, den die Übrigen zum Scherz wegen seiner Dürftigkeit Walther Habenichts (Senzaveir) nannten. Aber seine Schaaren waren ganz dem Heere Peters gleich. Sie zählten funfzehntausend Mann zu Fuß und nur acht Reiter. Schon in Köln trennte sich Walther von Peter, und führte die Seinen durch Deutschland und Ungern ohne beträchtliche Unfälle. Als sie nun aber zu den Bulgaren kamen, und ihnen dort der Verkauf von Lebensmitteln verweigert ward, griffen sie Belgrad an, und plünderten und raubten im Lande, bis die erbitterten Bulgaren in großen Schaaren über sie herfielen und Viele erschlugen. Walther überließ die zügellosen Plünderer ihrem Schicksal und zog nur mit den Auserlesensten weiter, bis in die Gegend von Constantinopel, wo der Griechische Kaiser Alexius Comnenus (oben S. 205.) sich ihrer noch erbarmte. Peter erfuhr nicht geringeres Ungemach, ehe er mit seinem Nachtrab, der zu vierzigtausend Mann angewachsen war, bis dahin gelangte. Auch er kam glücklich bis an die Grenze von Ungern, da entstand Argwohn und Haß gegen die Einwohner, Semlin ward von den Pilgern erstürmt und viertausend seiner Einwohner erschlagen. Dagegen erlitt Peter bei Nissa großen Verlust an Menschen und Gepäck, und büßte alle seine Wagen ein. So vereinigte er sich endlich, kaum dem Hunger entronnen, in einer höchst bejammernswürdigen Verfassung, mit dem Ritter Walther, trat dann den Kaiser Alexius selbst an, und bat ihn um Lebensmittel und andere Unterstützung für sein Heer. Diese gewährte der Kaiser, und rieth Peter zugleich, bis zur Ankunft der größeren Heere in Europa zu verweilen, weil

er zu schwach zum Kampfe gegen die Türken sey. Aber die Pilger achteten dieser Vorstellungen nicht, sondern baten so dringend um Schiffe, daß sie ihnen geliefert wurden. Damit setzten denn Peter und Walther mit ihren Schaaren zu ihrem Verderben nach Bithynien über, denn dort geriethen sie unter einander selbst in Zwist, und fielen bei ihren Plünderungen truppweise in die Hände der Türken, die das ganze Heer erschlugen, bis auf dreitausend Mann, die sich nach Constantinopel retteten. Peter war schon früher dorthin zurückgekehrt, Walther hatte in einem Treffen seinen Tod gefunden.

Ein drittes Heer von ungefähr funfzehntausend Mann, von einem Deutschen Presbyter Gottschalk aus den Rheingegenden angeführt, viel roher und lasterhafter, als Peters Schaaren, fand schon in Ungern, seiner frechen Räubereien wegen, den Untergang. Aber alle früher ausgezogenen Haufen übertraf an Aberglauben und Abscheulichkeit ein vierter aus Frankreich ausziehender Schwarm. Dieses saubere Gesindel ließ eine Gans und eine Ziege vor sich hertreiben, die es als vom Geiste Gottes beseelt verehrte, und die seine Führer nach dem heiligen Lande seyn sollten. Den Begriff der Feinde Christi, gegen welche sie streiten sollten, dehnten sie auch auf die Juden aus, und fielen, theils von blindem Religionseifer, theils von Habsucht getrieben, über diese her, ermordeten sie aufs grausamste und plünderten ihre Güter. Dieses Schicksal erfuhren die Juden besonders in den Rheinstädten. In Mainz stieß zu diesen Schaaren noch Graf Emico mit einem unzählbaren Heere von gleicher Gesinnung, welches von seinem Führer oft noch zu Gräuelthaten ermuntert wurde. Auch diese vereinigten Heeresmassen wurden in Ungern sämmtlich niedergehauen oder zur Flucht gezwungen.

So waren nun bis zum Anfange des Sommers, ehe noch einer der Fürsten sich geregt hatte, nach der mäßigsten Berechnung gegen zweimal hunderttausend Menschen aus Frankreich und Deutschland ausgezogen, und hatten, ohne das heilige Land nur gesehen zu haben, schon auf dem Wege ihr Grab gefunden. Nun erst, und zwar zur bestimmten Zeit, um die Mitte des August 1096, brach Gottfried von Bouillon auf, mit achtzigtausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern. Seine zwei Brüder und viele Grafen, Ritter, Bischöfe und andere Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutschland, öffnete sich den Weg durch Ungern mit Güte, indem er Bündnisse machte und Geiseln gab, und langte ohne Störung in Thracien an. In Philippopolis erhielt er die Nachricht, daß Graf Hugo von Vermandois, der durch Italien gezogen war, an der Griechischen Küste Schiffbruch gelitten, und sich nur mit weniger Mannschaft gerettet habe, jetzt aber, obschon er dem Kaiser zu Constantinopel den geforderten Lehnseid geleistet, fast wie ein Gefangener gehalten werde. Alexius Comnenus nämlich erschrak vor den mächtigen Heeren, die sich jetzt über sein Reich ergossen; die Griechische Staatskunst hielt eine solche Hülfe wider die Türken für allzugefährlich, und fürchtete, die tapferen Abendländer möchten die Schwäche des Reiches, die Unzulänglichkeit seiner Vertheidigungsmittel erkennen, und dem lockenden Reize, sich der leichten Beute zu bemächtigen bevor sie gegen die Türken zögen, nicht widerstehen. Dagegen glaubte Alexius sich am besten zu sichern, wenn er die Führer der Wallbrüder, ehe ein solcher Plan in ihnen reifen könne, zur Vasallentreue verpflichte. Was ihm an Kraft abging, sollte Schlauheit ersetzen, aber die betrügliche Hinterlist, die er

sich erlaubte, die feindseligen Absichten, die er gegen die Pilger hegte und übel verbarg, hätten das Unglück, dem er entgehen wollte, mehr befördert als verhindert, wenn die Abendländer einiger oder weniger eifrig gewesen wären, zu ihrem Ziele zu gelangen. Als Gottfried Hugo's Befreiung durch Vorstellungen nicht erlangen konnte, brauchte er Gewalt, und ließ das Land verheeren. Da erschraken die Griechen und boten die Hand zur Versöhnung. Gottfried, der den Frieden wünschte, ließ sich bewegen, nach Constantinopel zu kommen, und ebenfalls den Lehnseid zu schwören. Zugleich erhielt Alexius die geforderte Versicherung, daß er alle die Städte wiedererhalten sollte, die vor der Türken Ankunft ihm gehört hatten, sobald man sie erobert haben würde.

Als Gottfried mit den Seinen in Folge dieser friedlichen Verträge schon nach Asien hinübergeschifft war, kam Boemund mit den Italienischen Normannen. Die Absichten dieses ländersüchtigen Fürsten fürchtete Alexius am meisten und mit Recht; Boemund hatte bei dem Kriege seines Vaters in Griechenland eine wichtige Rolle gespielt, und es schien nur eine Fortsetzung jener kühnen Pläne, wenn er es jetzt unternahm, das Byzantinische Reich zu erobern. Auch hatte er in der That Gottfried dafür zu gewinnen gesucht, aber sein Vorschlag in der größern Seele des Herzogs keinen Eingang gefunden; ja es gelang diesem, Boemunds Haß zu beschwichtigen, und ihn zur Eidesleistung zu bewegen. Dasselbe geschah von den später ankommenden Führern. Nur Raimund von Toulouse verstand sich zu keinem andern Eide, als dem, gegen des Kaisers Leben und Ehre nichts zu unternehmen. Dennoch blieb gerade er in der Folge mit den Griechen in den besten Verhältnissen.

Im Mai 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen, auch Peter stellte sich wieder ein. Bei der Musterung des gesammten unabsehlichen Kreuzheeres fand man über hunderttausend wohlgerüstete Reiter, größtentheils vom Ritterstande, und dreimal hunderttausend auserlesene Streiter zu Fuß. Rechnet man das ungeheure Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten ꝛc. mit, so betrug die gesammte Volkszahl gegen sechsmal hunderttausend Seelen. Einen allgemeinen Anführer über dieses Heer wählte man auch hier nicht; ein jeder Fürst befehligte seinen Haufen, und es zeigten sich leider schon früh unter den verschiedenen Völkern die gewöhnlichen Reibungen der Eifersucht und des Nationalstolzes.

Die Kreuzritter fanden an den Seldschucken ein eben so tapferes als verschlagenes Volk, das ihnen jeden Fußbreit Landes streitig machte. Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung von Nicäa. Kilidsch Arslan, der Beherrscher dieser Stadt, befand sich nicht in ihren Ringmauern; er hoffte, das einschließende Heer von außen überfallen und vernichten zu können, wurde aber in die Flucht getrieben. So große Schwierigkeiten die Lage und Festigkeit der Stadt den Kreuzfahrern auch entgegenstellten, sie schien ihren tapferen Anstrengungen zuletzt dennoch erliegen zu müssen, als die hinterlistigen Griechen Mittel fanden, mit den Einwohnern Unterhandlungen anzuknüpfen, vermöge deren die Stadt dem Kaiser Alexius übergeben werden sollte. Wie erstaunten die Pilger, plötzlich die Fahnen der Griechen, die heimlich eingelassen worden waren, von den Mauern wehen zu sehen! So groß ihr Verdruß auch war, sie mußten geschehen lassen, was jetzt, ohne die heftigsten Spaltungen zu erregen, nicht mehr zu ändern stand. Sie zogen weiter, in zwei Abtheilungen

getrennt, und eine derselben stieß bei Dorylåum auf ein Heer von hundert und funfzigtausend Türken, welches Kilidsch Arslan versammelt hatte. Die Christen griffen an, und glaubten in der Flucht der Feinde schon des Sieges gewiß zu seyn, denn sie kannten die Kriegsweise der Türken noch nicht, die, wie alle jene aus dem hohen Asien stammenden Reitervölker, durch verstellte Flucht ihre Gegner lockten, und die Ermüdeten dann oft zu unausweichlichem Verderben umstellten: die Fechtart, mit der einst das denselben Wohnsitzen, derselben nomadischen Lebensweise entsprossene Parthervolk den unbezwinglich geachteten Herren Roms so furchtbar wurde (vgl. Th. III. S. 191.). Diesem Kampfe erlagen die Christen; sie hatten sich schon völlig aufgelöſ't und auf die Flucht begeben, als Herzog Gottfried an der Spitze der andern Abtheilung zur glücklichen Stunde herbeieilte, und die Schlacht wieder zum Vortheil der Christen lenkte.

Die Kreuzfahrer verfolgten nach diesem theuer errungenen Siege, der ihnen Achtung vor der Tapferkeit der Türken eingeflößt hatte, ihren Weg. In Phrygien, einem ohnehin unfruchtbaren Lande, waren alle Vorräthe fortgeschafft worden; Mangel und unerträgliche Sonnengluth stellten die Geduld der Christen auf harte Proben. Schlimmere Folgen drohte die gestörte Einigkeit, da Tancred und Balduin um den Besitz der Stadt Mamistra in blutige Fehde geriethen. Balduin, den Härte und Stolz eben so verhaßt machten, als Tancred wegen seiner Milde geliebt ward, verließ unzufrieden das große Heer, und wandte sich gegen den Euphrat, wo er ungestört Erwerbungen zu machen hoffte. Wirklich gelang es ihm, Edessa zu gewinnen, und hier, der erste unter den Kreuzfahrern, eine Herrschaft zu gründen.

Alle übrigen Kreuzfahrer versammelten sich indeß vor Antiochien, dessen Besitz eben so wichtig war, als seine Lage und Festigkeit die Eroberung schwierig machten. Vor einem Angriff auf die starken Mauern schreckten die Pilger bei der damaligen Kindheit der Belagerungskunst zurück, und begnügten sich mit einer nicht einmal vollständigen Umlagerung. Monate waren unter unentscheidenden Gefechten vergangen, als der Leichtsinn, mit dem man die reichen Vorräthe der ergiebigen Gegend bis jetzt vergeudet hatte, einen furchtbaren Mangel herbeiführte. Die Preise stiegen zu einer unerhörten Höhe; Ärmere nährten sich von Leder, Baumrinde und noch widrigeren Dingen oder starben Hungers; von siebzigtausend Pferden waren nur noch zweitausend, die nicht umgekommen oder verzehrt worden waren. Viele Kreuzfahrer erkrankten und starben, andere, deren Muth durch so große Noth besiegt war, verließen das Lager; unter ihnen selbst der erste Urheber der ganzen Unternehmung, Peter, der indeß auf der Flucht ertappt und wieder zurückgeführt wurde. Doch blieben die Fürsten standhaft, und beschlossen in der Belagerung auszuharren. Ein Sieg über einen heranrückenden Türkischen Heerhaufen und eine Genuesische Flotte, welche neue Pilger und Lebensmittel herbeiführte, belohnten diesen Vorsatz und fachten den erloschenen Muth von neuem an. Als der Frühling herankam, machte hinreichende Zufuhr dem Mangel ein Ende, und die Krankheiten ließen nach. Aber noch immer war man in der Belagerung der Stadt nicht weiter gediehen, und nun lief die Kunde ein, Korboga, Fürst von Mosul, mit dem sich viele andere Saracenische Häuptlinge verbunden hatten, nahe an der Spitze eines Heeres von zweimal hunderttausend Bewaffneten. Zum großen Glücke für die Belagerer hatte diese Macht drei Wochen

mit einer vergeblichen Einschließung Edessa's nutzlos verschwendet. Als das Gerücht von dem Anmarsche der Türken erscholl, wurde Graf Stephan von Blois von solcher Furcht ergriffen, daß er mit viertausend der Seinigen davon ging und nie wiederkehrte. Die Furcht, daß dieses böse Beispiel die schädlichsten Folgen haben könne, bewog die Fürsten jetzt, auf einen Vorschlag Boemunds zu hören, dem sie sonst wol schwerlich beigepflichtet haben würden. Es hatte Boemund nämlich mit einem Renegaten Pyrrhus, dem ein sehr wichtiger Thurm in Antiochien anvertraut war, Unterhandlungen gepflogen, und dieser sich anheischig gemacht, ihm die Stadt zu verrathen. Jetzt, wo die Häupter der Kreuzfahrer in der größten Rathlosigkeit waren, sprach Boemund zu ihnen: „ich weiß einen Mann in der Stadt, der uns den festesten Thurm übergeben will, wenn ihr ihm große Geschenke und Freiheiten bewilligt, mir aber und meinen Nachkommen den Besitz Antiochiens ausschließlich überlasset.“ Die Größe der Gefahr ließ kein eifersüchtiges Bedenken aufkommen, und Boemunds Forderung ward bewilliget. Alles geschah wie es verabredet war, in einer Nacht erstiegen die Christen den Thurm auf einer Strickleiter, die Pyrrhus selbst befestigte; die Eingelassenen eröffneten sodann ein Thor zum Eingang für die Übrigen, und am Morgen erblickten die bestürzten Einwohner die blutrothen Paniere der Christen auf den Mauern. Ein furchtbares Gemetzel begann; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont, zehntausend sollen unter dem Mordschwerte gefallen seyn. So kam Antiochien, nachdem es eine Belagerung von neun Monaten (bis zum 3. Junius 1098) erduldet hatte, in die Hände der Christen.

Es war den Kreuzfahrern bestimmt, alle Drangsale,

unter denen sie vor Antiochien geseufzt hatten, innerhalb der Ringmauern desselben zum zweiten Male und in noch höherem Grade zu erleben. Noch hielt sich in der festen Burg eine Besatzung und drohte mit gefährlichen Ausfällen, und schon am dritten Tage nach der Einnahme erschienen Korboga's zahllose Schaaren und umlagerten die Stadt, in der sich bald eine schreckliche Hungersnoth einstellte. Ihre Wirkungen waren furchtbar; keine Sitte ward mehr geachtet, jede Ordnung lös'te sich auf. Viele aus dem Volke, ja selbst unter den Vornehmen und Angesehenen, ergriff ein so banger Schrecken, daß sie sich zur Nachtzeit an Stricken von der Mauer herabließen (wovon sie den Schimpfnamen Strickläufer davontrugen) und entflohen, oder gar zu den Türken übergingen und ihren Glauben abschworen. Als nun die Meisten wie in dumpfer Verzweiflung Rettung schon für unmöglich hielten, erschien ein Geistlicher Namens Petrus Bartholomäus vor dem Grafen Raimund, und erzählte, der Apostel Andreas sey ihm viermal im Traume erschienen, und habe ihm gezeigt, wo in der Kirche des Apostels Petrus die Lanze verborgen sey, mit welcher die Seite des Heilandes durchstochen worden, auch befohlen, dies den Fürsten zu verkünden. Graf Raimund mochte bedenken, welche Begeisterung in dem Volke erwachen könne, wenn es ein sichtbares Zeichen des göttlichen Beistandes zu sehen glaube, und gab den Befehl, daß nachgegraben werden solle. Wirklich brachte Petrus eine Lanze aus der Tiefe, und als die Pilger sie erblickten, zeigten sie sich von einem Muthe beseelt, den die Fürsten nicht verrauchen zu lassen, sondern zu einem kühnen Unternehmen zu benutzen beschlossen. Obschon man nicht mehr als dreihundert taugliche Pferde in der Stadt fand, obschon selbst Herzog Gottfried und Graf

Robert von Flandern Pferde leihen mußten, und die geringeren Pilger vom Hunger abgezehrt und halb nackt waren, wurde der Ausfall gewagt. Als Korboga vernahm, daß die Christen ausrückten, blieb er ruhig beim Schachspiel sitzen und spottete der Bethörten, von denen keiner seinem Schwerte entgehen solle. Aber noch ehe der Tag endete, war der Übermüthige auf eiliger Flucht zum Euphrat begriffen, sein Heer zerstreut oder erschlagen. So viel hatte in den Christen der lebendige Glaube an Gottes unmittelbaren Beistand vermocht.

Antiochien war nun gesichert, doch erhob sich Zwist um den Besitz desselben, da Graf Raimund jener von den Fürsten gegen Boemund eingegangenen Verpflichtung nicht beigestimmt hatte, und die Stadt dem geleisteten Eide gemäß an den Griechischen Kaiser zurückgeliefert wissen wollte. Ja es wäre wol zur blutigen Entscheidung gekommen, wenn das laute Murren des Volkes, welches die Pilgerung nach Jerusalem brennend begehrte, die Hadernden nicht zurückgehalten hätte. „Wenn die Fürsten, so drohte es, Gottes Sache noch länger ihren Angelegenheiten nachsetzen würden, würde es die Stadt, die Ursache des Zwistes, zerstören, und sich selbst einen Heerführer wählen, der es nach Jerusalem führe." Darüber erschraken die Fürsten, und ein Theil des Heeres brach auf. Aber auch auf dem fernern Wege fanden die Zwistigkeiten stets neue Nahrung. Im Mai 1099 ging der Zug zwischen dem Libanon und der Seeküste, von der die Pilger zuweilen durch Schiffe Zufuhr erhielten, fort, und kam so den 6. Junius 1099 über Ramla und Emaus auf eine Anhöhe, von der man Jerusalem gerade vor sich liegen sah. Freudenthränen stürzten den abgezehrten Kriegern bei diesem Anblick aus den Augen; sie fielen alle auf die Knie, und erhuben Lobge-

fänge; alle bisher ausgestandenen Leiden waren um dieses Preises willen vergessen.

Kurz vorher hatte Jerusalem seinen Herrn gewechselt. Die Orthokiden waren von den Ägyptern aus der Stadt vertrieben worden. Dies war für die Kreuzfahrer in so fern günstig, als die Seldschuckischen Fürsten, ohnehin unter sich nicht einig, nun nichts für den Entsatz einer Stadt thaten, die sich in den Händen der von ihnen als die Häupter einer Ketzerpartei gehaßten Ägyptischen Chalifen (oben S. 195.) befand; ja sie freuten sich, daß es diesen entrissen werden sollte. Indeß war die Stadt bei ihrer sehr festen Lage nicht so leicht eingenommen. Es lag eine Besatzung von vierzigtausend Mann darin, während die Kreuzfahrer, welche sie erobern wollten, nur zwanzigtausend Fußgänger und ein tausend und fünfhundert Reiter zählten, und gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich führten. Aber jetzt machte der zurückgekehrte Religionseifer auch den noch kleinen Haufen unbezwinglich, und das Feldgeschrei: Gott will es haben! begeisterte sie vor den Thoren Jerusalems eben so feurig, als vor drei Jahren auf dem Felde vor Clermont. Viele Kreuzfahrer zerstreuten sich, um Lebensmittel und die in der holzarmen Gegend sehr seltenen Bäume zur Erbauung der Kriegsmaschinen und Sturmleitern zusammen zu suchen. Diese fand man in einem Gehölz nahe bei Bethlehem, und fertigte in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art daraus. Schlimmer war ein furchtbarer Wassermangel. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten versteckte Saracenen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkauft werden. Oft erhuben die Christen unter einander selbst blutige Streitigkeiten darum. Ganze Heerden der Lastthiere starben vor Durst, und ihre faulenden Körper

verpesteten die Luft. Der Hunger vor Antiochia schien den Kreuzfahrern weniger schrecklich als dieser Durst vor der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers, und bald gesellte sich zu dieser Noth auch Mangel an Lebensmitteln. In dieser äußersten Bedrängniß erschien eine Genuesische Flotte im Hafen von Joppe, und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und treffliche Zimmerleute zum Bau des Belagerungszeuges, welcher dadurch nicht wenig gefördert ward. Da man nun durch einen gefangenen Boten erfuhr, daß in vierzehn Tagen ein großes Ägyptisches Heer zum Entsatz Jerusalems herankommen werde, so wurde am 14. Julius ein allgemeiner Sturm gewagt, aber von den Belagerten muthig zurückgeschlagen. Am folgenden Tage wurden die Mauern mit erneuerter Heftigkeit angegriffen, die äußere gewonnen, die innere aus dem Belagerungsthurme Herzog Gottfrieds von diesem und seinen Begleitern zuerst betreten. Die Herabgestiegenen öffneten sogleich ein Thor, und mit dem Geschrei „Gott hilf! Gott will es!" drangen die Wallbrüder in die Stadt, durch deren Straßen die Ungläubigen in herber Todesangst flohen. Nicht die Rache allein, auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwert zu führen, machte die Sieger zu reißenden Tigern. Ein Blutbad, wie es Karthago kaum gesehen, erhob sich hier. Viele, nicht zufrieden das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, tödteten sie unter Martern. In Omars Moschee, wo Tausende von Saracenen Sicherheit gesucht hatten, metzelte man, bis das Blut die Treppe hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname die Sieger betäubte und forttrieb. Die Beute, die man dort fand, war unermeßlich. Dann wurden die Juden in ihre Synagoge getrieben und mit ihr verbrannt. In einzelne kleine Horden getheilt, stürzten

sich die Pilger durch die Straßen. Kein Haus blieb unerbrochen; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Von vierzig- oder gar siebzigtausend Einwohnern Jerusalems blieben nicht so viele am Leben, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Nur die kleine Besatzung einer Burg, der Thurm Davids genannt, erhielt vom Grafen Raimund freien Abzug. Und dieselben Menschen, welche alle diese Gräuel verübt, zogen, nachdem sie sich vom Blute der Erschlagenen gereinigt, zur Auferstehungskirche, warfen sich mit inbrünstiger Andacht betend an der heiligen Stätte nieder, und dankten Gott mit Freudenthränen und Lobgesängen. Aber auch jene furchtbaren Leichenhaufen dünkten Vielen ein Gott wohlgefälliges Opfer. So nahe berühren sich oft das Gute und Böse im Menschen, und so leicht kann selbst aus den heiligsten Gefühlen das Teuflische emporkeimen, wenn der Mensch nicht trachtet, es in den betrüglichen Gestalten, unter welchen es sich einzuschleichen sucht, zu erkennen und abzuwehren.

Aber obgleich das große Ziel nun erreicht war, so hatten doch die Kreuzfahrer noch alles zu fürchten von den ihnen im Rücken liegenden Seldschucken und von dem Chalifen von Ägypten, ja von der Zwietracht ihrer eigenen Häupter. Darum wurden die Fürsten bald darüber einig, daß Einem von ihnen als Könige die Beschirmung und Verwaltung von Jerusalem anzuvertrauen sey. Die Wahl fiel nach manchen Berathschlagungen auf Gottfried von Bouillon. Dieser, vermöge seiner innern Größe und seiner ruhigen Selbständigkeit, war würdig, König zu seyn. Doch weigerte sich sein bescheidener Sinn, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe; er lehnte den königlichen Titel

ab, und schrieb sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Es hat sich eine Sammlung von „Satzungen und Gewohnheiten" (Assises et bons Usages) des neuen Reiches erhalten, welche die Sage Gottfried zuschreibt, die aber ohne Zweifel allmählig entstanden ist. Diese Gesetze sind den damaligen Europäischen nachgebildet, ihre Grundlage ist folglich das Lehnswesen.

Dem neuen Staate von Jerusalem drohte unmittelbar nach seinem Entstehen eine große Gefahr, denn schon im August 1099 nahte sich ein Ägyptisches Heer, nach den geringsten Angaben hundert und vierzigtausend Mann stark, um das verlorne Land wieder zu gewinnen. Kaum den siebenten Theil dieser Macht vermochte ihr Gottfried entgegenzustellen, dennoch errang seine Tapferkeit und Klugheit den Sieg in der Schlacht bei Askalon. Leider starb der treffliche Mann schon den 18. Jul. 1100, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin, der davon zuerst den königlichen Titel annahm.

---

## 4. Kaiser Heinrichs IV. letzte Regierungsjahre.

(1085—1106.)

Mit dem Tode Gregors VII., seines großen Gegners, endeten Heinrichs Kämpfe und Leiden noch nicht. Auch nachdem Otto von Nordheim, der gefährlichste und verschlagenste Feind des Kaisers, gestorben war (1083), dauerte in Deutschland der Krieg fort, und erhielt neue Nahrung, als Heinrich aus Italien zurückkehrte, und mit unermüdeter Kraft und Thätigkeit seine Feinde bekämpfte. Unter abwechselndem Kriegsglücke wurde das Land furchtbar ver-

wüstet, und die Nation, dieser Zerrüttung aller Verhältnisse herzlich müde, seufzte nach Frieden. Endlich legte der Gegenkönig Hermann von Luxemburg — so unbedeutend und machtlos, daß er einem Schutzflehenden einst erwiederte: er könne ihm so wenig als sich selber helfen — die Krone freiwillig nieder (1088), und um dieselbe Zeit kam bei einem Auflaufe in Goslar Bischof Burchard von Halberstadt um, der thätigste und unversöhnlichste Feind des Kaisers in Sachsen. Noch ließ sich der ehrgeizige Markgraf Ekbert II. von Thüringen nach der Herrschaft gelüsten, konnte aber den alten Eifer wider Heinrich nicht mehr entzünden, und ward 1090 in einer Mühle unweit Braunschweig erschlagen. Nun waren die Sachsen mit Heinrich ausgesöhnt, Franken und beide Lothringen ihm ganz zugethan, nur Herzog Welf von Baiern war noch wider ihn, und Schwaben getheilt. So hätte ein allgemeiner Friede in Deutschland leicht zu Stande kommen können, wenn Heinrich nur seinen Gegenpapst aufgegeben hätte. Da er dies aber nicht wollte, oder aus Rücksicht auf seine Partei nicht konnte, so setzten die von den Cardinälen erwählten Päpste Gregors Krieg wider ihn fort. Victor III., der Diesem zunächst folgte, starb nach einem kurzen Pontificate (1087); Urban II., den die Cardinäle nunmehr erhoben, ein geistvoller, unternehmender Mann, kam mit Hülfe der Normannischen und Mathildischen Partei wider nach Rom, obschon sich auch der Gegenpapst Clemens III. noch in einem Theile der Stadt behauptete. Aber Urban erreichte bald noch weit mehr. Er brachte eine Heirath zwischen der Markgräfin Mathilde, jener eifrigen und mächtigen Freundin des Römischen Stuhles, und dem jungen Welf, dem Sohne des Herzogs von Baiern, zu Stande. Dadurch wurde auch der Vater fester an die Kirche gekettet,

und dem Kaiser in Italien ein neuer Krieg erregt. Heinrich sah sich daher genöthiget zum dritten Male in dies Land zu ziehen (1090), und focht nicht unglücklich, aber während er auf kurze Zeit das Land verließ, empörte sich dort sein eigener Sohn, der schon 1087 zu Aachen gekrönte König Konrad, wider ihn. Dazu vermochte den sonst milden und wohlwollenden jungen Mann die Überredung Mathildens und der päpstlichen Partei; der Erzbischof Anselm von Mailand krönte ihn 1093 zu Monza zum König von Italien; der Sicilische Graf Roger gab ihm seine Tochter zur Ehe. Der Vaters Schmerz war grenzenlos. Seine Gegner erhielten neue Stärke, Urban zog nach Rom, und Clemens mußte zum Kaiser flüchten. Zum Glück für den hart Bedrängten entzweiten sich jetzt seine Feinde. Welf ward inne, daß seine Gemahlin den Vortheil der Römischen Kirche weit mehr fördere, als seinen eigenen; trennte sich deswegen von ihr, und beide Welfen, Vater und Sohn, vertrugen sich mit dem Kaiser, und strebten ihm auch in Deutschland Freunde zu gewinnen. Dorthin zog Heinrich nach siebenjähriger Abwesenheit, und gewann fast alle seine Gegner, so daß Deutschland endlich als beruhigt zu betrachten war. Konrad starb in Italien in der Blüthe seiner Jahre (1101).

Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens, wünschte der Kaiser, sich mit der Kirche auszusöhnen, aber Paschalis II., des 1099 gestorbenen Urban Nachfolger, mochte Heinrichs Anerbietungen nicht trauen, und der verderbliche Zwist dauerte fort; ja der Kaiser mußte erleben, daß auch sein zweiter Sohn Heinrich wider ihn aufstand, obschon er bei seiner Wahl zum Römischen König, an des aufrührerischen Konrad Stelle, einen ausdrücklichen Eid hatte schwören müssen, sich bei

seines Vaters Leben der Regierung auf keine Weise anzumaßen. Aufgereizt wurde er von den Bairischen Großen, die dem Kaiser von neuem zürnten, weil er die Ermordung eines der Angesehensten aus ihrer Mitte, des Grafen Sighard, nicht verhindert, noch gerächt hatte. Ein Gleiches thaten leichtsinnige und bösartige Begleiter des jungen Königs, die Genossen seiner Vergnügungen, und alte Feinde des Kaisers, die der Kirche streng ergeben waren. So wurde der Ehrgeiz in dem Könige geweckt, und so jung er war, hatte er doch schon gelernt, ihn heuchlerisch zu verstecken. Er betheuerte auf einem Reichstage zu Nordhausen, wo sich seine Anhänger versammelten (im Mai 1105), daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zu der schuldigen Unterwürfigkeit unter den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zurückzubringen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg. Der unglückliche alte Kaiser mußte von neuem die Treulosigkeit seiner Vasallen erfahren; als es bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich plötzlich von den meisten Fürsten verlassen, und mußte nun im Reiche Hülfe suchend umherirren. Endlich kam er an den Rhein, wo es ihm gelang, ein neues Heer zu sammeln. Diese Macht fürchtete König Heinrich; sein Gemüth war von dem Glanze der Herrschaft schon so bethört, von ihren Lockungen schon so umstrickt, daß er auch den schmählichsten Verrath nicht scheute, sich in Besitz derselben zu setzen. Er ließ daher den Vater zu einer Zusammenkunft auffordern. Als dieser den Sohn, der ihm solches gethan, erblickte, überwältigte ihn das zerreißendste Gefühl, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen gestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht,

daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich heuchelte Rührung, versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Versöhnung mit der Kirche; zu dem Ende solle dieser ihm nach Mainz folgen, vorher aber seine Mannen entlassen, die dorthin nicht mit ihm ziehen könnten. Der Kaiser glaubte den Eidschwüren, mit welchen sich der Sohn für seine Sicherheit verpfändete; er glaubte ihnen selbst noch, als der König ihn unter dem Vorwande, daß der Erzbischof von Mainz keinen Gebannten aufnehmen wolle, bis zur ausgemachten Sache nach Beckelheim (einer Burg bei Kreuznach) ziehen hieß. Kaum aber war er dort angelangt, so gewahrte er den schändlichsten Betrug. Er wurde als Gefangener behandelt, und mit ausgesuchter Härte. Dann brachte man ihn nach Ingelheim, und zwang ihn dort, dem Reiche zu entsagen. Und doch erhielt der bejammernswerthe Fürst nicht einmal die Lösung vom Banne, um die er den päpstlichen Legaten flehentlich bat, noch seine Freiheit, als Preis der Abtretung; er fürchtete noch Schlimmeres, entfloh, und wandte sich nach Lüttich. Unerwartet fand er in dem Herzog Heinrich von Niederlothringen einen Freund und tüchtigen Beschützer, der den an der Spitze eines Heeres nachdrängenden König zurückschlug. Auch Köln leistete diesem so tapfern Widerstand, daß er die Belagerung der wichtigen Stadt nach großem Verlust wieder aufheben mußte. Eine Schlacht zwischen Vater und Sohn schien unvermeidlich, und der König rückte schon dazu heran, als er die erwünschte Kunde erhielt, daß sein Vater, so vielem Gram erliegend, zu Lüttich gestorben sey (7. Aug. 1106). Der getreue Bischof Otbert von Lüttich ließ ihn in der Kirche des heiligen Lambert feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen, allein er mußte, auf Befehl

des Königs und der anderen Bischöfe die Leiche wieder ausgraben, und unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas hinstellen lassen, bis der Papst den Kirchenbann aufgehoben haben würde. Hier sang ein mitleidiger Mönch aus Jerusalem, aus eigenem Antriebe, Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ hierauf den Leichnam nach Speier bringen. Das Volk daselbst empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, denn der Verstorbene hatte sich um diese Stadt sehr verdient gemacht. Man setzte ihn in der Marienkirche bei, die er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der päpstliche Bischof allen Gottesdienst, und ruhte nicht eher, als bis man den Sarg wieder heraufgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde; dann erst ward der Bann aufgehoben, und der Leichnam mit Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt. Aber selbst in neueren Zeiten störten Räuber seine Ruhe. Es waren Franzosen, welche 1689 auf ihre gewöhnliche Art in Speier hauseten, und selbst die stillen Gräber der Fränkischen Kaiser nicht verschonten.

Dies war der Ausgang Kaiser Heinrichs IV. Wie groß auch die Verirrungen und Sünden seiner Jugend gewesen, wie hart man auch den Mangel an Festigkeit anklagen möge, der ihn und das Reich in unnennbare Verwirrungen gestürzt; die Schläge, mit welchen ihn das Unglück verfolgte, sind so hart, daß man dennoch mit dem Gefühle des Mitleids und Bedauerns von ihm scheidet. Großmuth auch gegen Widersacher, Wohlthätigkeit, Milde und Tapferkeit bei schönem ritterlichen Anstand und einem königlichen Wuchse, rühmten ihm selbst seine Feinde nach.

---

## 5. Kaiser Heinrich V.

(1106—1125.)

Als Papst Paschalis II. die Empörung Heinrichs gegen seinen Vater unterstützte, war er der gewissen Hoffnung, an einem durch ihn erhobenen Herrscher auch einen willfährigen Diener der Römischen Kirche zu finden, aber er hatte sich verrechnet. Heinrich hatte die Schande des Betruges und heuchlerischer Hinterlist gegen den eigenen Vater auf sich geladen, um die Krone zu erwerben, aber die erlangte Herrschaft wollte er nicht erniedrigen, noch an Rom für die Dienste verrathen, die es ihm geleistet. Es war sogar seine Absicht, den Papst nach Deutschland zu locken, und wirklich war dieser schon auf der Reise begriffen, als er noch zeitig genug merkte, worauf es abgesehen sey, daher vom Wege ablenkte und sich nach Frankreich begab. Hier erschienen Abgeordnete Heinrichs, der nun die Maske ablegte, vor ihm, und verlangten die Einwilligung des Papstes zu dem alten kaiserlichen Investiturrechte. Als Paschalis dies in den strengsten Ausdrücken verweigerte, entfernten sich die Deutschen Gesandten mit den Worten: „nicht hier, sondern in Rom wird der Streit mit dem Schwerte entschieden werden."

Diese Drohung zu erfüllen, ward Heinrich in den nächsten Jahren durch Kriegszüge gegen den Grafen Robert von Flandern, gegen Böhmen und Ungern, noch abgehalten. Aber im Jahre 1110 unternahm er seinen Römerzug mit einem zahlreichen Heere, welches auf zwei verschiedenen Wegen über die Alpen ging. Da Novara dem Könige den Gehorsam weigerte, nahm er es mit Waffengewalt und riß die Mauern ein. Am Po vereinigte er sich mit der andern Heeresabtheilung und schlug auf den

Roncalischen Feldern bei Piacenza in fast unübersehbarer Weite sein Lager auf. Da erschraken die Städte Oberitaliens und sandten ihm, Mailand ausgenommen, Zins; die Fürsten erschienen mit ihren Truppen, und beim weitern Fortzuge ließ sich selbst die mächtige Mathilde bewegen, dem Könige durch Gesandte ihre äußerliche Unterwerfung zu bezeugen, doch blieb sie parteilos. In Florenz ward das Weihnachtsfest gehalten. Sodann ging der Zug über Arezzo, welches zerstört ward, nach Aqua-Pendente. Hier trafen den König seine vom Papste rückkehrenden Gesandten, durch die er nochmals das Investiturrecht hatte fordern lassen, mit einem höchst unerwarteten Antrage. Da der Streit, ließ der Papst ihm entbieten, doch nur von den weltlichen Gütern und Regalien, welche die Bischöfe und Äbte besäßen, herrührte, so möge der Kaiser diese zurücknehmen, dagegen der Investitur, zu der er dann gar kein Recht mehr habe, entsagen. Heinrich mochte zweifelhaft seyn, ob es dem Papste mit diesem Vorschlage, welcher der weltlichen Macht einen so unermeßlichen Vortheil darbot, Ernst sey oder nicht *); doch schloß er sofort einen Vertrag in diesem Sinne ab, der ihm wenigstens, wenn er auch nicht zur Vollziehung kam, den Vortheil versprach, daß schon die Absicht alle Geistlichen gegen den Papst aufbringen mußte. Am 12. Februar 1111 hielt er seinen Einzug in Rom, wo er vom Papste, den Cardinälen und allen höheren Geistlichen feierlich empfangen und in die Peterskirche geführt ward. Als nun Paschalis hier vom Könige vor der Krönung eine nochmalige feierliche Entsagung der Investitur verlangte, kam es zu Erklärungen, wodurch der

*) Wie denn auch heutiges Tages dieser Zweifel noch obwalten kann. S. Planck a. a. O. Bd. IV. Abschn. 1. S. 269 fg., und dagegen v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, Bd. I. S. 264.

Inhalt jenes Vertrages kund ward, und die Bischöfe den Papst, wie Heinrich es vorher gesehen hatte, mit Vorwürfen überhäuften. Darüber entstand ein heftiger Wortwechsel, und einer der anwesenden Deutschen rief: „Was brauchts vielen Redens? Unser Herr, der König, will die Krone empfangen, wie ehemals Karl der Große." Und als der Papst noch immer widersprach, ließ Heinrich ihn sammt den Cardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Hierüber entstand ein Aufruhr in der Stadt, bei welchem Heinrich selbst in Gefahr kam, doch trugen die Deutschen den Sieg davon. Heinrich verließ darauf Rom mit den Seinen, der Papst aber, den er gefangen mit sich fortführte, ward nach einiger Zeit durch Vorstellungen zur Nachgiebigkeit bewogen. Er versprach in einem neuen, feierlichst beschwornen Vertrage, dem Könige, nach vorhergegangener freier gesetzlicher Wahl der Bischöfe und Äbte, die Belehnung mit Ring und Stab zu überlassen. Erst nach diesem solle die geistliche Weihe von dem Erzbischofe oder Bischofe erfolgen. Hierauf entließ Heinrich den Papst nach Rom, und wurde von ihm am 13. April zum Kaiser gekrönt; dann kehrte er sehr vergnügt nach Deutschland zurück.

Allein Paschalis ward von denjenigen Cardinälen und Prälaten, die keinen Antheil an dem neuen Vertrage genommen hatten, und höchst aufgebracht darüber waren, genöthigt, die ganze Bewilligung als erzwungen zu widerrufen. Da der Papst seinem Eide gemäß den Kaiser nicht bannen wollte, so that es an seiner Stelle auf einer Synode der Erzbischof Guido von Vienne. Dadurch war nun Heinrich mit der Kirche in das Verhältniß seines Vaters gekommen, wodurch sich auch in Deutschland Viele von ihm abwandten; selbst sein vertrauter Freund und Kanzler Adalbert, der Haupturheber aller gewaltsamen Maaßregeln wider

den Papst, den Heinrich nur eben noch mit dem Erzstifte Mainz belehnt und mit Gütern überhäuft hatte, wandte sich zur päpstlichen Partei und suchte verrätherisch Alles wider den Kaiser aufzuregen. Aber er gerieth in Heinrichs Gewalt, der ihn in ein hartes Gefängniß werfen ließ. Um dieselbe Zeit war Heinrich mit den Sächsischen Fürsten in Feindschaft gerathen. Diese, höchst aufgebracht, daß Heinrich nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen Lande, trotz der Ansprüche Mehrerer unter ihnen, als eröffnetes Reichslehen eingezogen hatte, ergriffen die Waffen, an ihrer Spitze ihr Herzog, Lothar von Suplimburg, welchen Heinrich selbst, als mit dem Herzoge Magnus die männliche Linie des Hauses der Billungen erloschen war, mit dieser Würde bekleidet hatte. Sie wurden jedoch bei Warnstädt geschlagen (1113). Als der Kaiser nun im Anfange des folgenden Jahres zu Mainz seine Hochzeit mit Mathilde, der Tochter König Heinrichs I. von England, auf das glänzendste feierte, und dort Herzog Lothar von Sachsen erschien und Vergebung erflehte, glaubte er am Ziele seiner Bestrebungen zu seyn, da er die Kirche und die aufrührerischen Fürsten zu seinem Willen gezwungen. Aber die Gemüther hatte er nicht gewonnen, sondern durch seine strenge Härte ganz von sich abgewandt. Und gerade die stolze Zuversicht, mit der er jetzt den einer Verschwörung verdächtigen Grafen Ludwig von Thüringen verhaften ließ, erweckte einen noch viel gefährlichern und verbreitetern Aufstand gegen diese Willkühr. Am 11. Februar 1115 ward Heinrich von den Sachsen beim Welfesholze gänzlich geschlagen, worauf sogleich neue Bannflüche erfolgten, und des Kaisers Ansehen dermaßen sank, daß die Mainzer Adalberts Freilassung von ihm ertrotzten. Aber des Kaisers Neffen, die beiden Hohenstaufischen Brü-

der, Friedrich, Herzog von Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken, waren eben so mächtig als Heinrich ergeben, und Welf V., Herzog von Baiern, Mathildens gewesener Gemahl, schloß sich wenigstens nicht den Feinden des Kaisers an. Daher sehen wir diesen schon 1116 wieder nach Italien ziehen, wohin ihn besonders die Erbschaftsangelegenheiten der kurz vorher (1115) gestorbenen Mathilde riefen. Die Markgräfin hatte zwar in ihrem Testamente der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht; es entstand jetzt aber nicht nur die Frage, was diese in sich begriffen, und was das Reich als Lehen einziehen könne, sondern Heinrich behauptete, als Mathildens Verwandter auch auf ihre Allodialverlassenschaft Ansprüche zu haben. Als er vor Rom erschien, entfloh Paschalis nach Benevent, kam, als der Kaiser nach Oberitalien gezogen war, wieder zurück, starb aber gleich darauf (1118). An seine Stelle wurde der Cardinal Johann von Gaëta, welcher den Namen Gelasius II. annahm, erwählt. Heinrich stand am obern Po, als er die Nachricht davon erhielt. Er kehrte noch einmal nach Rom zurück, und auch Gelasius entfloh, worauf der Kaiser versprach, ihn anzuerkennen, wenn er den mit Paschalis geschlossenen Vertrag genehmigen wollte. Da aber Gelasius die Sache auf ein allgemeines Concil verschob, und auch die Römer mit ihm unzufrieden waren, so ward in Gegenwart und mit Genehmigung des Kaisers ein anderer Papst, Gregor VIII., gewählt. Hierauf kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, wohin ihn die Aufforderungen seiner Anhänger, die gefährlichen Bewegungen seiner Feinde und das durch fortwährenden innern Krieg herrschende Elend des Landes riefen. Aber der heftige Zorn und die Rachsucht, mit welchen er auftrat, konnten den Sturm nicht beschwören, sondern entflammten die

Wuth des Kampfes noch mehr. Als Gelasius schon 1119 in Frankreich starb, wählte seine Partei den oben genannten Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II., welcher den Kaiser, nach vergeblich gepflogenen Unterhandlungen, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims von neuem in den Bann that. Da die Empörung in Deutschland noch immer fortdauerte, so war dieser Bannstrahl nicht ohne Wirkung, und der Kaiser um so geneigter, sich mit den Sachsen auszusöhnen. Dies geschah 1121 zu Würzburg durch einen Vertrag, in welchem nicht nur Jedem die Zurückstellung entrissener Güter und Erbschaften zugesichert und ein allgemeiner Reichsfriede, bei Todesstrafe für den Bruch, angeordnet, sondern auch festgestellt ward, daß der Kaiser nach dem Rathe und mit Hülfe der Fürsten Friede mit dem Papste schließen solle. Die Fürsten hatten sich jetzt als eine bedeutende Mittelmacht zwischen Kaiser und Papst erhoben, sie fühlten, wie sehr es ihr Vortheil sey, daß Keiner von beiden ganz unterliege *).

Indeß war Calixtus nach Rom gezogen, hatte über den kaiserlichen Gegenpapst, der zum Mönch geschoren und auf höchst erniedrigende Weise behandelt ward, den vollkommensten Sieg davongetragen, und zeigte sich nicht abgeneigt, sich mit dem Kaiser zu vergleichen. So kam das berühmte Concordat zu Stande, geschlossen auf einem großen Reichstage zu Worms den 23. September 1122. Man verglich sich hier dahin, daß der Kaiser versprach, in Zukunft die Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen nicht zu stören, und keinem neu gewählten Bischofe und Abte die Investitur mit Stab und Ring mehr zu ertheilen. Dagegen bewilligte der Papst, daß alle Bischofs- und Abts-

*) Stenzel Geschichte Deutschlands unter den Fränkischen Kaisern, Bd. I. S. 701.

wahlen im ganzen Deutschen Reiche nie anders als in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten, jedoch ohne Simonie, sollten vorgenommen werden; der Gewählte sollte hernach immer von dem Kaiser die Belehnung über die Regalien mit dem Scepter empfangen, und sich anheischig machen, alle seine Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit nach seiner Schuldigkeit zu erfüllen. So endete also dieser funfzigjährige Streit zwischen Kirche und Staat, freilich nicht nach dem Sinne Gregors VII., welcher diesen ganzen Lehnsverband der Geistlichen hatte sprengen wollen, aber doch ohne Schwächung des päpstlichen Ansehens.

Mitten unter Plänen zur Vergrößerung der königlichen Macht, starb Heinrich an dem Ausbruch eines krebsartigen Geschwürs zu Utrecht am 23. Mai 1125.

---

## 6. Veränderungen in Deutschland unter den Salischen Kaisern.

Wie die Bemühungen der beiden ersten Salier, Konrads II. und Heinrichs III., die dem königlichen Ansehen so gefährliche Macht der Herzoge zurückzudrängen, durch die Schwierigkeit die einzelnen Volksstämme von dem Festhalten an solche Vorsteher abzubringen, besonders aber durch den großen Umschwung der Verhältnisse unter Heinrich IV., vereitelt wurden, hat die bisherige Geschichtserzählung gezeigt. Die herzogliche Gewalt blieb, aber die alte Verfassung der Gaue mit den Grafen an ihrer Spitze lös'te sich auf. Die Bischöfe und Reichsäbte wußten nicht nur für ihre Güter die Befreiung von der gräflichen Ge-

richtsbarkeit zu erlangen, sondern auch in manchen Gauen die sämmtlichen gräflichen Amtsrechte. Eben so brachten die Herzoge die Verwaltung von Grafschaften an sich, die in ihrem Sprengel lagen. Auch nahmen die Kaiser Städte, so wie andere Ortschaften und Bezirke, welche ihnen zustanden, von der Grafengewalt aus, und stellten sie unter einen Oberbeamten, Vogt genannt. So entstanden die Reichsvogteien. Indem zugleich die Grafenwürde erblich wurde, verlor sich die ursprüngliche Bedeutung derselben, des Amtes in einem bestimmten Sprengel, immer mehr, und fing an der Vorstellung Platz zu machen, daß die Grafschaft wie ein Eigenthum besessen würde. Doch besaßen die meisten dieser Grafen nicht den ganzen ehemaligen Gau ohne das geistliche Gut und die Reichsvogteien, sondern nur einzelne Herrschaften mit Grafengewalt. Diejenigen, welche eine noch vorhandene wirkliche Gaugrafschaft verwalteten, kommen nun unter dem Namen der Landgrafen vor. Seit dem zehnten Jahrhundert bestand der Kern der Kriegsheere aus der schweren Reiterei, daher die Heeresfolge jetzt ausschließlich vom Adel geleistet wurde, der mit seinen Dienstleuten und den begüterten Freien auszog. Alle Übrigen wurden mit dem persönlichen Kriegsdienst verschont. Dies brachte eine folgenreiche Veränderung in den Standesverhältnissen der Nation hervor. Die Dienstmannschaft des Adels wuchs, weil der Unbegüterte sich des Unterhalts wegen hineindrängte und der Begüterte um seine kriegerische Ehre zu retten, wodurch wiederum manches freie Eigenthum in Lehen verwandelt worden zu seyn scheint. Die Unbegüterten hingegen, die das friedliche Leben, Ackerbau rc. vorzogen, mußten die Dienstherren für die Befreiung vom Kriegsdienste entschädigen, und geriethen durch die Lasten, welche diese ihnen

dafür auflegten, als ihre Hintersassen, in völlige Abhängigkeit. Jene kriegerischen Dienstmannen aber wurden durch die Benennung Ritter geehrt*). Es kam der Grundsatz auf, daß der Waffendienst den Ansässigen adle, ohne Rücksicht, ob der Waffenführende ein Fürst, oder ein unfreier Landsasse war. Dies ist der Ursprung des niedern Adels in Deutschland. Eine sehr bestimmte Rangordnung zeigt sich in den sieben Abtheilungen des Reichsheeres, Heerschilde genannt. Den ersten Heerschild hat der König; den zweiten die geistlichen Fürsten, weil sie nur des Königs Dienstleute sind; den dritten die weltlichen Fürsten, weil sie, ihrer Würde unbeschadet, Dienstleute der Geistlichen werden können; den vierten die Grafen und Freiherren, weil sie Dienstleute der Fürsten sind. Diese vier Heerschilde machen den hohen Adel aus. Den fünften haben die Bannerherren oder Mittelfreien, welche Freie zu Mannen haben können; den sechsten die gemeine Ritterschaft, welche keine Mannen hat; den siebenten alle Freien, die nicht ritterlicher Geburt sind.

Der Stand der gemeinen Freien würde in seiner Schutzlosigkeit wol ganz untergegangen seyn, wenn nicht zum Glück die Städte ihnen eine Zuflucht dargeboten hätten. Die ersten Städte in Deutschland waren die alten Römischen am Rhein und an der Donau. In diese, wie in viele andere, im Drange der kriegerischen Zeiten durch das ganze Land sich zu befestigten Städten bildende, Ortschaften zogen viele solche Freie, welche sich nicht in die Dienstmannschaft des Adels begeben wollten, oder dazu keine Gelegenheit hatten. Diese Ortschaften waren besonders Bischofssitze, und königliche Pfalzen. In jenen ging

*) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. II. §. 222 fg. und 234.

die Grafengewalt auf bischöfliche, in diesen auf königliche Vögte über, und diese Absonderung der Stadtbewohner oder Bürger von der Verbindung mit den heerbannpflichtigen Freien, übte großen Einfluß auf die eigenthümliche Entwickelung der Städte, und bildete sie allmählig zu selbständigen Corporationen. Ein aus den ritterlichen und anderen freien Geschlechtern der Stadt gewählter Gemeinderath gelangte von den ihm anfangs zustehenden beschränkten Befugnissen nach und nach zur selbständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und die Vorsteher desselben, die Bürgermeister, ließen dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung dabei. Die Gewerbe blühten bei der fortschreitenden, mehr Bedürfnisse erzeugenden Cultur in den Städten empor, der Handel machte sie reich, und aus dem Wohlstande ging eine Macht hervor, durch welche die befestigten Städte ihrer Grundherrschaft, wenn sie sie in ihren Privilegien und in ihrer freien Verwaltung beschränken wollte, wol Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Alles dieses entwickelte sich zwar eigentlich erst in der folgenden, Hohenstaufischen Periode der Deutschen Geschichte; welche Macht indeß auch schon unter den Saliern Worms und Köln besaßen, und wie sie den dem Kaiser Heinrich IV. feindlichen Lehnsadel nicht fürchteten, hat uns die frühere Erzählung (S. 291. und 407.) gezeigt. Doch haben die Deutschen Könige nie den Versuch gemacht, diese Gesinnung auf entschiedene Weise zu benutzen, und gegen die durch den Lehnsadel mächtigen Fürsten, von denen sie so häufig bedrängt wurden, in den emporstrebenden Städten und dem Bürgerstande ein Gegengewicht zu suchen.

Die Blüthe der Dom- und Klosterschulen, welche unter den Ottonen von neuem begonnen hatte, dauerte in

der ersten Hälfte der Salischen Periode noch fort. Wir nennen unter den Schriftstellern jener Zeit: Herrmann den Contracten, aus einem gräflichen Geschlechte, der, wegen seiner Gebrechlichkeit in ein Kloster gebracht, sich dort mit großem Erfolge auf die Wissenschaften legte, und sowol historische als mathematische Schriften hinterlassen hat; und den oben bei Heinrich IV. einige Mal angeführten Lambert von Aschaffenburg, einen Mönch im Kloster Hirschfeld, der die Geschichte Deutschlands in seiner Zeit mit eben so vieler Unparteilichkeit als Einsicht und in einem für sein Jahrhundert ausgezeichneten Latein beschrieben hat.

---

## 7. Kaiser Lothar der Sachse.

(1125—1137.)

Da Heinrich V. keine Söhne hinterließ, und der Mannsstamm der Salischen Kaiser mit ihm völlig erlosch, so mußte die Wahl jetzt auf ein neues Geschlecht fallen, wodurch denn mannichfache Hoffnungen und Bestrebungen erwachten und einen großen Spielraum erhielten. Am sichersten rechnete auf die Krone Herzog Friedrich von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen, ein Schwestersohn des verstorbenen Kaisers, und einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands. Aber diesen Hoffnungen stellte sich besonders der Erzbischof Adalbert von Mainz entgegen, der die ihm von Heinrich V. angethane Schmach nicht vergessen konnte, und daher keinen König wollte, der, wie er fürchtete, seinem Oheim in Gesinnung und Handlungsweise gleichen würde. Schon bei Heinrichs Begräbniß zu Speier hatte er ein Schreiben an die Fürsten erlassen, in welchem es hieß: man müsse Gott bitten, daß ein König gewählt werde, un=

ter dem Kirche und Reich von dem bisherigen Joche frei würden. Und es gelang ihm in der That, in Verbindung mit zwei päpstlichen Legaten die ganze Wahlsache zu leiten. Zwar versammelten sich auch jetzt wieder, wie bei Konrads II. Wahl, in einem großen Lager am Rhein, nicht nur die Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte des Reichs, sondern auch so viele Lehnsmannen, daß ihre Zahl sich auf sechzigtausend belaufen haben soll. Da aber weder gesetzlich noch herkömmlich feststand, wer zur Wahl des Königs berechtigt sey, so wurden auf Adalberts Vorschlag aus jedem der vier Hauptvölker, Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen, zehn Häupter ausgelesen, und diesen aufgetragen, die der Krone Würdigsten zu bezeichnen. Ihre Wahl traf die Herzoge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachsen, und den Markgrafen Leopold von Österreich. Einige nennen auch noch einen vierten, den Grafen Karl von Flandern. Lothar und Leopold baten, sie mit der Krone zu verschonen, und als der Erzbischof sie fragte, ob sie dem, welchem die Übrigen ihre Stimme geben würden, ohne Widerspruch gehorchen wollten, bejahten sie dies ohne Zögerung. Herzog Friedrich aber merkte die Falle, die ihm Adalbert legte, und erwiederte: er müsse sich erst mit den Seinen berathen. Als er fort war, thaten seine Gegner Alles, sein Betragen in ein gehässiges Licht zu setzen, und bewirkten die Wahl Lothars, wiewol unter großer Unordnung und Verwirrung und nicht ohne heftigen Widerspruch. Lothars Weigerung war ohne Zweifel nur Verstellung gewesen, und mit dem Erzbischof verabredet, um Herzog Friedrich zu überlisten. Dabei ersah auch die Kirche die Gelegenheit, einen großen Theil der Vorrechte, welche sie den Deutschen Königen durch die Calixtinischen Concordate eingeräumt hatte, wieder zurück=

zunehmen. Denn Adalbert und die påpstlichen Legaten drangen dem neuen Herrscher das Versprechen ab, daß er die Freiheit der Bischofswahlen weder durch seine noch durch seiner Bevollmåchtigten Gegenwart beschrånken wolle. Auch sollten Geistliche und Bischöfe den Eid der Treue nur mit Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhåltnisse leisten. Und nicht genug, daß man, jetzt zum ersten Mal, einen påpstlichen Legaten zur Kaiserwahl zugelassen hatte, man schickte auch noch zwei Bischöfe nach Rom, um die Bestätigung des Papstes Honorius II. (der 1124 auf Calixtus gefolgt war) einzuholen. So vollständig benutzte der Römische Hof den Sieg Gregors VII., welcher Papst doch selber noch der Bestätigung Heinrichs IV. bedurft hatte.

Als die Wahl Lothars verkündet wurde, hatte sich Herzog Friedrich zwar unterworfen, aber Unmuth und Groll, die Krone an den Sachsen gekommen zu sehen, blieben in seinem Herzen. Wie mußte diese feindliche Gesinnung nicht wachsen, als Lothar viele Güter, welche Friedrich und sein Bruder Konrad, Herzog von Franken, von ihrem Oheim, dem verstorbenen Kaiser, geerbt, zurückforderte, weil sie, wie er behauptete, dem Reiche zuständen, kein Eigenthum der Salischen Familie seyen. Als Herzog Friedrich sich dessen weigerte, ward er mit Verletzung aller Formen verurtheilt, und ein Reichszug gegen ihn beschlossen. Lothar fühlte, daß er zu diesem Kampfe eines mächtigen Bundesgenossen bedürfe, und suchte sich daher mit dem Hause der Welfen zu verbinden, in deren Reihe auf Welf V. sein Bruder Heinrich der Schwarze gefolgt war. Dieser starb 1126 und hinterließ Baiern seinem Sohne Heinrich dem Stolzen, einem Fürsten von Kraft und Einsicht. Und obschon Friedrich von Schwaben eine Schwester dieses Heinrich zur Gemahlin hatte, gelang dem Kö-

nige dennoch sein Vorhaben vollkommen. Denn er bot dem Baiernherzoge die Hand seiner Tochter Gertrude, seines einzigen Kindes, an, und Heinrich widerstand der Lockung nicht. Er besaß von seiner Mutter Wulfhilde, einer Tochter des Herzogs Magnus, schon einen Theil der Billungischen Güter in Sachsen; jetzt eröffnete sich ihm auch die Aussicht auf die Braunschweigischen Lande und andere Erbgüter des Königs, ja bald belehnte ihn dieser mit dem Herzogthum Sachsen selbst. Dieser Fall, daß ein Fürst zwei so mächtige Herzogthümer unter sich haben sollte, war bedenklich, allein Lothar setzte es durch. Trotz dieser ansehnlichen Verstärkung der Macht Lothars hielten sich die Hohenstaufischen Brüder (Herzog Konrad war von einem Zuge nach Palästina zurückgekehrt) tapfer. Der König konnte Nürnberg, welches zu ihnen hielt, nicht einnehmen. Konrad zog nach Italien; Mailand, die mächtigste und kühnste Stadt der Lombardei, nahm ihn aus Abneigung gegen Lothar mit Freuden auf, und der dortige Erzbischof Anselm krönte ihn zum König (1128). Da aber andere Italienische Städte gerade darum wider Konrad waren, weil Mailand für ihn war, auch Honorius II. ihn bannte, so konnte er sich in Italien nicht halten, und zog schon im folgenden Jahre nach Deutschland zurück, wo die Lage der Dinge sich gleichfalls zum Nachtheile der Hohenstaufen geändert hatte. Auch würde der Krieg wider sie wol schon damals beendet worden seyn, wenn Lothars Aufmerksamkeit nicht auf Italien gelenkt worden wäre.

Nach Honorius II. Tode (1130) wurden nämlich von zwei Parteien zu Rom zwei Päpste aufgestellt, Innocenz II. und Anaklet II. Der Letztere, eines getauften Juden Enkel, hatte den Römischen Adel und die Normannen, deren

Oberhaupte Roger II. *) er den Titel eines Königs von Sicilien gab oder bestätigte, auf seiner Seite; der Erstere die Partei des noch immer zu Rom befindlichen kaiserlichen Stadtpräfecten. Innocenz mußte weichen. Er ging persönlich nach Frankreich, schickte Gesandte nach Deutschland, und ward von beiden Königen anerkannt. Lothar ließ ihn zu einer Zusammenkunft nach Lüttich einladen, und glaubte hier einen schicklichen Zeitpunct gefunden zu haben, um die Wiederherstellung der bei seiner Krönung aufgegebenen Rechte bei den geistlichen Belehnungen zu erlangen; allein der Papst war trotz seiner eigenen Noth so auf seiner Hut, und ward von dem beredten Abt Bernhard von Clairvaux so geschickt unterstützt, daß er seine Hoffnung aufgeben mußte. Er hatte sich dies selbst zuzuschreiben, da er unkluger Weise den Papst anerkannt hatte, bevor er mit seinen Forderungen zum Vorschein kam. Ja der Papst weihte sogar einen Erzbischof von Trier, dessen Belehnung der König verweigert hatte.

Lothars bald darauf unternommener Römerzug (1132) lief eben so wenig glänzend ab. Da er mit den beiden Hohenstaufischen Brüdern noch nicht versöhnt war, so fehlte seinem Gefolge ein großer Theil der Oberdeutschen Ritterschaft, und die Mailänder eröffneten ihm ihre Thore nicht. In Piacenza stieß der Papst zu ihm, den er in Rom einführte, ohne doch den Gegenpapst daraus vertreiben zu können. Beide Päpste verschanzten sich nun gegen einander; aus jeder Kirche und jedem Palaste war eine Beste gemacht, und auf St. Peters Zinnen standen Wurfmaschi-

*) Er folgte seinem Vater Roger I. im Jahre 1101 in der Herrschaft über Sicilien, und da 1127 das Geschlecht von Robert Guiscard ausstarb, so vereinigte dieser Roger II. Sicilien mit Apulien und Calabrien.

nen. Da die letztere Kirche so wie die Engelsburg in den Händen der Anakletischen Partei war, so mußte die Kaiserkrönung Lothars in der Lateranischen Kirche vorgenommen werden. Lothar hätte hier eine treffliche Gelegenheit gehabt, für die königliche Macht wider die päpstliche große Vortheile zu gewinnen, wenn er als Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien aufgetreten wäre. Aber er war der Mann nicht, die ihm vom Glücke dargebotene Gunst klug und kräftig zu benutzen.

Der Streit über das Mathildische Allode wurde hier so entschieden, daß der Papst dasselbe gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark zunächst dem Kaiser und hierauf dem Herzog von Baiern, aber nur auf die Dauer ihres Lebens, zu Lehen überließ. Der päpstliche Hof benutzte dies, um den Kaiser in dem Verhältnisse seines Lehnsmannes erscheinen zu lassen, denn einige Jahre nachher sah man im Lateran ein Gemälde, welches Lotharn vor dem Papste knieend und von ihm, nicht etwa bloß die Belehnung über jene Güter, sondern die ganze Krone empfangend vorstellte, mit der Inschrift: **Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores; post homo fit papae, recipit quo dante coronam.** (Der König kommt an das Thor, beschwört die Ehre der Stadt zuvor, wird dann des Papstes Vasall und empfängt von ihm die Krone).

Nach seiner Rückkehr mußte Lothar den Krieg gegen die Hohenstaufen wieder fortsetzen. Sein Schwiegersohn Heinrich belagerte Ulm, ihren Hauptwaffenplatz, und legte die Stadt in Asche. Hierauf suchten beide Brüder durch die Kaiserin Richenza den Frieden nach. Auf einem Reichstage zu Bamberg (1135) that Friedrich einen Fußfall vor dem Kaiser. Dasselbe that Konrad in Mühlhausen. Beide erhielten Verzeihung, auch Erlösung aus dem Bann, und

mußten versprechen, den Kaiser auf einem zweiten Zuge nach Italien, den seine Ehre forderte, zu begleiten. Der Gegenpapst Anaklet hatte nämlich mit Hülfe der Normannen von neuem sich erhoben, und den Papst Innocenz ganz aus Rom vertrieben. Dieser forderte daher jetzt den Kaiser zu einem neuen Zuge gegen Anaklet und die Normannen auf.

Dieser zweite Zug Lothars (1136) ließ sich nun allerdings glänzender an. Die Mailänder öffneten diesmal freiwillig ihre Thore, und der Kaiser hielt seinen Lombardischen Reichstag auf den Roncalischen Feldern, ging dann nach Turin und Bologna, und von da nach Apulien (1137). Sein Schwiegersohn Heinrich ging voran und eroberte Capua und Benevent. Auch Bari, Salerno und Amalfi fielen, Roger floh nach Sicilien; es schien, als wäre es mit der Herrschaft der Normannen auf dem festen Lande von Italien vorüber. Da erhob sich aber Zwist zwischen Papst und Kaiser, unter wessen Oberhoheit die eroberten Länder stehen sollten, und die Deutschen, die ohnehin des Krieges müde waren und auf Rückkehr drangen, wurden darüber so erbittert, daß Viele sich verschworen, den Papst mit seinen Cardinälen und dem Erzbischof von Trier, seinem Günstling, zu ermorden. Lothar stillte noch durch seine Dazwischenkunft den Aufruhr, war aber gleichfalls so verdrossen, daß er, nach Zurücklassung einiger Mannschaft in den festen Plätzen, den Rückzug nach Deutschland wieder antrat. Zu Bologna entließ er das Heer. Er war noch in Italien, als er schon Botschaft erhielt, Roger habe alles ihm Abgenommene wieder erobert. Zu diesen Widerwärtigkeiten kam noch eine Krankheit, die ihn zu Trient befiel, und noch auf der Reise, zwischen dem Inn und Lech, in einem schlechten Hause, seinem Leben ein Ende machte (3. Dec. 1137). Er hinterließ den Ruhm eines recht-

schaffenen und tapfern Mannes, der dem Drucke des Volkes nach Kräften gesteuert habe; aber die Gaben, das Ansehen des erschütterten Thrones neu zu befestigen, besaß er keineswegs.

Als ein Zeitgenosse und treuer Vasall Lothars verdient hier noch der tapfere Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt, Erwähnung, den der Kaiser nach seinem ersten Italienischen Zuge für die auf demselben ihm geleisteten Dienste mit der Mark Nordsachsen belehnte, auch die Mark Soltwedel genannt, weil die Burg des Markgrafen in dem heutigen Salzwedel stand (oben S. 242.). In den hier noch stets fortwährenden Kämpfen wider die Slaven fand Albrecht Stoff für seine Kriegslust und Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht.

---

## 8. Konrad III.

(1138—1152.)

Die zuversichtliche Hoffnung, welche Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, hegte, daß der Thron ihm zufallen würde, wurde vereitelt. Weder der Papst noch die Deutschen Fürsten hatten Lust, sich ein so mächtiges Oberhaupt zu setzen, und da der erzbischöfliche Sitz zu Mainz eben erledigt war, so eilte der Erzbischof Albero von Trier, seinem Freunde Konrad von Hohenstaufen den Vorsprung zu verschaffen. Obgleich der allgemeine Wahltag auf Pfingsten 1138 zu Mainz angesagt war, kamen die Hohenstaufischgesinnten schon in den Fasten zu Koblenz zusammen, wählten Konrad zum König, und ließen ihn gleich darauf von einem päpstlichen Legaten zu Aachen krönen. Damit kam die königliche Herrschaft in Deutschland an das Hel-

dengeschlecht der Hohenstaufen, bei welchem sie mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1254 geblieben ist.

Die Sachsen und die anderen Völker, welche nicht bei der Wahl zugegen gewesen, wurden hierauf zu einem Reichstage nach Bamberg (auf Pfingsten) beschieden, um dem neuen Könige die Huldigung zu leisten. Die einzelnen Sächsischen und Bairischen Fürsten erschienen, nicht aber Heinrich. Da er auf einen zweiten Tag nach Regensburg vorgeladen ward, lieferte er indeß die Reichskleinode, in deren Besitz er war, aus, und hoffte, nunmehr in allen seinen Ländern und Würden bestätigt zu werden. Doch zu Augsburg, wo ein abermaliger Tag angesetzt war, erfuhr er, daß er sich getäuscht habe. Denn Konrad erklärte hier, Heinrichs des Stolzen Macht sey für Deutschlands Ruhe zu groß, kein Fürst dürfe nach altem Herkommen zwei Herzogthümer zugleich besitzen, und der König werde entscheiden, wem das Herzogthum Sachsen zustehe, auf welches Albrecht der Bär (dessen Mutter gleichfalls eine Tochter des Herzogs Magnus war) große Ansprüche habe. So groß war das bewaffnete Gefolge, mit welchem Herzog Heinrich herbeigekommen war, daß Konrad sich in Augsburg nicht länger sicher glaubte, sondern nach Würzburg ging, wo er die Acht über ihn aussprach. Hierauf ertheilte er zu Goslar Albrecht dem Bären das Herzogthum Sachsen, der sich alsbald mit Waffengewalt darin festzusetzen anfing. Späterhin wurde Heinrichen auch das Herzogthum Baiern abgesprochen, welches der König seinem mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V. von Österreich, gab. Damit begann denn der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen *), der schon unter

---

*) Diese wurden auch Gibellinen genannt, angeblich nach der

Lothar seinen Anfang genommen hatte, von neuem, ein Kampf, der für das Schicksal von ganz Deutschland höchst folgenreich wurde.

Der allgemeine Neid gegen den mächtigen Heinrich erleichterte das Verfahren gegen ihn, und die Bairischen Großen, bei welchen der Herzog wegen seines durchgreifenden Verfahrens eben nicht beliebt war, fielen ohne Bedenken von ihm ab. Die treueren Sachsen dagegen opferten ihren Herzog so kalt nicht auf; sie jagten den ihnen aufgedrungenen Albrecht wieder zum Lande hinaus, und selbst da Heinrich 1139 (20. Oct.) starb, widersetzten sie sich standhaft jeder fremden Herrschaft, und hoben die Regierung Heinrichs kleinem Sohne auf, der in der Folge unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt geworden ist. Auch in Baiern machte des verstorbenen Heinrich Bruder, Welf VI. von Altdorf, dem Markgrafen Leopold und dem Könige zu schaffen. In diesem Kriege fiel die bekannte Begebenheit von den getreuen Weinsbergerinnen vor (1140), welche ein Deutscher Dichter verewigt hat. Welf, welcher dem vom Könige hart bedrängten Weinsberg zu Hülfe kommen wollte, ward geschlagen, und als die Stadt sich nun ergeben mußte, wurde nur den Weibern und Jungfrauen, die darin waren, die Gnade bewilligt, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, davon zu ziehen. Da luden die Weiber ihre Männer, die Jungfrauen ihre Freunde auf die Schultern, und zogen hinaus. Des Königs Neffe, Friedrich von Hohenstaufen, wollte dies hindern, allein Konrad hielt sein Versprechen.

Leopold V. starb im nächsten Jahre, und Konrad belehnte den Bruder des Verstorbenen, Heinrich (welcher in

---

Italienischen Verstümmelung des Namens Waiblingen, eines Stammschlosses der Hohenstaufen in Schwaben.

der Geschichte von der Betheurung, die er stets im Munde führte, den seltsamen Beinamen Jasomirgott führt) mit dem Herzogthume Baiern. Aber des langwierigen Kampfes müde, beförderte er zugleich die Heirath dieses Heinrich mit Gertrud, Heinrichs des Stolzen Wittwe, welche sich dadurch zur Verzichtleistung auf Baiern bewegen ließ (1142). Dagegen ertheilte der König dem Knaben Heinrich, Gertrudens Sohn, Sachsen wieder, und Albrecht der Bär mußte sich mit der Trennung seiner Markgrafschaft von der Sächsischen Hoheit, und der Aussicht, seine Herrschaft unter den Slaven auszubreiten, begnügen. Welf VI. wollte von diesem Vertrage nichts wissen, sondern setzte den Krieg um Baiern gegen Heinrich Jasomirgott fort.

In Italien war unterdeß Anaklet II. gestorben (1138), und Innocenz hatte sich mit Roger von Sicilien ausgesöhnt, auch seine Königswürde anerkannt. Die Verwirrung aber, welche mit dem Kampfe der beiden Gegenpäpste in der Stadt Rom begonnen hatte, endete noch nicht. Jene halbe, verworrene Kenntniß alter Zeiten und Verhältnisse, die im Mittelalter herrschte, erzeugte in den Römern den seltsamen Gedanken, sie könnten den alten Freistaat Rom wiederherstellen. Daher kündigten sie dem Papste den weltlichen Gehorsam auf. Genährt wurden diese Ideen durch die Predigten eines merkwürdigen Mannes, Arnolds von Brescia, welcher damals mit der Lehre auftrat: es solle kein Geistlicher Eigenthum, kein Bischof Lehen besitzen, alles irdische Gut gehöre nur den Fürsten und der weltlichen Obrigkeit. Diese Predigten machten großen Eindruck; Innocenz II. starb über den Unruhen (1143), und bald darauf sein Nachfolger Cölestin II.; der nach diesem auf den Römischen Stuhl erhobene Lucius II. ward gar in einem Auflaufe vom Volke mit Steinwürfen getödtet (1145).

Der nunmehr gewählte Eugen III. mußte vor dem großen Eifer der Römer für die Republik nach Frankreich entweichen. Die Römer schrieben dem Könige Konrad, sie hätten die Päpste, diese ärgsten Feinde aller Kaiser, aus Rom vertrieben; er möge kommen, und in der Hauptstadt der Welt freier herrschen als irgend einer seiner Vorfahren. Aber Konrad kannte den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit dieses Volkes zu gut, und hütete sich daher, den lockenden Schmeichelworten Gehör zu geben. Dagegen ließ er sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina bereden, der aber weder rühmlich noch glücklich für ihn endete. Ehe wir von diesem sprechen, müssen wir einen Blick auf die Lage des christlichen Morgenlandes werfen.

---

## 9. Das Königreich Jerusalem.

Schon zwei Jahre nach der Eroberung Jerusalems, im Jahre 1101, strömten neue Heere von einigen Hunderttausend Pilgern nach dem Morgenlande, die sich vorsetzten, ins Innere von Asien einzudringen, und das Chalifat von Bagdad zu zerstören. Sie fanden aber, als Folge ihrer Unvorsichtigkeit und ihres Übermuths, durch Hunger, Ermattung und das Schwert der Türken in Vorderasien ihren Untergang, und nur traurige Reste kamen zu König Balduin, welcher in der bedrängten Lage seines kleinen Reiches mitten unter so zahlreichen Feinden einer tüchtigen Verstärkung dringend bedurft hätte. Zu den äußeren Gefahren kamen innere Zwistigkeiten, und die Macht der Christen in Palästina würde schnell vertilgt worden seyn, wenn ihr nicht die Freistaaten Italiens, Pisa, Genua und Ve-

nedig, von jetzt an eifrig Hülfe geleistet hätten, weil die Erhaltung fester Puncte an jenen Küsten ihrem Handel außerordentliche Vortheile darbot. Mit ihrer Hülfe wurden die wichtigen Hafenstädte Akkon (auch Acre und Ptolemais genannt), Tripolis und Sidon gewonnen. Neben dem eigentlichen Kronlande gab es noch drei im weitesten Verstande zum Königreiche Jerusalem gehörende Staaten: das Fürstenthum Antiochien, und die Grafschaften Edessa und Tripolis, deren Beherrscher in einem gewissen, freilich sehr losen, Lehnsverhältniß zum Könige standen.

Balduin I. starb 1118; zu seinem Nachfolger wurde Balduin von Burg, Graf von Edessa gewählt, unter dessen Regierung auch Tyrus gewonnen ward. Um diese Zeit hatte das Königreich Jerusalem den Punct seiner höchsten Blüthe erreicht. Eine vorzügliche Stütze des Staates wurden die vom König Balduin II. besonders begünstigten geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer, eine sehr merkwürdige Erscheinung, in welcher sich der Geist des Ritterthums und des Mönchswesens auf eigenthümliche Weise verband.

Zum Orden der Johanniterritter wurde der Grund schon 1048, also lange vor der Eroberung Jerusalems gelegt. Kaufleute von Amalfi, die als Pilger nach Jerusalem kamen, bauten nahe an der Kirche des heil. Grabes eine Capelle und dabei ein Kloster zur Aufnahme der Pilger ihrer Nation, auch ein Hospital und verschiedene andere Gebäude. Sie wählten Johannes den Täufer zu ihrem Patron, und nannten sich Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem. Gerhard, der zur Zeit des ersten Kreuzzuges diesem Hospital vorstand, sonderte die Pfleger desselben zuerst von dem Kloster ab zu einer eigenen Gesellschaft, gab ihnen die Regel der Augustiner Chorher-

ren, und einen schwarzen, mit einem weißen Kreuz bezeichneten Mantel als Ordenskleid. Papst Paschalis II. bestätigte dem Hospital alle demselben seit dieser Zeit gemachten reichen Schenkungen, und nahm es in seinen Schutz. Der zweite Vorsteher, Raimund dû Puy, ein Ritter aus dem Delphinat, gab der Gesellschaft eine festere Verfassung, und vollständigere Ordensregeln, die Calixtus II. abermals 1120 bestätigte. Der Orden zerfiel nun in drei Abtheilungen. Dienende Brüder verpflegten die kranken Pilger, Priester besorgten die religiösen Bedürfnisse, und Ritter *) geleiteten einzelne Pilgerschaaren durch die unsicheren Gebiete der Ungläubigen. Die Könige von Jerusalem gaben ihnen in Palästina ansehnliche Geschenke, und selbst die Europäischen Fürsten wiesen ihnen Einkünfte aus liegenden Gründen an. Papst Clemens IV. gab in der Folge dem Vorsteher Hugo von Revel den Titel eines Großmeisters.

Der Orden der Tempelherren entstand 1118 aus einer frommen Verbrüderung von neun Rittern, an deren Spitze Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar standen. Zu den drei großen Mönchsgelübden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, fügten sie ein viertes: Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen. Balduin II. räumte ihnen einen Flügel seines Palastes zur Wohnung ein, nahe bei dem Platze, wo ehedem der Salomonische Tempel gestanden hatte. Daher der Name der Tempelherren. Auf der Kirchenversammlung zu Troyes

*) Die Einführung dieser dritten Classe war, nach der Erzählung Einiger, nur eine Nachahmung des Tempelherrenordens, der zuerst dieses neue Beispiel einer Vereinigung des Mönchsthums mit dem Ritterthum gab, denn die Johanniter hatten anfangs nur die Pflege der Kranken und Pilgrimme zum Zwecke, obwol auch damals schon Ritter unter ihnen waren. S. Wilken Geschichte der Kreuzzüge, Th. II. S. 549. Anm.

(1127) erhielten sie die Bestätigung ihres Ordens und eine geistliche Kleidung, welcher Papst Eugen III. später einen weißen, mit einem einfachen rothen Kreuze bezeichneten Mantel hinzufügte. Die weiße Farbe sollte ihre eigene Unschuld und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den blutigen Märtyrertod und die Feindschaft gegen die Ungläubigen andeuten. Der Großmeister, welcher an der Spitze des Ordens stand, hatte keinesweges unumschränkte Gewalt, sondern es war ihm ein höchster Rath, das Generalcapitel, zur Seite gegeben, dessen Stimmenmehrheit auch gegen ihn entscheiden konnte. Auch die Tempelritter gelangten durch fromme Schenkungen bald zu großen Reichthümern, besonders in Frankreich. Schon 1144 beliefen sich ihre Besitzungen unter den Namen von Balleien, Comthureien, Prioraten, auf neuntausend. Um das Jahr 1180 hatte der Orden gegen dreihundert Ritter und unzählige dienende Brüder. Nach dem Verluste des gelobten Landes schlug der größte Theil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, wo er theils durch innere Verderbniß, theils durch die Eifersucht der Könige den Untergang fand, wie an seinem Orte erzählt werden wird.

Wie Begeisterung und hoher Muth sich in diesen Rittern mit demüthiger Selbstverläugnung und strengem Gehorsam wunderbar verschlangen, so erzeugte ihnen gegenüber unter den Moslemen eine entsetzliche Schwärmerei in Verbindung mit noch höher getriebener Entäußerung des eigenen Willens, in der Genossenschaft der Assassinen, Blutgier und Frevel. Als Stifter derselben ist Hassan Sabah zu betrachten, ein Anhänger der schwärmerischen Secte der Ismaeliten, zu welcher auch die oben (S. 193.) erwähnten Karmathier gehörten. Diese zu den Schiiten (oben S. 119.) gehörigen Secten, welche nur den Ali und seine

Nachkommen für die wahren Imams oder Häupter der Gläubigen hielten, und eben darum Feinde der Sunitischen Chalifen waren, nahmen in dem Koran nur einen allegorischen Sinn an, und erklärten alle Gebräuche und äußeren Handlungen für werthlos, eine Überzeugung, welche immer, wie auf der einen Seite zu strenger Weltentsagung, so auf der andern zur ausgeartesten Frechheit führen kann. Hassan, unter den Seinen als Prophet verehrt, erlitt eben darum von Anderen viele Verfolgungen, bis er sich, um die Zeit des ersten Kreuzzuges, der Feste Alamuth in den Gebirgen des alten Parthiens bemächtigte, und hier den Grund zu einer Macht legte, die unter acht Herrschern fortdauerte, und sich bis nach Syrien verbreitete. Dort entstand ein zweiter Hauptsitz der Secte. Dem jedesmaligen Haupte, der Alte vom Berge genannt, leisteten die Assassinen einen Gehorsam, wie er wol in der ganzen Geschichte ohne Beispiel ist. Ihr Name, welchen mehrere neuere Europäische Sprachen zur Bezeichnung eines Mörders aufgenommen haben, lautet im Arabischen Haschischim, und kömmt von einer Hanfart, Haschischa, aus der im Orient ein furchtbares Berauschungsmittel gezogen wird. Mit diesem wurden die Assassinen durch ihre Oberen in einen Zustand des glühendsten Sinnenrausches versetzt, in welchem sie alle Freuden des Paradieses zu genießen glaubten, und um sie wieder zu erlangen, Alles unternahmen und Alles wagten. Ward ihnen dieser Lohn verheißen, so verübten sie blindlings jede Mordthat; alle List und die höchste Kühnheit wandten sie auf, das bezeichnete Schlachtopfer sicher zu treffen, und lachten, wenn sie ergriffen wurden, der Martern. Eben so bereitwillig stießen sie sich selbst den Dolch ins Herz, wenn es ihnen befohlen ward, in demselben Wahne, dadurch sofort zum Paradiese einzu-

gehen. Christen und Saracenen gleich gefährlich, hielt sich die wild schwärmerische Rotte auf ihren festen Burgen in Syrien fast zwei Jahrhunderte.

Nach dem Tode Balduins II. (1131) wurden die Gefahren für die christlichen Staaten in Asien durch äußere Feinde und innere Zwistigkeiten immer dringender. Als ein furchtbarer Gegner trat jetzt Emadeddin Zenki auf, der anfangs Athabek (Regierungsverweser) in Mosul, dann unabhängiger Herrscher war, ein Fürst eben so thätig, sorgsam und gerecht für seine Unterthanen, als tapfer und listig gegen die Feinde. Er eroberte während der Minderjährigkeit König Balduins III. von Jerusalem Edessa (1144), eine That, welche bei den Muselmännern die höchste Freude erregte, weil Edessa für die festeste Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien galt. Die Arabischen Dichter priesen daher in begeisterten Gesängen diesen Sieg des Islam über das Evangelium, während die Syrischen Dichter in Klageliedern den Verlust dieser heiligen und reichen Stadt betrauerten *). Zenki wurde zwei Jahre nachher von einem Sklaven ermordet. Die Christen jubelten über den Tod eines solchen Gegners, aber vergeblich, denn Zenki wurde in allen Herrschertalenten, die er besaß, von seinem Sohne Nureddin noch übertroffen. Edessa wurde zwar von den Christen wieder genommen, aber schon am sechsten Tage nachher erschien Nureddin an der Spitze eines Heeres; die Christen waren zur Vertheidigung viel zu schwach, und erfuhren ein trauriges Schicksal. Die nicht durch das Schwert fielen, ließ Nureddin, ihre Untreue zu bestrafen, als Gefangene in Fesseln fortführen und die Stadt selbst zerstören.

*) Wilken a. a. O. Th. II. S. 728. Es war eine Sage, daß Christus selbst den König von Edessa bekehrt habe.

## 10. Der heilige Bernhard.

(Geb. 1091, gest. 1153.)

Die Kunde von dem traurigen Falle Edessa's verbreitete in den Abendländern große Bestürzung, und machte die Begierde in das heilige Land zu ziehen, von neuem rege. Zur That trieb diese Begeisterung der berühmteste aller damals lebenden Geistlichen, der heilige Bernhard. Dieser, zu Fontaines in Burgund unweit Dijon aus einem alten adeligen Geschlechte geboren, hatte einen lebendigen, feurigen Geist, zugleich aber eine tiefeingepflanzte Liebe zum einsamen, betrachtenden Leben, welche ihn den Mönchsstand mit großem Eifer ergreifen ließ. Er begnügte sich aber nicht, diesen Vorsatz für seine Person auszuführen, sondern suchte auch Freunden und Verwandten, so viel er konnte, seine Neigung mitzutheilen, und seine Überredung riß Viele mit fort. Es erregte großes Aufsehen, so viele Männer, jung und alt, zur Entsagung von Gut, Ehre und Familie entschlossen zu sehen, und dies bewirkte die Beredsamkeit und Kraft eines drei und zwanzigjährigen jungen Mannes. Bernhard wählte keines der reichen und berühmten Klöster, wie das zu Clugny, dessen Äbte von Päpsten und Kaisern hochgeehrt wurden, sondern ein armseliges, das nur noch wenige Mitglieder zählte, weil die Armuth und außerordentliche Strenge die Meisten abschreckte, das Kloster Cistercium (Citeaux) in einer wilden Einöde im Herzogthum Burgund. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts hier erregte er Aufmerksamkeit und Bewunderung durch seine mit Zurückziehung in sich selbst verbundene Thätigkeit, wie durch die Gewalt, mit der er seine sinnliche Natur beherrschte. Sein Ruf zog bald auch Mehrere nach Citeaux hin, das Kloster vermochte die vergrößerte Zahl

der Mönche nicht mehr zu fassen, und es wurden noch andere angelegt, unter ihnen das bald so berühmte von Claravallis (Clairvaux), zu dessen Abt Bernhard ernannt wurde (1115). Durch das strenge Leben war sein Körper ganz abgezehrt, er glich einem Todten eher als einem Lebenden, dennoch war seine Thätigkeit nicht zu ermüden; sein Geist und sein Beispiel beseelte das ganze Kloster. „Es war, sagt ein Zeitgenosse, ein öder Platz zwischen finsteren Wäldern, von Bergen eingeschlossen; wer von den Bergen herabkam, fand in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig seyn durfte, jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftiget war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei den vorübergehenden Laien, daß sie sich scheuten, von anderen als von heiligen Dingen hier zu reden."

Schon bei Bernhards Leben verbreitete die große Verehrung für ihn den Glauben, daß er Wunder thue, und in ihm selbst war die Zuversicht lebendig, es würden für das, was er zu großen und heiligen Zwecken wolle, Wunder geschehen. Aus den verschiedensten Ständen eilten Leute herbei, Bernhard zu sehen, seinen Rath und seine Belehrungen zu vernehmen; auch die stürmische Gewalt kriegerischer Ritter beugte sich vor der Übermacht des Geistes, die sich ihnen hier in unansehnlicher Hülle entgegenstellte. Mit den Angesehensten des geistlichen und weltlichen Standes in und außer Frankreich stand Bernhard in Verbindung, an den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche nahm er thätigen Antheil, redete gegen Unordnungen, herrschende Laster und Mißbräuche unter den Geistlichen mit strafendem, rücksichtslosem Ernste. Für Unterdrückte und Leidende

verwandte er sich bei den Großen durch Fürbitten und ernste Rüge des ihnen geschehenen Unrechts; die Unabhängigkeit der Kirche vertheidigte er gegen Monarchen, und scheute auch gegen Päpste freimüthigen Widerspruch nicht, wo diese der Wohlfahrt des Ganzen zuwider handelten *). In dem Streite zwischen den Päpsten Anaclet und Innocenz (oben S. 423.) war er die vorzüglichste Stütze des Letztern. Seine Beredsamkeit verschaffte Innocenz Anerkennuug auf einer Versammlung der Bischöfe, welche König Ludwig VI. von Frankreich zur Entscheidung dieser Frage veranstaltet hatte. Er begleitete den Papst nach Lüttich zu König Lothar, dann nach Rom, und kämpfte überall für dessen Sache.

Die Briefe, in welchen der König und die Barone Jerusalems ihre Bedrängniß nach dem Verluste von Edessa schilderten, drückten ein besonders großes Vertrauen auf die bewundernswürdige Tapferkeit der Französischen Ritter aus, und erweckten bei diesen große Bereitwilligkeit, einem solchen Vertrauen zu entsprechen. Manche, deren Gewissen von einer Sündenschuld geängstigt wurde, beschlossen, es durch tapfern Kampf für die Sache Gottes davon zu reinigen. Zu diesen gehörte auch König Ludwig VII. von Frankreich. Er hatte einige Zeit vorher seinen Vasallen, den Grafen Thibaut von Champagne bekriegt, und Vitry mit Sturm erobert; da war von seinen Kriegern eine Kirche angezündet worden, in welcher die Flammen dreizehnhundert Menschen verzehrten. Darüber machte er sich heftige Vorwürfe, und ergriff gern die Gelegenheit, diese Schuld durch einen Zug ins heilige Land abzubüßen. Bernhard wurde um Rath gefragt, wollte aber ohne den Papst nicht entscheiden. Eugen III. antwortete beifällig, und gab Bern=

*) Neander, der heilige Bernhard und sein Zeitalter, Abschnitt I.

hard den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Man kann denken, mit welchem Eifer dieser einen solchen Beruf ergriff, mit welchem Nachdruck er ihn zu erfüllen strebte. Auf einer überaus zahlreich besuchten Versammlung zu Vezelay (um Ostern 1146), nahm König Ludwig das Kreuz, mit ihm seine Gemahlin, sein Bruder, viele Grafen, Bischöfe und Edle. Bernhard mußte die Kreuze viel mehr ausstreuen als austheilen, und da die vorhandenen nicht hinreichten, zerschnitt er seine eigenen Kleider zu Kreuzeszeichen. Durch ganz Frankreich fuhr das alte „Gott will es!" abermals wie ein Lauffeuer, und Bernhard konnte bald dem Papste von der gesegneten Wirkung seiner Predigten Bericht erstatten. Zugleich ermahnte er die Deutschen in kräftigen und dringenden Briefen, nicht zurückzubleiben.

Unter diesen trat in den Rheingegenden ein Mönch, Radulph, als Kreuzprediger auf. Er entflammte die Wuth des Volkes wider die Juden, von denen Viele mit schrecklichen Grausamkeiten ermordet wurden, bis König Konrad dem Unwesen Einhalt that. Bernhard äußerte sich in einem Briefe an den Erzbischof Heinrich von Mainz mit heftigem Unwillen darüber. „Siegt die Kirche, schrieb er, nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie sie täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie sie alle auf einmal durch das Schwert vertilgt? Soll vergeblich seyn jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihrem Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum Licht der Wahrheit erheben möge? Denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen würden, würde es überflüssig und vergeblich scheinen, für sie zu beten."

König Konrad III. war schon früher einmal in Pa=

lästina gewesen, und hatte keine Lust zu einer zweiten Reise dahin. Bernhard kam nach Deutschland, doch auch seinen persönlichen Vorstellungen schien es anfangs bei dem Könige nicht gelingen zu wollen. Als er aber zu Speier nach der Messe plötzlich eine Anrede an Konrad hielt, von den Wohlthaten sprach, welche er von Gott empfangen, und die er nun nicht vergelten wolle, ihn an das jüngste Gericht erinnerte, und an die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde; da rief der fromme König mit weinenden Augen aus: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar seyn. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Sogleich heftete ihm Bernhard ein Kreuz an, und überreichte ihm die auf dem Altar liegende Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. Sein Beispiel entflammte viele Deutsche Fürsten und Herren, selbst seinen bisherigen Gegner Welf, und den Kern der Deutschen Jugend, ihm zu folgen.

---

## 11. Der zweite Kreuzzug.

(1147—1149.)

Im Frühlinge des Jahres 1147 verließ das Deutsche Heer stattlich und zahlreich (es zählte allein siebzigtausend schwergeharnischte Reiter ohne die leichtbewaffneten und das Fußvolk) die Heimath, und zog durch Ungern und das Griechische Reich. Hier erhoben sich alsbald die früheren Streitigkeiten, die Griechen trauten den Pilgern böse Absichten zu, übertheuerten sie bei dem Verkaufe der Lebensmittel, und suchten ihnen sonst Schwierigkeiten in den Weg zu legen, während die Deutschen mit Gewalt nahmen was

ihnen zu theuer schien, oder wozu das Geld ihnen gänzlich fehlte. Nach manchen Zwistigkeiten und blutigen Händeln wurde das Heer nach Asien übergeschifft. Dort entstand Streit, ob man den kürzern aber gefährlichern Weg über Iconium, oder den längern aber sicherern längs der Meeresküste einschlagen solle. Konrad wählte das Erstere. Bald fanden die Deutschen Ursache über noch schlimmere Tücke der Griechen zu klagen, als in Europa. In die Städte ließ man sie nicht ein; Lebensmittel wurden entweder gar nicht geliefert, oder für vieles Geld von den Mauern an Stricken herabgelassen, und erst nachdem das Geld hinaufgezogen war; ja manche boshafte Betrüger ließen das Seil, wenn sie das Gold oder Silber empfangen hatten, gar nicht wieder hinunter, und spotteten der lauten Klagen, in welche die armen Hungrigen ausbrachen. Ja auch Kalk soll böslich unter die Speisen gemischt, und dadurch mancher Pilger vergiftet worden seyn. Immer tiefer kam man in das Land, aber Iconium wollte sich nicht zeigen, und die Pilger wurden höchst unwillig über die Griechischen Wegweiser. Doch wie groß war ihr Schrecken, als diese an einem Morgen gänzlich verschwunden waren! Sie hatten die Deutschen an einen Ort geführt, wo sie den Türken in die Hände fallen mußten, sey es, daß sie von diesen gewonnen waren, oder daß, wie Einige, aber wol irrig, behaupten, der Griechische Kaiser Emanuel selbst diesen Verrath angeordnet hatte. Noch rathschlagten die Deutschen, wie sie aus der wüsten, wasserlosen Einöde kommen möchten, in der sie sich befanden, als sie schon von zahllosen Türkischen Reitern umschwärmt wurden. Diese konnten hier alle Vortheile ihrer bekannten Fechtart im vollen Maaße geltend machen. In wenigen Tagen war das Deutsche Heer den unaufhörlichen Angriffen der rüstigen

und leichtbeweglichen Feinde fast gänzlich erlegen; kaum der zehnte Theil entrann, unter ihnen König Konrad, der sich nach Byzanz begab, wo ihn der Kaiser freundlich aufnahm. So groß war das Mißtrauen und die Eifersucht der Griechen, daß sie den Geschlagenen, seiner Kriegsmacht Beraubten weit lieber sahen, als den Führer zahlreicher Schaaren wider den gemeinsamen, unversöhnlichen Feind.

Indeß ging es den Franzosen nicht besser. Sie hatten denselben Weg, den die Deutschen genommen, nach Griechenland eingeschlagen, und dort ungefähr mit den nämlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. In der Gegend von Nicäa stießen sie auf die Trümmer des geschlagenen Deutschen Heeres, und um ähnliche Gefahren zu vermeiden, schlug Ludwig die Straße über Smyrna nach Ephesus ein. Kaum hatten sie den Mäander überschritten, so zeigten sich die Türken, die bald einen Theil des getrennten Heeres überfielen und die Meisten niederhieben. Die Übrigen erreichten Attalea, eine Seestadt in Pamphylien, von wo aus sich der König mit weniger Begleitung nach Antiochien einschiffte; die anderen Pilger sollten von den Griechen, einem abgeschlossenen Vertrage zufolge, zu Lande eben dahin geleitet werden. Statt aber ihr Wort zu erfüllen, verriethen sie die unglücklichen Kreuzfahrer an die Türken, plünderten sie aus, stießen sie in enge, finstere Wohnungen, und ließen sie dem Hunger und der Seuche zum Raube. Da begaben sich in ihrer höchsten Bedrängniß mehrere Tausende freiwillig in die Gefangenschaft der Türken, von denen sie eine bessere Behandlung erhielten, als von der abscheulichen Bosheit und Grausamkeit ihrer christlichen Glaubensgenossen.

Die Könige von Deutschland und Frankreich trafen in Jerusalem zusammen, und nachdem sich noch einige Mann-

schaft zu ihnen gefunden, brachen sie mit König Balduin III. zur Belagerung von Damaskus auf (1148). Diese Unternehmung wurde durch einen verrätherischen Rath der Morgenländischen Christen vereitelt, deren Einige schändlich genug waren, von den Muselmännern Gold zu nehmen, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Durch so viele traurige Erfahrungen im hohen Grade unmuthig gemacht, kehrten die Europäischen Könige in ihre Reiche zurück (1149).

Hier erhob sich bitterer Tadel gegen den Abt Bernhard, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt, und dadurch viele Tausende in ihr Verderben gerissen habe. Bernhard, der selbst den tiefsten Schmerz empfand, rechtfertigte sich gegen diese Vorwürfe, indem er den unglücklichen Erfolg des Kreuzzuges, der allerdings als ein Werk Gottes unternommen sey, von den Lastern und Vergehungen der Fürsten und Ritter herleitete, die sich in ihrem Leben nicht würdig bewiesen, der Gottheit als Werkzeuge zu dienen. In einer Zuschrift an den Papst Eugen führte er das Beispiel Mosis an, welcher das Jüdische Volk, weil es halsstarrig war und ungehorsam gegen Gottes Gebote, nicht in das verheißene Land brachte, wiewol er Alles auf Gottes Befehl gethan. „Es ist mir das Geringste, setzte er hinzu, gerichtet zu werden von Denen, welche das Gute böse und das Böse gut nennen, das Licht in Finsterniß und die Finsterniß in Licht verkehren. Denn so eines von beiden geschehen soll, so will ich lieber, daß die Menschen wider mich, als wider Gott murren."

Konrad III. mußte bald nach seiner Rückkehr aus Palästina, seinen bereits 1147 zum Nachfolger im Reiche erwählten Sohn Heinrich sterben sehen (1150) und zwei

Jahre darauf, am 15. Februar 1152, raffte ihn selbst zu Bamberg der Tod hin, als er eben im Begriff war, seinen Römerzug anzutreten, daher er auch den Kaisertitel nie geführt hat. Er hinterließ den Ruhm, das Königthum mit Verstand und Muth behauptet zu haben, obschon er gar manche im Deutschen Staatskörper herrschende Übel nicht gründlich hatte heilen können.

---

## 12. Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII.

(1108—1180.)

Die Geschichte des zweiten Kreuzzuges führt uns auf Frankreich. Hier war während der schwachen Regierung des unthätigen Philipps I. (1060—1108) noch Alles in dem frühern Zustande und die Gewalt des Königs sehr gering. Von Philipps Händeln mit Wilhelm dem Eroberer ist schon im vorigen Zeitraume (oben S. 361.) die Rede gewesen. Dagegen beginnt mit seinem Sohne Ludwig VI., dem Dicken, eine neue Periode in der Französischen Geschichte. Dieser war der erste in der Reihe der Capetinger, unter dem das königliche Ansehen sich gegen die zügellose Unabhängigkeit der Vasallen einigermaßen zu heben anfing. Sein einsichtsvoller Minister, der Abt Suger von St. Denis, hatte daran vorzüglich vielen Antheil. Die steigende Cultur, die Verbreitung mancher Bedürfnisse und die dadurch erzeugte größere Bedeutung des Handels und der Gewerbe, hoben im zwölften Jahrhundert im ganzen westlichen und südlichen Europa die Städte, welche bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hatten, ungemein (vergl. oben S. 418.). Ihr wachsender Wohlstand reizte aber zugleich die Habgier im hohen Grade, und

machte sie zum Ziele räuberischer Anfälle. Es war damals, nach der langen, schlaffen Regierung Philipps I., ein besonders tiefer Verfall der bürgerlichen Ordnung in Frankreich eingetreten. Die Vasallen des Königs in seinem unmittelbaren Gebiete trotzten ihm, und es kostete Ludwig VI. viele Mühe, sie zu unterwerfen. Der Landadel mit seiner Dienerschaft trieb öffentlich und ungescheut Straßenraub. Gegen diese frechen Angriffe von außen Schutz, und nach Innen Befreiung von dem Drucke der Feudalherren zu gewinnen, trachteten die Städte danach, Privilegien zu erlangen, welche ihnen eine Gemeinheitsverfassung gewährten; nahmen sie wol auch gewaltthätig mit Blutvergießen und manchem Frevel selbst, und suchten hinterher beim Könige die Bestätigung nach *). Solche Privilegien ertheilte Ludwig VI. einer Anzahl von Städten, weniger, wie es scheint, nach einem überdachten Plane, der königlichen Macht in ihnen ein Gegengewicht gegen die trotzigen Vasallen zu verschaffen, als in Folge des Geldbedürfnisses der Krone, da die Städte ihre Freiheiten für Geld erkaufen mußten **). So bildete sich in den Städten der dritte Stand (tiers-état), welcher allerdings späterhin ein großes Gewicht in die Wagschale der Krone legte, und dessen Emporkommen eine der wichtigsten und folgenreichsten Revolutionen in der Geschichte des Mittelalters ist. Die Könige konnten solche Privilegien anfangs nur auf ihrem unmittelbaren Gebiete ertheilen, aber die Großen folgten auf den ihrigen bald diesem Beispiele, und verkauften, wenn Geldnoth sie drängte, den Bürgern in ihren Gebieten Rechte und Privilegien.

Mit dem Könige Heinrich I. von England führte Lud-

*) Hüllmann Städtewesen des Mittelalters, Th. III. S. 4 fg.

**) Mably observations sur l'histoire de France, T. III. p. 94.

wig mehrere Kriege. Da Heinrich auch die Normandie besaß, so konnte es an Reibungen nicht fehlen; und diese bald ungemein vergrößerten Besitzungen der Könige von England in Frankreich legten den Grund zu einer Reihe von Kämpfen, die bis ins funfzehnte Jahrhundert dauerten.

Ludwig VI. starb 1137. Noch vor seinem Tode hatte er seinen Sohn und Nachfolger Ludwig VII. mit Eleonoren, der Erbin von Poitou und Guyenne, vermählt. Aber diese sehr wichtige Erwerbung blieb jetzt noch nicht bei Frankreich. Die Königin Eleonore, welche ihren Gemahl auf seinem Kreuzzuge begleitete, überließ sich dort einem ausschweifenden Wandel, so daß Ludwig sich von ihr zu trennen beschloß. Diesem Vorsatze widersetzte sich Suger, der während der Abwesenheit des Königs das Reich trefflich verwaltete, aus allen Kräften, damit Ludwig nicht genöthiget werde, das reiche Erbe seiner Gemahlin herauszugeben. Aber kaum war Suger todt (1152), so überwog der Gedanke an sein häusliches Glück bei Ludwig alle Gründe der Staatsklugheit; unter dem Vorwande allzu naher Verwandtschaft ließ er sich von Eleonoren scheiden. Sechs Wochen nach der Trennung war diese schon wieder an einen Gemahl, der ihr besser gefiel, verheirathet, an Heinrich Plantagenet, der bereits die Normandie, Anjou, Touraine und Maine besaß, jetzt noch Guyenne und Poitou erhielt, und bald darauf König von England wurde, auch die Bretagne erwarb. Die Könige von England waren nun Vasallen derer von Frankreich, aber Vasallen, die in Frankreich weit mehr Land besaßen als die Könige, und sie würden diese wol mit der Zeit ganz verdrängt haben, wie Hugo Capet die Karolinger, wenn sich nicht die Umstände für die Capetinger besonders günstig entwickelt hätten, wie die Folge zeigen wird.

In dieser Zeit hob sich in Frankreich besonders die dem Mittelalter eigenthümliche Art der Philosophie, welche von den geistlichen Schulen, in denen sie getrieben ward, die scholastische heißt. Wir werden von dieser im folgenden Bande im Zusammenhange sprechen, widmen aber hier noch den Lebensumständen eines der berühmtesten dieser Philosophen, auf die sehr oft angespielt wird, einen besondern Abschnitt.

---

## 13. Abälard und Heloise.

Peter Abälard, im Jahre 1079 in einem Flecken unweit Nantes geboren, vereinigte mit der schönsten männlichen Gestalt eine alles überwindende Beredsamkeit, tiefen Verstand, unersättliche Wißbegierde und den empfindlichsten Ehrgeiz. Dabei besaß er ein gefühlvolles Herz, viel Neigung zu den Künsten, und eine Gabe des Gesanges, die ihm alle Herzen gewann. Sein Geist trieb ihn, sich dem Lehrerberufe zu widmen, und sein Hauptstudium war dogmatische Theologie und Philosophie, womit er Bibelauslegung und Kenntniß der Classiker verband. Seine neuen Ansichten in jenen Wissenschaften erregten bald allgemeine Aufmerksamkeit. Er disputirte mit allen Lehrern der Klosterschulen in Paris, und zeigte ihnen auf empfindliche Weise ihre Schwächen. Er verließ hierauf Paris, und legte erst zu Melun, dann zu Corbeil eine Schule an, und wie mit magnetischer Gewalt zog er alle junge Geistliche, die sich der Studien wegen in Paris aufhielten, nach sich. Aus England, Spanien, Italien und Deutschland kamen ganze Haufen von Schülern nach Frankreich, bloß um Abälard

zu hören. Alle anderen Lehrer waren verlassen. Aus seiner Schule sind gegen zwanzig Cardinäle, und mehr als funfzig Bischöfe und Erzbischöfe hervorgegangen.

Als er das zweite Mal sich in Paris aufhielt, nahm ihn ein alter Domherr, Fulbert, zum Lehrer seiner achtzehnjährigen schönen Nichte, Heloise, an, eines Mädchens von den vortrefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Abälard hatte nur kurze Zeit dieses Haus besucht, als die großen, glänzenden Eigenschaften seines Geistes des Mädchens innigste Bewunderung und Verehrung erweckten. Sie sah in ihm den vollkommensten Mann, wie er in ihr das edelste weibliche Wesen verehrte. Die Einsamkeit der Lehrstunden, die bald nur zum Vorwande verliebter Zusammenkünfte dienten, lockte verführerisch, und nach einiger Zeit fühlte Heloise die Folgen ihres Fehltritts. Abälard entführte sie, und brachte sie zu seiner Schwester, wo sie mit einem Knaben niederkam. Fulbert wüthete vor Zorn, indeß besänftigte ihn Abälard, indem er Heloise insgeheim heirathete. Als er sie aber bald darauf in das Nonnenkloster zu Argenteuil brachte, hielt Fulbert dies für einen neuen Schimpf. Er sann auf schreckliche Rache, und ließ den unglücklichen Abälard in einer Nacht auf seinem Zimmer überfallen und entmannen. Ergriffen von Scham und tiefer Betrübniß ward Abälard Mönch und ging in das Kloster St. Denis in Paris. Als hier die ausgelassenen Mönche den strengen Sittenrichter nicht mehr dulden wollten, nahm er seine Wohnung in einer abgelegenen Zelle des Klosters, die aber den zahllosen Schwarm von Schülern nicht fassen konnte, die noch immer seinen Unterricht begehrten. Dies bereitete Abälard neue Leiden, indem der Neid erwachte und ihn mit aller Heftigkeit verfolgte. Er hatte um diese Zeit zum Behufe seiner Vorlesungen eine Abhandlung über die Drei=

einigkeit geschrieben; diese griffen seine Feinde an, und behaupteten, sie enthalte ketzerische Lehren. Abälard wurde vor eine im Jahre 1121 zu Soissons gehaltene Synode gefordert, dort genöthigt, selbst sein Buch ins Feuer zu werfen, und zur Einsperrung verurtheilt. Aber der ungerecht Unterdrückte fand desto mehr Freunde, und seine beschämten Gegner mußten ihm erlauben, wieder in das Kloster zurückzukehren. Hier zog ihm jedoch seine Freimüthigkeit neue Verfolgungen zu; endlich erhielt er die Erlaubniß, das Kloster zu verlassen. Nur von einem einzigen treuen Gefährten begleitet, eilte er den dunkelen Wäldern von Champagne zu. Auf dieser Irrfahrt erinnerte er sich eines angenehmen, ehemals von ihm bemerkten Thales, durch welches ein kleiner Fluß rann, unweit Nogent an der Seine. Er fand es, blieb die erste Nacht mit seinem Begleiter unter einem Baume; am Morgen machte er Anstalt, sich in der einsamen, wilden Gegend anzubauen. Er flocht sich eine Hütte von Baumästen, und führte in derselben einige Zeit ein Einsiedlerleben. Aber kaum hatten seine Schüler seinen neuen Aufenthalt ausgespäht, so wallfahrteten sie auch schon wie ehemals zu Hunderten zu ihm, und er mußte ihnen Vorlesungen unter den Bäumen halten. Sie richteten sich eine Menge Hütten in der Nähe der seinigen auf, schossen dann Geld zusammen, und baueten ihm ein Kloster auf, das er mit einem Griechischen Worte Paraklet, den Tröster, nannte.

Heloise lebte indeß als Priorin in dem Kloster Argenteuil. Als sie dieses nach einiger Zeit mit ihren Nonnen verlassen mußte, eröffnete ihr ein Zufall jetzt den glücklichsten Zufluchtsort, den sie sich wünschen konnte. Die Mönche von St. Gildas wählten den Abälard zu ihrem Abte, und er nahm die Einladung an. An seiner Stelle

zog nun Heloise in das verlassene Paraklet als Äbtissin ein, und ihr unglücklicher Gatte übernahm selbst das Geschäft, sie feierlich einzuführen. Die Arme liebte ihn noch immer mit der zärtlichsten Treue, sie richtete ihn oft durch die rührendsten Briefe auf; alle Widerwärtigkeiten, die er erfuhr, verwundeten ihre innerste Seele; ihr ganzes Sinnen war nur auf seine Beruhigung gerichtet.

Abälard hatte seinen Paraklet verlassen, weil die große Wirksamkeit, die er dort übte, seine Gegner von neuem erweckte. Zu diesen hatte sich jetzt ein Mann gesellt, den nicht kleinlicher Neid in Bewegung setzte, der aber eben darum Abälard furchtbarer wurde als die Übrigen, der heilige Bernhard. Als das Studium der Philosophie im Abendlande wieder erwachte und sich auf die Theologie richtete, um vermittelst der philosophischen Speculation die Übereinstimmung der Lehren des Christenthums mit den Ideen der Vernunft zu zeigen, erhob sich gegen sie eine andere Partei, welche diese philosophische Stütze ablehnte, weil sie von den auf diesem Wege leicht entstehenden Zweifeln für die Grundlage des Glaubens eher Erschütterung als Befestigung erwartete. Wie damals Abälard das Licht jener philosophirenden Theologen war, so der heilige Bernhard seiner ganzen Geistesrichtung gemäß das Haupt der zweiten Partei. Auf einer zahlreichen Synode zu Sens (1140) legte Bernhard Stellen aus Abälards Schriften vor, die er für ketzerisch erklärte, und als Abälard schwieg, verdammte die Kirchenversammlung jene Sätze. Abälard appellirte an den Papst, aber Innocenz II., bei dem Bernhard, wie wir wissen, sehr viel galt, bestätigte den Ausspruch des Conciliums, und sprach den Bann über alle Anhänger jener Lehren aus. Glücklicherweise war schon Friede zwischen den Gegnern geschlossen, als dieses Urtheil

des Papstes nach Frankreich kam. Der entkräftete Abälard war nämlich auf seiner Reise nach Rom nur bis Clugny gekommen, er wünschte, der Streitigkeiten und der Stürme seines unruhigen Lebens müde, eine Ruhestätte für seine letzten Tage, und diese verlieh ihm der Abt Peter zu Clugny, ein menschenliebender Mann, der die Wissenschaften schätzte, und sich freute, Abälards große Fähigkeiten und Kenntnisse zum Unterricht seiner Mönche benutzen zu können. Durch diesen trefflichen Geistlichen wurde Abälard mit dem heiligen Bernhard versöhnt, vom Papste losgesprochen, und hatte endlich einen Ort gefunden, wo er die letzten Jahre seines Lebens, unter Andacht, ruhigem Studiren und dem Unterricht der übrigen Mönche zubringen konnte. Da er erkrankte, schickte ihn Peter nach St. Marcell, wo er von der reinern Luft noch Hülfe für ihn hoffte, aber er starb daselbst, den 21. April 1142. Seinem Wunsche gemäß ward er im Paraklet bestattet. Heloise überlebte ihn noch ein und zwanzig Jahre, allgemein verehrt und geliebt. Sie starb den 17. Mai 1163, und ward neben ihren Abälard in die Gruft gesenkt.

---

Leipzig, gedruckt bei Fr. Brockhaus.

